



**Nr. 106, Juni 2016**

***Krisenreaktionen in Europa***

Baier - **Radikale Rechte in Europa**/Wiegel - **Die AfD nach den Landtags-Wahlen**/Dräger - „**Linker Aufbruch in Europa?**“/Chwala - **Frankreich: Nuit Debout**/Charlamenko/Havemann - **Russlands Wladimirisierung**

***Weltwirtschaft und Finanzmarktkapitalismus***

Goldberg - **Weltkonjunktur und Finanzmarktkrise**/Boris - **BRICS und die neue Weltordnung**/Massarrat - **Der Finanzmarktkapitalismus**

***Kapitalismus und Migration II***

Feldmann/Lütten/Ölkrug - **Migration durch Kapitalismus**/Pichl - **Kämpfe um das EU-Grenzregime**

***Weitere Beiträge***

Gräfe - **Die „Jahrhundertrede“ auf dem XX. Parteitag**/Adler - **KPD-Verbot vor 60 Jahren**/Schneidemesser/Kilroy - **Der Streikmonitor**/Fülberth - **Das Schweigen der Heiligen Kühe**

**Sowie:** Zuschriften, Berichte, Buchbesprechungen

Seit 2008: *Dauerkrise(n) in Europa*

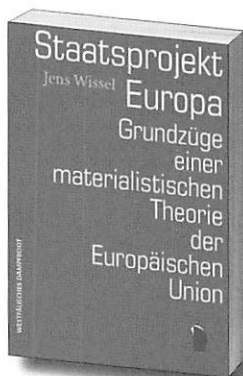
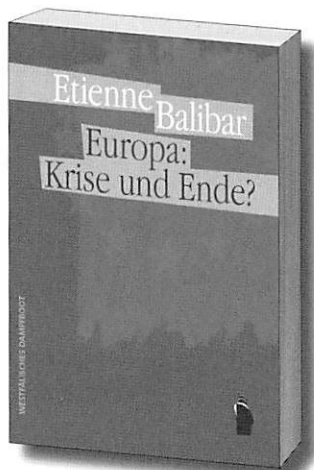
*Étienne Balibar*

**Europa: Krise und Ende?**

aus dem Französischen übersetzt  
von Frieder Otto Wolf

2016 - 276 Seiten - 24,90 €  
ISBN: 978-3-89691-842-0

Finanzkrise, Eurokrise, „Flüchtlingskrise“, Schuldenkrise, Grexit, Brexit, Rechtspopulisten gewinnen Wahlen: Die Krisen in Europa überlagern sich und sie sind auch eine Krise der Europäischen Union. Der große französische Theoretiker Étienne Balibar spitzt in seinem neuen Buch sein eingreifendes Denken auf die zentrale Frage zu: Wie kann diese Krise zum Ausgangspunkt eines demokratischen Neubeginns der europäischen Politik gemacht werden? Balibar greift in die aktuellen Debatten ein und vermittelt eine realitätsstüchtige Perspektive.



*Jens Wissel*

**Staatsprojekt EUropa:  
Grundzüge einer  
materialistischen Theorie  
der Europäischen Union**

2015 - 288 Seiten - 29,90 €  
ISBN: 978-3-89691-859-8



*Daniel Keil*

**Territorium, Tradition  
und nationale Identität**

Eine staats-theoretische Perspektive  
auf den Wandel nationaler Identität  
in der europäischen Integration

2015 - 279 Seiten - 29,90 €  
ISBN: 978-3-89691-730-0



*Ingo Stützel*

**Austerität als  
politisches Projekt**

Von der monetären Integration  
Europas zur Eurokrise

**2. korr. Auflage**  
2014 - 399 Seiten - 36,90 €  
ISBN: 978-3-89691-938-0



# **ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG**

**Vierteljahresschrift  
27. Jahrgang  
Heft 106 (Juni 2016)**

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

**Redaktionsbeirat:**

Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris,  
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt,  
Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler,  
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,  
Harald Werner

---

**Redaktion:**

Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch,  
David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel

---

---

**5 Editorial**

---

**Krisenreaktionen in Europa**

*Walter Baier*

**8 Radikale Rechte in Europa**

*Gerd Wiegel*

**20 Krisenreaktionen von rechts**

Die AfD nach den Landtags-Wahlen

*Klaus Dräger*

**32 „Linker Aufbruch in Europa?“**

– eine nüchterne Zwischenbilanz

*Sebastian Chwala*

**43 Frankreich in der politischen Krise**

Nuit Debout – Aufschwung der Linken trotz Krise der Parti socialiste?

*Alexander Charlamenko/Gudrun Havemann*

**48 Postsozialismus = Kapitalismus + Wladimirisierung  
des ganzen Landes?**

---

**Weltwirtschaft und Finanzmarktkapitalismus**

*Jörg Goldberg*

**56 Rezessionsgefahren, säkulare Stagnation oder  
Neue Mittelmäßigkeit?**

Die Weltkonjunktur und die Finanzmarktkrise

*Dieter Boris*

**67 BRICS und die neue Weltordnung**

*Mohssen Massarrat*

**78 Der Finanzmarktkapitalismus**

Warum postkapitalistische Perspektiven blockiert werden

---

**Kapitalismus und Migration II**

*Dominik Feldmann/John Lütten/Patrick Ölkrug*

**110 Migration durch Kapitalismus – Migration im Kapitalismus**

Begriffe, Motive, Dimensionen und Klassenfragen



*Maximilian Pichl*

- 125** „Mit Recht gegen Grenzen“  
Juridische Kämpfe um das EU-Grenzregime

## **1956 – XX. Parteitag und KPD-Verbot**

*Karl-Heinz Gräfe*

- 133** Die „Jahrhundertrede“ auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956  
und ihre Wirkungen

*Hans-Henning Adler*

- 150** KPD-Verbot vor 60 Jahren  
Eine rechtlich-politische Nachbetrachtung aus historischem Abstand

## **Weitere Beiträge**

*Lea Schneidemesser/Juri Kilroy*

- 160** Der Streikmonitor

*Georg Fülberth*

- 172** Das Schweigen der Heiligen Kühe

## **Diskussion, Kritik, Zuschriften**

*Friedrich Carl/Paul Oehlke*

- 176** Replik auf Olaf Gerlach, Z 105 (März 2016)

## **Berichte**

*Steffen Niese*

- 181** Demokratisierung Europas?  
Marburg, 11. Februar 2016

*Alexander Amberger*

- 182** Staat und Energiekonzerne fünf Jahre nach Fukushima  
Berlin, 10. März 2016

*Lennart Michaelis*

- 183** Kapitalismus und Migration  
Frankfurt/M., 14. bis 18. März 2016

*Kai Köhler*

- 187** Bertolt Brecht und Hanns Eisler: „Die Maßnahme“  
Berlin, 8. April 2016

*André Leisewitz*

- 189 Kriminelles Kapital**  
Frankfurt/M., 16. April 2016

*Sebastian Wehrhahn*

- 191 Aufstehen gegen Rassismus**  
Frankfurt/M., 23. und 24. April 2016

**193 Buchbesprechungen**

- Georg Lukács – essentials (Daniel Göcht zu Lothar Peter)  
 Eine neue Bucharin-Biographie (Gert Meyer zu Wladislaw Hedeler)  
 Zur Biographie Werner Scholems (Karl Unger zu Ralf Hoffrogge)  
 Kommunismus – Ende der Warenökonomie? (André Leisewitz zu Hermann Jacobs)  
 Der Staat (Jürgen Reusch zu Frank Deppe)  
 Marxistischer Feminismus (Michael Zander zu Frigga Haug/Ruth May)  
 Ökologische Krise, Kapitalismus und westlicher Rationalismus (Jörg Goldberg zu Gerhard Armanski)  
 Ein politisches Leben in Albanien (Werner Röhr zu Erwin Lewin)  
 Wiederkehrend: „Millionen stehen hinter mir!“ (Manfred Weißbecker zu Karsten Heinz Schönbach)  
 Späte Erkenntnisse (Siegfried Prokop zu Ulrich Mühlert)  
 Am Beispiel Marburg (Elisabeth Abendroth zu Sebastian Chwala u.a.)  
 Nicht nur eine Erpressergeschichte (Klaus Dräger zu Andreas Wehr)  
 Kapitalismus als Fluchtursache? (Michael Zander zu Slavoj Žižek)

**230 Impressum**

**231 Autorinnen und Autoren**

## Editorial

Europa existiert seit bald einem Jahrzehnt im Krisenmodus. Alle europäischen Gesellschaften sind geprägt durch neoliberale Deregulierung, Konkurrenzaktivierung, wachsende Sektoren von Armut und Prekarität. Die gesellschaftliche Polarisierung ist mit Entwertungserfahrungen und Abstiegsängsten bis weit in die Mittelschichten verbunden. Dies ist das soziale und psychologische Milieu einer Rechtsentwicklung unter Krisendruck, die wir gegenwärtig in Europa erleben. Flucht und Migration nach Europa sind in den letzten anderthalb Jahren als zusätzlicher Katalysator dieser Rechtsentwicklung genutzt worden. Die Ergebnisse der Landtagswahlen vom März d. J. oder der jüngsten Präsidentschafts-Wahlen in Österreich sind nur Schlaglichter in diesem Prozess. Demgegenüber hat die Linke Rückschläge zu konstatieren. Diese Fragen behandelt der Themenschwerpunkt „Krisenreaktionen in Europa“.

*Walter Baier* gibt einen Überblick über die „Radikale Rechte in Europa“. Er unterscheidet zwischen rechtsextremen Parteien, die sich explizit in eine nazistische Tradition stellen, und Rechtsradikalen bzw. Rechtspopulisten, die sich davon abgrenzen. Den Aufstieg der in verschiedenen Fraktionen des EU-Parlaments organisierten Kräfte zeigt er als europäisches Phänomen. Die Behauptung, insbesondere die Arbeiter wählten rechts, weist Baier zurück, vielmehr gewinne die radikale Rechte Zuspruch aus verschiedenen Klassen und Schichten. „Die Ursachen für den Aufstieg der rechtsradikalen Parteien (...) schließen zahlreiche politische und kulturelle Faktoren ein: Neben Krise, Prekarität und Abstiegsangst der Mittelschichten sind es der Verfall der Sozialdemokratie, der, wenn er auf der Linken nicht durch eine glaubwürdige radikale Alternative kompensiert wird, die Enttäuschung über das politische System nur allzu leicht auf die Mühlen der radikalen Rechten leitet.“ (S. 17) *Gerd Wiegel* analysiert Aufstieg und Ziele der AfD. In einem ersten geleakten Programmtext hatte sich die Partei als ein „Haufen herzloser Konservativer und völkischer Marktradikaler“ entpuppt, der „programmatisch offenbar deutlich neben ihrer frisch bejubelten Wählerklientel“ lag. Die nun beschlossene Fassung „spiegelt die politischen Vorstellungen einer konservativreaktionären, nationalistischen und rechtspopulistischen Partei“ wider. Diese sei bei den zurückliegenden drei Landtagswahlen besonders unter Arbeitern erfolgreich gewesen. „Offensichtlich ist es der AfD gelungen, soziale Ängste und Sorgen mit dem Thema Geflüchtete zu verbinden und die Angst vor einer potenziellen Konkurrenz um die knapp gehaltenen öffentlichen Ressourcen für sich nutzbar zu machen.“ (S. 23)

Der Wahlsieg von Syriza im Januar 2015 hatte bei vielen Linken, insbesondere auch beim politischen Zusammenschluss der Europäischen Linken (EL), die Hoffnung erzeugt, es werde nun in einer Art Dominoeffekt auch in anderen europäischen Ländern zu einer Verschiebung der Kräfteverhältnisse nach links und damit zu einer Aufweichung der Austeritätspolitik kommen. *Klaus Dräger* setzt dieser Erwartung eine nüchterne Analyse der Kräfteverhältnisse in der EU und vor allem in Griechenland, Portugal, Irland und Spanien entgegen. Seine Zwi-

schenbilanz: Es ist eine starke Fragmentierung des politischen Spektrums zu verzeichnen, in etlichen Ländern ist die Sozialdemokratie weiter auf dem absteigenden Ast, verbliebene Mitte-Links-Regierungen (Italien, Frankreich) sind auf Austerität und neoliberale Strukturreformen gepolt, rechtspopulistische Parteien, die sich als „antisystemische“ Kräfte profilieren, sind im Aufschwung. Formationen der radikalen Linken in Spanien und Portugal sind zwar erstarkt, aber bei weitem nicht in dem Maß, dass sie eine politische Linkswende durchsetzen könnten. Die Linke wird in weiten Bereichen als Teil des Establishments wahrgenommen. Dräger unterstreicht: Eine ohne Tabus geführte Debatte unter Linken über diese Probleme ist bitter nötig. *Sebastian Chwala* untersucht die „Nuit Debout“-Bewegung in Frankreich vor dem Hintergrund des Aufstiegs des Front National und der Krise des Parti Socialiste. Einerseits konstatiert er das stärker werden einer linken politischen Opposition. Andererseits betont er, dass dieser linksoppositionelle Aufbruch bislang keinen parteipolitischen Ausdruck findet. Der Blick in eine andere Himmelsrichtung zeigt, in welchem Ausmaß im postsowjetischen Russland Putins rechte und religiös fundierte Tendenzen Konjunktur haben. Im Gespräch mit *Gudrun Havemann* analysiert *Alexander Charlamenko* die derzeitige ideologische Bedeutung der Religion in Russland. Charlamenko zeichnet nach, wie insbesondere der Kult um den Fürsten Wladimir an konterrevolutionäre russische Traditionen anknüpft und betont, dass diese Zuwendung zur Religion nicht als Ausweis der Stärke des gegenwärtigen russischen Regimes interpretiert werden kann.

\*\*\*

*Weltwirtschaft und Finanzmarktkapitalismus*: Die Folgen der Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise von 2008 prägen noch immer die globale wirtschaftspolitische Agenda. Vor dem Hintergrund der internationalen Wirtschaftslage im Frühjahr 2016 vertritt *Jörg Goldberg* die These, dass der klassische Konjunkturzyklus in den entwickelten kapitalistischen Ländern gestört sei. Hauptmerkmal ist die anhaltende Investitionsschwäche und die damit verbundene Aufblähung der Finanzmärkte. Die derzeit herrschende Niedrigzinsphase ist einerseits eine Folge dieser Aufblähung, wirkt aber andererseits verstärkend auf diese zurück. Der wirtschaftliche Aufstieg der Schwellenländer und deren Emanzipation von der westlichen Dominanz haben neue, globale Akteure auf den Plan gerufen. *Dieter Boris* schildert die Herausbildung der BRICS-Gruppe und deren Institutionalisierung. Obwohl einige Mitgliedsländer derzeit mit wirtschaftlichen und politischen Krisen zu kämpfen haben, habe die Gruppe sich stabilisiert und beeinflusse die globalen Kräfteverhältnisse. Allerdings ist derzeit noch nicht absehbar, ob dieser Einfluss zur Entwicklung einer gerechteren Weltwirtschaftsordnung beitragen wird. *Mohsen Massarrat* setzt sich in Abgrenzung zu Hilferdings Verständnis des Finanzkapitals mit dem Begriff des Finanzmarktkapitalismus (FMK) auseinander, den er als eine spezifische historische Kapitalformation schildert, in der Kapitalakkumulation durch Umverteilung im Vordergrund steht. Der FMK blockiere Reformen im Kapitalismus und damit auch postkapitalistische Perspektiven. Daher sollten antikapitalistische Bewegungen den Kampf gegen die den FMK tragenden Teile des Kapitals in den Vordergrund ihrer Anstrengungen stellen und gesellschaftliche Allianzen bilden, die auch den Mittelstand einbeziehen.

\*\*\*

*Kapitalismus und Migration II:* In Fortsetzung des Schwerpunkts aus Z 105 (März 2016) bringen wir zwei Beiträge von der diesjährigen „Marxistischen Studienwoche“, die demselben Thema gewidmet war. *Dominik Feldmann, John Lütten* und *Patrick Ölkrug* zeichnen die Verbindungen zwischen den Widersprüchen des kapitalistischen Weltsystems und den regionalen und globalen Migrationsbewegungen nach. Sie liefern aktuelle quantitative und Struktur-Daten, beleuchten die Klassenfrage in Bezug auf die Zukunft der Geflüchteten in Deutschland und ergründen die häufigsten Fluchtursachen. *Maximilian Pichl* untersucht die juristische Seite von Migration, Asylpolitik und Grenzregimen auf der europäischen Ebene. Diskutiert wird die Strategie, durch Klagen vor dem europäischen Gerichtshof das „transnationale“ Flüchtlingsrecht über Präzedenzfälle und Musterurteile im Sinne der Menschenrechte mit zu gestalten.

\*\*\*

*Weitere Beiträge:* Nicht nur für die Kommunisten, für die Linke insgesamt brachte das Jahr 1956 tiefe Einschnitte. Dies gilt insbesondere für den XX. Parteitag der KPdSU und – in der Bundesrepublik – für das Verbot der KPD. *Karl-Heinz Gräfe* gibt anhand neuerer, insbesondere russischsprachiger Literatur einen Überblick zur „Jahrhundertrede“ Chruschtschows und zu den Massenrepressalien der Stalinperiode. In seiner „rechtlich-politischen Nachbetrachtung“ zum KPD-Verbot behandelt *Hans-Henning Adler* den historischen Kontext des Kalten Krieges und die Entscheidungsbegründung des Bundesverfassungsgerichtes. Nach den Analysen ausgewählter Streiks in Z 103 (September 2015) wird im vorliegenden Heft ein neues Untersuchungsverfahren („Streikmonitor“) vorgestellt, mit dem in Ergänzung zur bestehenden Berichterstattung verschiedener Institutionen systematisch Informationen über Streiks in der Bundesrepublik gesammelt werden sollen. *Lea Schneidmesser* und *Juri Kilroy* erläutern das Verfahren und werten erste Befunde aus. Eine halbjährliche Berichterstattung ist geplant (Förderprojekt der Heinz Jung-Stiftung). K. H. Tjaden und Margarete Tjaden-Steinhauer haben u.a. in dieser Zeitschrift zahlreiche Beiträge zur Weiterentwicklung historisch-materialistischer Gesellschaftstheorie, publiziert – Anregungen, die *Georg Fülberth* aus gegebenem Anlass resümiert, womit zur Debatte ermuntert werden soll. Es folgen ein weiterer Diskussionsbeitrag zur Innovationsökonomie sowie die Rubriken „Berichte“ und „Buchbesprechungen“.

\*\*\*

Der Abschluss dieses Heftes wurde überschattet vom Tod unseres Freundes, langjährigen Arbeitskollegen und Genossen Hermann Lenke. Er gehörte seit 1986 zum Mitarbeiterkreis des IMSF und hat nach 1990 in der ihm eigenen unpräzisen Weise die Z-Arbeit in vielfältiger Weise unterstützt. Wie sehr wir ihm zu Dank verpflichtet sind, werden wir erst in Zukunft ermessen können.

Z 107 (September 2016) wird als Schwerpunktthema die aktuelle Debatte um „Transformation des Kapitalismus“ behandeln.

Walter Baier

## Radikale Rechte in Europa

„Österreich ist eine kleine Welt,  
in der die große ihre Probe hält.“

Marie Ebner-Eschenbach (1830 – 1916)

### Österreichische Erfahrungen

Der Sieg des Kandidaten der radikal rechten FPÖ, Norbert Hofer, in der ersten Runde der Präsidentenwahl in Österreich hat im In- und Ausland für Irritation gesorgt. Innenpolitisch steht er für den Bankrott der aus konservativen Christdemokraten und Sozialdemokraten gebildeten Koalition, die das Land ein dreiviertel Jahrhundert regiert haben.

Als Bundespräsident würde Norbert Hofer den Schlüssel in der Hand halten, über eine von ihm selbst herbeigeführte Krise der Institutionen den Weg zu Neuwahlen frei zu sprengen<sup>1</sup>, um, wie der Chefkomentator der Wiener Tageszeitung *Der Standard* warnt, die „Orbanisierung Österreichs“ einzuleiten.

In der zweiten Runde wird es Norbert Hofer mit dem Kandidaten der Grünen, Alexander Van der Bellen zu tun haben, einem Politiker, den man am trefendsten als moderat und liberal beschreibt. Mit gutem Grund hat sich die österreichische Linke, einschließlich der KPÖ, entschlossen, für dessen Wahl<sup>2</sup> aufzurufen. Noch ist nichts entschieden, aber die Gefahr ist evident.

Von Viktor Orbán unterscheidet sich die FPÖ in einem wesentlichen Detail. Ihr Nationalismus bezieht sich nicht auf die eigene Nation. Als Repräsentantin der *deutschnationalen* Tendenz der österreichischen Rechten erachtet sie die deutsch sprechenden Österreicher innen als Teil einer deutschen „Volks-, Sprach- und Kulturgemeinschaft“.<sup>3</sup> Ein Sieg Norbert Hofers würde so eine

---

<sup>1</sup> Sollte Norbert Hofer seinen Erfolg im zweiten Wahlgang bestätigen, könnte ein für die Schlaperei der Republik Österreich im Umgang mit sich selbst typisches Detail eine fatale Wirkung entfalten. Die Rolle des Bundespräsidenten ist in der österreichischen Verfassung nämlich keineswegs so eindeutig auf eine reine Repräsentation festgelegt, wie sie die bisherigen Amtsinhaber ausgeübt haben. In der aktuellen Ausgestaltung geht sie auf eine Verfassungsnovelle zurück, die die Sozialdemokraten ihren christdemokratischen Widersachern zugestanden, als diese Ende der 1920er-Jahre bereits unverkennbar auf die Diktatur zusteueren. Durch diese wurde dem seit damals durch Volkswahl bestimmten Staatsoberhaupt nicht nur der Oberbefehl über die Streitkräfte, sondern auch die Kompetenz übertragen, die Regierung zu entlassen und das Parlament aufzulösen. 1945 wurde gegen den Widerstand der damals mitregierenden Kommunistischen Partei darauf verzichtet, dieses Stück autoritären Präsidialsystems aus der wieder in Kraft gesetzten Verfassung der Republik zu entfernen.

<sup>2</sup> Der Redaktionsschluss dieser Ausgabe lag vor dem Termin der Stichwahl am 22. Mai (d. Red.).

<sup>3</sup> Wörtlich heißt es im gültigen Programm der FPÖ: „Sprache, Geschichte und Kultur Österreichs sind deutsch. Die überwiegende Mehrheit der Österreicher ist Teil der deutschen Volks-, Sprach- und Kulturgemeinschaft.“ In: „Parteiprogramm der Freiheitlichen Partei (FPÖ). Beschlossen vom Bundesparteitag am 18.6.2011 in Graz“, [www.fpoe.at/fileadmin/Content/portal/PDFs/\\_dokumente/2011\\_graz\\_parteiprogramm\\_web.pdf](http://www.fpoe.at/fileadmin/Content/portal/PDFs/_dokumente/2011_graz_parteiprogramm_web.pdf).

Bresche in den bislang die Republik Österreich tragenden Konsens der nationalen Eigenständigkeit schlagen. Dies muss sich nicht kurzfristig auswirken, aber im Szenario der Krise der EU und angesichts des Aufstiegs der radikalen Rechten in Deutschland wäre dies eine neue und verstörende europäische Tatsache.

Der Deutschnationalismus bildet indessen nicht nur den harten Kern des deutschgeprägten Österreich-Bewusstseins der FPÖ; er erlaubt ihr auch den Schulterschluss mit der einflussreichen Subkultur Deutscher Burschenschaften (in Österreich), neurechter Zeitschriften, der Kameradschaft der ehemaligen SS-Angehörigen, dem Kärntner Abwehrkämpferbund und dem Österreichischen Turnerbund, die ihrerseits den Resonanzboden der rechtsradikalen und neonazistischen Agitation im Lande bilden. Die regelmäßigen so genannten „Tabubrüche“<sup>4</sup> – gemeint sind positive Bezugnahmen von Parteigrößen auf das Dritte Reich – stellen trotz der meist eifertig nachgereichten Entschuldigungen und Richtigstellungen auch keine Entgleisungen dar, sondern bedienen exakt dieses Milieu, in dem die Partei Nachwuchs und Intellektuelle<sup>5</sup> rekrutiert.

Der Deutschnationalismus und die Affinität zum Nationalsozialismus sind ideologischer Kernbestand der FPÖ, aber das erklärt nicht ihren Erfolgslauf, der 1986 mit der Übernahme des Parteivorsitzes durch Jörg Haider einsetzte. Damals stand die Partei – übrigens in einer Koalitionsregierung mit der SPÖ – bei knapp 5 Prozent. Heute sehen sie die Umfragen bei 30 Prozent.

SPÖ-Wähler_innen	89
ÖVP-Wähler_innen	71
GRÜNE-Wähler_innen	94
NEOS-Wähler_innen	81
FPÖ-Wähler_innen	30

<sup>4</sup> Die beiden wohl bekanntesten „Tabubrüche“ sind die folgenden: Jörg Haider (1988): „Das wissen Sie so gut wie ich, dass die österreichische Nation eine Missgeburt gewesen ist, eine ideologische Missgeburt, denn die Volkszugehörigkeit ist die eine Sache, und die Staatszugehörigkeit ist die andere Sache.“ Und: Jörg Haider vor dem Kärntner Landtag (1991): „Na, das hat's im Dritten Reich nicht gegeben, weil im Dritten Reich haben sie ordentliche Beschäftigungspolitik gemacht, was nicht einmal Ihre Regierung in Wien zusammenbringt. Das muss man auch einmal sagen.“ *Die Presse* (10.10.2013), [http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/1462760/Ideologische-Missgeburt\\_Haiders-umstrittenste-Sager?from=suche.intern.portal](http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/1462760/Ideologische-Missgeburt_Haiders-umstrittenste-Sager?from=suche.intern.portal)

<sup>5</sup> 11 von 38 Abgeordneten der FPÖ zum österreichischen Nationalrat sind Deutsche Burschenschafter, das heißt sie bekennen sich nicht zur österreichischen Nation.

<sup>6</sup> „Wahltagsbefragung“, Quelle ISA/SORA, 11. Oktober 2015; zitiert nach orf-online: <https://www.facebook.com/ZeitimBild/photos/a.381568636877.161891.182146851877/10153571900376878/?type=3&theater>



Ein Blitzlicht auf die komplexen Ursachen dieser Entwicklung liefert eine Wähler\_innenbefragung, die im Nachklang auf die Wiener Gemeinderatswahl im Herbst 2015 publiziert wurde. Bei dieser Nachwahl kam die FPÖ auf knapp ein Drittel der Stimmen, wobei ihre Stimmengewinne am stärksten in den ehemaligen Hochburgen der Sozialdemokratie ausfielen. Wien zeigte sich hier zweigeteilt. Die Wähler\_innen aller Parteien, mit Ausnahme der FPÖ, schienen sich in ihrer Stadt wohl zu fühlen. Umgekehrt werden die Wähler\_innen, die mit der Qualität ihres Lebens in der Stadt nicht zufrieden sind, zu 70 Prozent von der FPÖ repräsentiert. Damit war die FPÖ auch jene Partei, die von der insgesamt gestiegenen Wahlbeteiligung am meisten profitieren konnte.

Das sich manifestierende Monopol einer rechtsradikal-populistischen Partei bei der Vertretung der Unzufriedenen hätte in Zeiten steigender Arbeitslosigkeit, wachsender Angst vor sozialem Abstieg und allgemein prekärer werdenden Lebensumständen bereits voriges Jahr die SPÖ als Wetterleuchten des über sie hereinbrechenden Unwetters alarmieren müssen.

Der drei Jahrzehnte kontinuierlich andauernde Aufstieg der FPÖ bedeutet andererseits auch das Scheitern aller gegen sie angewandten Gegenstrategien. Von der Verharmlosung bis zur schrittweisen Übernahme der ausländerfeindlichen Agenda durch die Sozialdemokratie, von der Dämonisierung in der liberalen Presse und dem Versuch, einen *Cordon sanitaire* politischer Korrektheit zu errichten, bis zum Aktivismus der linksradikalen Gruppen, für die der antifaschistische Straßenkampf gleichbedeutend mit dem Kampf gegen den kapitalistischen Staat ist.

Als besonders kontraproduktiv allerdings erwies sich, dass Teile der SPÖ die gegen die FPÖ wirkenden antifaschistische Reflexe in Wahlkämpfen instrumentalisierten, um sie dann regelmäßig durch die von ihr in Regierung und Parlament betriebene Politik zu enttäuschen.<sup>7</sup>

## **Faschistisch, populistisch, rechtsradikal oder rechtsextrem?**

Wie überall neigt man auch in Österreich dazu, die Besonderheit der eigenen politischen Erfahrung zu übertreiben. Der Blick auf die Ergebnisse der Europaparlamentswahlen (Tab. 2) relativiert diese Sicht, zeigt sich doch ein europaweiter Prozess.

Das Spektrum der Rechtsaußenparteien ist vielfältig. Sinnvoll ist, zwischen *Rechtsextremismus* und *Rechtsradikalismus* zu unterscheiden. Als *rechtsextrem* werden Parteien und Gruppen bezeichnet, die Gewalt anwenden und sich in den meisten Fällen ostentativ in die Tradition des Nationalsozialismus stellen, das heißt, an dessen Symbolik und Rhetorik anknüpfen. In dieses Kapitel gehören die griechische *Goldene Morgenröte*, der ungarische *Jobbik* und die *British National Party*. Den speziellen Fall eines modernisierten Rechtsextremismus bilden die „identitären Bewegungen“, die ideologisch nicht am Natio-

<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang muss die Ausnahme, der Wiener Bürgermeister Michael Häupl, erwähnt werden, der entgegen der Regierungspolitik und der Bundesführung der SPÖ den Rechtsschwenk in der Flüchtlingspolitik nicht mitmachte.

nalsozialismus anknüpfen, sondern ihre aggressiven Aktionen mit der von der Neuen Rechten entwickelten Idee des Ethnopluralismus legitimieren. Im Unterschied zu rechtsextrem werden als *rechtsradikal oder rechtspopulistisch* Parteien bezeichnet, die sich vom Rechtsextremismus distanzieren und behaupten, sich im Rahmen der parlamentarischen Demokratie zu bewegen. Zu diesen modernisierten Rechtsaußenparteien zählen beispielsweise *UKIP* (Unabhängigkeitspartei des Vereinigten Königreichs), der französische *Front National*, die *Dänische Volkspartei*, die *Schwedendemokraten*, die *niederländische Partei für die Freiheit*, *Polens Partei Recht und Gerechtigkeit*, die *[Wahren] Finnen* und die *FPÖ*.

**Tab. 2: Rechtsaußenparteien im Europaparlament<sup>8</sup>**

Legislaturperiode	Anteil der Sitze Rechtsaußenparteien (Prozent)
2014-2019	22,9
2009-2014	15
2004-2009	12,5
1999-2004	11

Die Grenzen zwischen Rechtradikalismus und Rechtsextremismus sind porös und beweglich. Nach den letzten Wahlen sind in Polen eine rechtsradikale und eine rechtsextreme Partei im Sejm vertreten, in Ungarn leben *FIDESZ* und *Jobbik* trotz politischer Konkurrenz eine partielle Symbiose, und in Österreich bietet die FPÖ, die weithin als Teil des politischen Mainstreams akzeptiert ist, der neonazistischen Subkultur einen sicheren Hafen.

Das Spektrum der rechtsradikalen Parteien ist in sich selbst fragmentiert. Allerdings rechtfertigen die gemeinsamen charakteristischen Eigenschaften, die in unterschiedlicher Kombination in allen Fällen existieren, von einer Parteienfamilie zu sprechen. Diese Eigenschaften sind:<sup>9</sup>

- Populistischer Politikstil („Volk gegen Eliten“; „Anti-System“)
- Autoritäres Gesellschaftsbild
- Völkischer Nationalismus (Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Anti-Europäismus)
- Sozialer Chauvinismus (Sozialstaat ausschließlich für Inländer\_innen)

Sieben Wochen nach den Wahlen in Polen, die der Partei „PiS – Recht und Gerechtigkeit“ die absolute Mehrheit im Parlament brachten, las man in der *Zeit* folgendes: „Wie ein neuer Staat entsteht: Schritt für Schritt baut die neue Regierung Polen zu einem rechtsnationalen Staat um.“ Hervorgehoben wurden

<sup>8</sup> Jansen, Thilo (2016): *Geliebter Feind Rechtsaußenparteien und die Europäische Union*, Rosa Luxemburg Stiftung Rechtsaußenparteien und die Europäische Union, S. 8.

<sup>9</sup> Siehe etwa: Mudde, Cas (2014): *The Far Right and the European Elections*, in: *Current History Magazine* 03/2014; in: *Eurozine*, <http://www.eurozine.com/articles/2015-03-13-mudde-en.html>.

Einführung von Zensurmaßnahmen, politisch motivierte Kündigungen von Journalist\_innen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen und der Angriff auf das Höchstgericht. Ähnliches ist auch in Ungarn zu beobachten, wo FIDESZ die 2010 gewonnene Zweidrittelmehrheit nutzte, um ein neues Grundgesetz zu verabschieden. In dessen Präambel wird Ungarn als eine ethnisch begründete Kulturation definiert, womit ein neuer rechtlich bindender Maßstab für Gesetzgebung, Judikatur und Verwaltung geschaffen wurde. Die Auswirkungen sind inzwischen im gesamten gesellschaftlichen Leben einschließlich der Kultur- und Bildungspolitik zu spüren.<sup>10</sup>

## Die modernisierten Rechtsparteien sind eine Gefahr für die Demokratie

Die Rebellion der Populist\_innen ist ein Fake. Wenn überhaupt, handelt es sich dabei um eine konservative Rebellion, die die bestehenden Eigentums- und Machtverhältnisse unangetastet lässt.<sup>11</sup>

Ihre *Anti-System*-Rhetorik zielt auf die Bewahrung und Stabilisierung der sozio-ökonomischen Ungleichheit, allerdings in Zeiten der Krise und politischen Risiken für die Herrschaft durch Anwendung autoritärer, repressiver Mittel. Dazu will sie die geeignete Ideologie und das entsprechend rücksichtslose politische Personal bereitstellen.

Rechtsradikale Parteien, die die Führung von Regierungen übernehmen, wollen die Macht mit niemandem – und schon gar nicht mit dem Volk – teilen. Ihr Ziel ist es, es auf eine neue Weise zu repräsentieren. Daher ist logisch, dass der Front National unter dem Titel „Eine Verfassungsreform für die Wiedererrichtung der Demokratie“ als erstes die Verlängerung der Amtszeit des im politischen Systems Frankreich mit enormer Machtfülle ausgestatteten Präsidenten fordert.<sup>12</sup>

Die direkte Demokratie, von der sie reden, zielt darauf, eine direkte und exklusive Beziehung zwischen Geführten und charismatischem Führer herzustellen. Auch wenn es so nicht ausgesprochen wird: Zu Ende gedacht ist die dafür adäquate Staatsform nicht die Demokratie, sondern die Diktatur, in der nach dem Prinzip regiert werden kann, „Wer gegen den Führer ist, ist gegen das Volk.“<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Eine eindrucksvolle Darstellung der gesellschaftspolitischen Veränderungen in Ungarn findet man in: Droppa, György (2016): *Recipe for turning a weak democracy into a strong dictatorship*, in: <https://prezi.com/ph3oq2cx9a02/recipe-for-turning-a-weak-democracy-into-a-strong-dictatorship/>

<sup>11</sup> Benjamin, Walter (1963): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt am Main, S. 42. Immer wieder lesenswert: „Der Faschismus versucht, die neu entstandenen proletarisierten Massen zu organisieren, ohne die Eigentumsverhältnisse, auf deren Beseitigung sie hindrängen, anzutasten. Er sieht sein Heil darin, die Massen zu ihrem Ausdruck (beileibe nicht zu ihrem Recht) kommen zu lassen.“

<sup>12</sup> „Notre Projet“ - Programme Politique du Front National (2012), S. 44ff.

<sup>13</sup> Scharsach, Hans-Henning: *Rückwärts nach rechts – Europas Populisten*, Wien 2002, S. 213.

Die Frage lautet, ob man den modernisierten Rechtsradikalismus als faschistisch bezeichnen soll. Meine Antwort ist ambivalent. Zu berücksichtigen ist einerseits, dass, wenn wir heute von *Faschismus* sprechen, wir aus der Retrospektive, d.h. in Kenntnis der einzigartigen Monstrosität des Nationalsozialismus sprechen. Doch Geschichte wiederholt sich nicht einfach. Außerdem kann es aus politischer Sicht keinen Sinn machen, Elektorate von einem Drittel der Bevölkerung als potentielle Komplizen eines Massenmordes anzusprechen, umso mehr als die so adressierten Parteien nicht müde werden, das Gegenteil zu beteuern.

Doch die zeitgenössische Perspektive war eine andere. Verstört stellt man bei Lektüre zeitgenössischer Autoren (Arthur Rosenberg, Antonio Gramsci, Walter Benjamin, Otto Bauer, Karl Polanyi u.a.) fest, dass der von ihnen beobachtete, sich zur politischen Massenbewegung formierende Faschismus jenes Bündel von Merkmalen aufweist, die man in der heutigen Politikwissenschaft als rechtspopulistisch bezeichnet.

## Die europäische Perspektive

Die Parteienfamilie der radikalen Rechten stellt sich als zerstritten dar, sodass ihre Mandatare im Europaparlament unter verschiedenen Dächern eine Heimstatt gefunden haben (vgl. Tab. 3). In folgenden Fraktionen des Europaparlaments sind rechtsradikale Parteien maßgeblich beteiligt:

- *EKR (Europa der Konservativen und Reformer)*. Hier fanden sich unter anderem die britischen Konservativen, die polnische Partei „PiS - Recht und Gerechtigkeit“ die „Alternative für Deutschland“, die „Dänische Volkspartei“, die „Wahren Finnen“ und die „Neue Flämische Allianz“ zusammen.
- *EFDD (Europa der Freiheit und der direkten Demokratie)*. Gebildet wird diese Fraktion zum großen Teil aus Mandataren der UKIP (Großbritannien) und der Fünf-Sterne-Bewegung von Beppe Grillo (Italien).
- *ENF (Europe der Nationen und Freiheit)*. In dieser 2015 gebildeten Fraktion sammeln sich „Front National“, FPÖ, PVV (Niederlande), „Lega Nord“ (Italien) und „Vlaams Belang“ (Belgien).

Keine dieser Fraktionen, die vor allem durch ihre Gegnerschaft zur Europäischen Union zusammengehalten werden, findet es anstößig, dass sich über sie ein warmer Regen europäischer Fraktions- und Parteienförderung ergießt. So erhielten die Rechtsaußenfraktionen im Europaparlament in der Periode 2009 bis 2014 20 Millionen Euro und ihre Europaparteien weitere 10,2 Millionen.<sup>14</sup>

Die Mandatare der explizit neofaschistischen „Goldenen Morgenröte“ (Griechenland) und „Jobbik“ (Ungarn) konnten an keine der drei Rechtsaußenfraktionen andocken und firmieren unter „Fraktionslose“. Die ungarische FIDESZ, die man als eine rechtsradikale Partei bezeichnen kann, hat ihren Platz in der Europäischen Volkspartei (EVP) an der Seite von Christdemokraten gefunden.

<sup>14</sup> Jansen, Thilo, a.a.O., S. 33.

Die Unterschiede und Gegensätze zwischen den rechtsradikalen Parteien sind real. Doch sollte man ihre Spaltung nicht nur als Fragmentierung interpretieren. Sie ermöglicht – unbeabsichtigt, aber deswegen nicht unwirksam – eine Dispersion rechtsradikalen Einflusses in einem Spektrum, das bis ins Zentrum der Europapolitik reicht.

**Tab. 3: Stimmenanteile rechtsradikaler Parteien bei den Europaparlamentswahlen 2014 (in Prozent)**

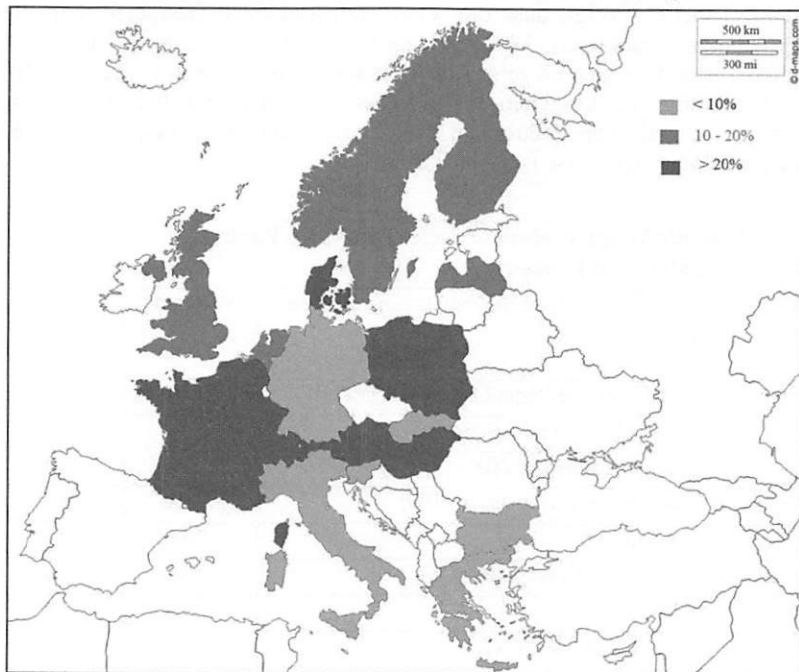
Land	Partei	Gruppe im Europa-Parlament	Stimmenanteil (%)	
			2009	2014
Österreich	FPÖ – Freiheitliche Partei Österreichs	ENF	12,7	19,7
Belgien	NVA – Neue Flämische Allianz	EKR	6,1	16,4
Belgien	VB – Vlaams Belang	ENF	9,9	4,1
Bulgarien	BU – Bulgarien Unzensuriert	EKR	-	10,7
Bulgarien	ATAKA	fraktionslos	12,0	3,0
Dänemark	DF – Dänische Volkspartei	EKR	15,3	26,6
Finnland	Wahre Finnen	EKR	9,8	12,9
Frankreich	FN – Front National	ENF	6,3	25,0
Deutschland	AfD – Alternative für Deutschland	EKR	-	7,0
UK GB	UK IP – United Kingdom Independence Party	EFDD	16,5	26,8
UK GB	BNP – British National Party	fraktionslos	6	1,1
Griechenland	Goldene Morgenröte	fraktionslos	-	9,4
Griechenland	LAOS	EFD*	7,2	2,7
Ungarn	FIDESZ	EVP	56,4	51,5
Ungarn	Jobbik – Bewegung für ein besseres Ungarn	fraktionslos	14,8	14,7
Italien	LN – Lega Nord	ENF	10,2	6,2
Lettland	NA – Nationale Allianz	EKR	-	14,3
Niederlande	PVV – Partei für die Freiheit	ENFD	16,9	14,2
Polen	PiS – Recht und Gerechtigkeit	EKR	27,4	31,8
Polen	KNP – Kongress der Neuen Rechten	ENF	-	7,2
Schweden	SD – Schweden-Demokraten	EFDD	3,3	9,7

\* EFD: „Fraktion Europa der Freiheit und Demokratie“, nicht mehr existent.

Die Erfolge rechtsradikaler Parteien sind nicht auf die europäische Ebene beschränkt. Tabelle 4 zeigt, dass die sechs rechtsradikalen Bestperformer aus Ungarn, Polen, Frankreich, Dänemark und der Schweiz kommen, das heißt aus allen Teilen Europas. Es zeigt sich, dass wir es nicht nur mit einer parallelen Entwicklung in zahlreichen europäischen Staaten zu tun haben, sondern mit einem europäischen Phänomen, das Element und Ausdruck einer allgemeinen, europäischen Krise ist (Abb.1).

<b>Tab. 4: Aktuelle Wahlergebnisse rechtsradikaler Parteien – Parlamentswahlen (in Prozent)</b>			
Land	Rechtspopulistische/ rechtsradikale Partei	Wahljahr	Wahlergebnis (%)
Österreich	Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ)	2013	20,51
Belgien	Neue Flämische Allianz (NVA)	2014	20,26
Belgien	Vlaams Belang (VB)*	2014	3,67
Bulgarien	Bulgarien Unzensuriert (BU)	2014	5,68
Bulgarien	ATAKA*	2014	4,52
Dänemark	Dänische Volkspartei (DF)	2015	21,10
Finnland	Wahre Finnen	2015	17,65
Frankreich	Front National (FN)	2015	22,23
Deutschland	Alternative für Deutschland (AfD)	2013	4,70
Griechenland	Goldene Morgenröte*	2015	6,28
Ungarn	FIDESZ	2014	44,54
Ungarn	Jobbik*	2014	20,54
Italien	Lega Nord (LN)	2013	4,08
Lettland	Nationale Allianz (NA)	2014	16,61
Niederlande	Partei für die Freiheit (PVV)	2012	10,10
Polen	Recht und Gerechtigkeit (PiS)	2015	37,58
Polen	Kukiz'15	2015	8,81
Slowakei	Slowakische Nationalpartei (SNS)	2016	8,64
Slowakei	Unsere Slowakei (L'SNS)	2016	8,04
Slowenien	Slowenische National Partei (SNS)	2014	2,20
Schweden	Schwedendemokraten (SD)	2014	12,86
GB UK	United Kingdom Independence Party (UK IP)	2015	12,60
Schweiz	Schweizerische Volkspartei (SVP)	2015	29,40
Norwegen	Fortschrittspartei (FrP)	2013	16,20

Datenbasis von Barbara Steiner; \*Extremistische, Neo-Nazi-Parteien (fraktionslos).

**Abb. 1: Der Einfluss rechtsradikaler Parteien in Westeuropa**

## Krise und Nationalismus

Die europäische Integration ist nicht nur eine Wirtschafts- und Währungsunion. Durch sie wurde auf kapitalistischer Grundlage die im Gefolge des Zweiten Weltkriegs entstandene Ordnung staatlicher und nationaler Beziehungen institutionalisiert. Gegen diese Institutionalisierung wendet sich der *Anti-Europäismus* der radikalen Rechten, mit dessen Hilfe der Nationalismus neuerlich die Beziehungen zwischen den europäischen Völkern vergiftet.

Was in den Staaten gilt, nämlich dass der rechte Populismus die Krise der Demokratie anzeigt, gilt auch im europäischen Maßstab. Das Anwachsen des Nationalismus ist Indikator einer durch die neoliberale Austerität ausgelösten Krise der nationalen Beziehungen. Er ist der reale „Plan B“ eines maßgeblichen Teils der herrschenden Klasse für den Fall der weiteren Verschärfung der europäischen Krise.

Der Aufstieg des Rechtsradikalismus hat den Sozialwissenschaften ein Déjà-vu mit Schubumkehr beschert. Waren sich viele Autor\_innen bis vor kurzem noch darin einig, dass die Arbeiterschaft ihre Rolle in der Politik ausgespielt und die von ihr gezogene sozialökonomische Konfliktlinie ihre Bedeutung für die Politik verloren habe, so lautet das neue Mantra, dass eine von Moderni-



sierung und Globalisierung bedrohte Arbeiterklasse an den Erfolgen der rechtsradikalen Parteien schuld sei.

Für das Vorstoßen rechtsradikaler Parteien in die proletarischen, traditionell sozialdemokratischen Wählerschaften gibt es zahlreiche Belege, zuletzt wieder in Österreich. Eine Nachwahlbefragung zur ersten Runde der Bundespräsidentenwahl ergab, dass 72 Prozent der Arbeiter für den Kandidaten der FPÖ gestimmt haben.<sup>15</sup> Dieser Befund bleibt aber einseitig, solange den veröffentlichten Untersuchungen nicht die Stimmenanteile entnommen werden können, die von der FPÖ in anderen Wählersegmenten erreicht wurden. Die Ergebnisse in landwirtschaftlich und touristisch geprägten Gemeinden Tirols und Salzburgs lassen vermuten, dass es der FPÖ dort gelungen ist, mit ihrer antiislamischen Kampagne in ein traditionell katholisch konservatives Segment der Gesellschaft vorzudringen. Die konservative Wiener Tageszeitung *Die Presse* weiß wiederum unter dem bezeichnenden Titel „Höret die Signale“ von einer wachsenden Unterstützung der FPÖ unter den Mitgliedern der exklusiven Vereinigung Österreichischer Industrieller<sup>16</sup> zu berichten.

Ein ähnliches Bild zeichnet Richard Seymour für England, wenn er die Ukip als eine genuin klassenübergreifende Partei beschreibt, die wie ein Keil die nationale Politik nach rechts schiebt. Für die Wahlen 2014 konstatiert er eine einigermaßen gleichmäßige Verteilung des Einflusses über breite gesellschaftliche Segmente, indem die Partei jeweils von einem Viertel klassischer Arbeiter, Kleinunternehmer, hoher Manager und großen Unternehmern unterstützt worden sei.<sup>17</sup>

Nicht nur aus empirischer Sicht erweist sich die These von den Rechtsradikalen als den neuen Arbeiterparteien als problematisch und vorurteilsbeladen. Vor allem aus theoretischer Sicht gibt es wichtige Einwände, ihre Wahlergebnisse als den Reflex einer bestimmten sozialen Lage zu interpretieren. Die Ursachen für den Aufstieg der rechtsradikalen Parteien sind vielmehr komplex und schließen zahlreiche politische und kulturelle Faktoren ein: Neben Krise, Prekarität und Abstiegsangst der Mittelschichten sind es der Verfall der Sozialdemokratie, der, wenn er auf der Linken nicht durch eine glaubwürdige radikale Alternative kompensiert wird, die Enttäuschung über das politische System nur allzu leicht auf die Mühlen der radikalen Rechten leitet. Elisabeth Gauthier machte in ihren Arbeiten über den Front National immer darauf aufmerksam, dass der hohe Stimmanteil des FN statistisch und politisch das Resultat der Wahlenthaltung und der Demobilisierung der von der Politik des PS und leider auch der des Front de Gauche enttäuschten linken Milieus darstellt.

---

<sup>15</sup> Siehe *Die Presse*, 24.6. 2016: „Rekorde, Motive, Trends: Interaktive Grafiken zur Hofburgwahl, [http://diepresse.com/home/politik/bpwahl/4974900/Rekorde-Motive-Trends\\_Interaktive-Grafiken-zur-HofburgWahl](http://diepresse.com/home/politik/bpwahl/4974900/Rekorde-Motive-Trends_Interaktive-Grafiken-zur-HofburgWahl)

<sup>16</sup> Siehe *Die Presse*, 2. 5. 2016 [http://diepresse.com/home/wirtschaft/economist/kordiconomy/4978742/Hort-die-Signale-der-FPO?\\_vl\\_backlink=/home/index.do](http://diepresse.com/home/wirtschaft/economist/kordiconomy/4978742/Hort-die-Signale-der-FPO?_vl_backlink=/home/index.do)

<sup>17</sup> Seymour, Richard (2015): Ukip and the crisis of Britain, in: Panitch, Leo/Alobo, Greg: *Socialist Register 2016*, London, S. 35.

## Ein Schluss

Der Kampf gegen den Rechtsextremismus und Neonazismus ist in den meisten Fällen ein Kampf an den Rändern des politischen Spektrums. Der Kampf gegen den Rechtsradikalismus ist inzwischen zu einem Kampf um Mehrheiten in der Mitte der Gesellschaft geworden.

Eine Erfahrung der Zwischenkriegszeit behält ohne Zweifel ihre Gültigkeit: Der Siegeszug der radikalen Rechten, namentlich in Deutschland und Österreich, war durch Massenarbeitslosigkeit und Verelendung der Mittelschichten ausgelöst worden. Das heißt, ohne europaweiten Kampf gegen Arbeitslosigkeit, für Verteidigung, Weiterentwicklung und Umbau des Sozialstaats, für Ausbildungsplätze und gesetzlich geregelte Arbeitsverhältnisse, für das Recht auf Wohnen und die öffentlichen Dienste kann der Rechtsradikalismus nicht besiegt werden. Das erfordert eine nachhaltige Wirtschaftspolitik, Kontrolle der Finanzmärkte, eine Politik der industriellen Rekonstruktion und einen ökologischen Umbau. Hier gibt es nicht Gelegenheit, ins Detail zu gehen, erwähnen möchte ich aber, dass eine solche Wirtschaftspolitik nicht mit den makroökonomischen Instrumenten des vergangenen Jahrhunderts auskommen wird und sich auch nicht ausschließlich auf die traditionellen Schichten der Arbeiter\_innenklasse und ihren Sichten stützen kann, sondern die Lebenslage der Frauen, Arbeitslosen, Prekarisierten und Migrant\_innen einbeziehen muss.

Der Machtanspruch rechtsradikaler Parteien ist eine Bedrohung der liberalen Demokratie, die von vielen Menschen und jenseits parteipolitischer Bindungen wahrgenommen wird. Der Kampf um eine andere sozialökonomische Politik reicht daher nicht aus. Der Rechtsradikalismus ist aber auch nicht die einzige Gefahr, die heute der Demokratie droht. Die autoritären Mittel, mit denen in der EU die Austeritätspolitik durchgesetzt wird, der unter dem Vorwand des Kampfes gegen den Terrorismus aufgerüstete Sicherheits- und Überwachungsapparat, der medial vervielfachte anti-muslimische Rassismus und die zur Abwehr von Flüchtenden geschlossenen Grenzen, sie alle bereiten nicht nur ein Klima, in dem Rechtsradikalismus gedeiht. Sie stellen für sich genommen Einschränkungen und Gefahren für Demokratie und Freiheit dar.

Zivilgesellschaft, Kirchen, Antifa-Gruppen und politisch Liberale sind hier nächste Verbündete der Linken. Die entstehenden neuen Allianzen sind nicht dieselben wie auf dem Gebiet der Sozialökonomie, doch deshalb nicht weniger wertvoll im Hinblick auf eine neue Hegemonie.

Die Krise der EU ist so real, wie die Feindschaft ihr gegenüber das gemeinsame Programm aller rechtsradikalen Parteien ist. Können und sollten wir uns an deren Spiel beteiligen? Positiv wäre eine Auflösung der EU dann, wenn sich die großen Probleme, vor denen die Gesellschaften stehen – globalisierte Finanzmärkte, Migration, Entwicklung, Klimawandel, Sicherheit –, in einem Europa der 28, 35 oder 50 nationalen Währungen, Nationalstaaten und Grenzregime besser lösen ließen. Das erscheint nicht rational. Vor allem aber ist das Terrain des Nationalismus besetzt. Andererseits ist die EU in ihrer neoliberalen

len Ausformung nicht das Projekt der Linken. Aufgrund der in ihrem Namen exekutierten Austeritätspolitik befindet sie sich einer Sackgasse. Soll die Idee einer friedlichen Integration Europas vor dem anwachsenden Nationalismus gerettet werden, so erfordert das die Neubestimmung ihres Sinns. Wenn Linke von der Notwendigkeit der Neugründung der EU sprechen, meinen sie, dass der Lissabonner Vertrag und der Fiskalpakt aufgehoben werden müssen und dass das Europa, für das die Linke kämpft, ein demokratisches und parlamentarisches sein muss, das die demokratischen Rechte der Mitgliedsstaaten sowie die Selbstbestimmung der Nationen und Volksgruppen respektiert.

Abschließend ein Wort zur europäischen Verstörung, die sich im Rechtsradikalismus reflektiert. Europas Gesellschaften befinden sich vor einem dramatischen Prozess der Anpassung an neue globale Realitäten. In zwanzig Jahren wird die Welt von 10 Milliarden Menschen bevölkert sein, unter denen die Europäer\_innen eine kleine Minderheit bilden. Eine Umverteilung von Reichtum, Macht und Lebenschancen wird stattfinden. Man kann verstehen, dass diese Perspektive, die die Menschen über das Fernsehen und das Internet in den Wohnzimmern erreicht, Angst macht; zum einen, weil die herrschende Politik keine solidarischen und humanistischen Auswege weist, zum anderen weil die dahinter stehenden sozialen Prozesse zu wenig verstanden werden.

Das aber verweist auf das weite Feld des geistig kulturellen Kampfes, der moralisch intellektuellen Reform, von der Antonio Gramsci gesprochen hat, ohne die weder Fortschritt möglich ist noch der Rückfall in die Primitivität abgewehrt werden kann, den die Rechtsaußenparteien, egal welcher Nuance, bezwecken.



iz3w



## Zugemüllt – und wer räumt den Dreck weg?

Außerdem: Afrika im Comic |  
Repression in Indien | Ächtung von  
Selbstmordanschlägen

56 Seiten, € 5,30

[www.iz3w.org](http://www.iz3w.org)

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd

Gerd Wiegel

## Krisenreaktionen von rechts

### Die AfD nach den Landtags-Wahlen

Der Aufstieg und die (vorläufige) Etablierung des Rechtspopulismus auch in Deutschland ist Ausdruck einer tiefgreifenden politischen Krise in Europa und Folge eines neoliberal entfesselten Kapitalismus, gegen den sich ein immer breiterer Widerstand in Europa formiert. Die Entwicklung des Rechtspopulismus in weiten Teilen Europas – zuletzt in Österreich – zeigt, dass sich erhebliche Teile dieses Widerstandes der politischen Rechten zuwenden. In den Konzepten von Ab- und Ausgrenzung – vor allem gegenüber Geflüchteten – sehen größere Bevölkerungsteile eine realistische Schutzperspektive vor den Zumutungen des globalen Marktes, die ihnen von der etablierten Politik nicht mehr geboten werden. Die verbreiteten Vorbehalte gegen die mit diesem globalen Kapitalismus verbundenen politischen Kräfte und das gesamte „System“ werden in den Augen dieser Menschen am besten von den Parteien des Rechtspopulismus repräsentiert. Widerstand, Systemkritik und fundamentale Opposition gegen das Bestehende sind in vielen Fällen nach rechts gewandert, womit die europäische Rechte einen großen Teil der völlig berechtigten Unzufriedenheit mit dem politischen und ökonomischen System zum Ausdruck bringt, wohingegen die (parteilpolitische) Linke in zahlreichen dieser Länder als Teil des Problems, bestenfalls als Teil einer ohnmächtigen und angepassten Politikerkaste, wahrgenommen wird, von der keine grundlegende Änderung zu erwarten ist.

Bereits 2001 beschrieb der Sozialwissenschaftler Wilhelm Heitmeyer in einem Aufsatz mit dem Titel „Autoritärer Kapitalismus, Demokratieentleerung und Rechtspopulismus“ die Auswirkungen eines globalisierten, entfesselten und neoliberalen Kapitalismus auf die Entstehung autoritärer Entwicklungen und eines erfolgreichen Rechtspopulismus in den europäischen Gesellschaften. Er prognostizierte, „daß sich ein autoritärer Kapitalismus herausbildet, der vielfältige Kontrollverluste erzeugt, die auch zu Demokratieentleerungen beitragen, so daß neue autoritäre Versuchungen durch staatliche Kontroll- und Repressionspolitik wie auch rabiater Rechtspopulismus befördert werden.“<sup>1</sup> Diese Vorhersage hat sich voll und ganz bestätigt. Die temporär versetzten Krisenerfahrungen in den europäischen Ländern und auch die unterschiedlichen (parteilpolitischen) Voraussetzungen haben zu einem zeitlich versetzten, doch in vielen Punkten vergleichbaren Aufstieg des Rechtspopulismus geführt. „Der europäische Rechtspopulismus setzt sich im Kern von Kopenhagen bis Rom, von Paris bis Budapest aus den immer gleichen Ingredienzen zusammen: Ausländerfeindlichkeit im Allgemeinen, Islamophobie im Besonderen sowie einer ablehnenden Hal-

---

<sup>1</sup> Wilhelm Heitmeyer, *Autoritärer Kapitalismus, Demokratieentleerung und Rechtspopulismus. Eine Analyse von Entwicklungstendenzen*, in: ders./Dietmar Loch (Hrsg.), *Schattenseiten der Globalisierung*, Frankfurt a.M. 2011, S. 500.

tion gegenüber der EU wie Europa insgesamt, verbunden mit einer tiefsitzenden Skepsis oder gar aggressiven Ablehnung gegenüber der politischen Klasse“, so Joachim Bischoff in „Sozialismus“.<sup>2</sup>

Mit den deutlichen Erfolgen bei den drei Landtagswahlen in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt hat sich die AfD als rechtspopulistische Kraft im deutschen Parteiensystem festgesetzt. Auch wenn bis heute nicht klar ist, wohin die Entwicklung der Partei zwischen marktradikaler Besitzstandswahrung und völkisch-nationaler Systemkritik führen wird, so hat sie alle Voraussetzung, sich im politischen System der Bundesrepublik zu verankern. Der Blick auf die Wahlergebnisse der AfD und besonders auf die Wählersegmente, die überdurchschnittlich für die Partei gestimmt haben, verdeutlicht die Dringlichkeit des Problems aus linker Sicht. Offenbar, so legen diese Ergebnisse nahe, wurde die als „Flüchtlingskrise“ bezeichnete massive Zuwanderung seit dem Sommer 2015 von diesen Wählerinnen und Wählern als Krisenerscheinung und Bedrohung erfahren, für die es im politischen Raum als glaubwürdigen Adressaten ihrer Sorgen und Ängste nur die AfD gab. Der xenophobe und in Teilen rassistische Ausdruck dieser Sorgen ändert nichts daran, dass es sich um Verunsicherung und Krisenerfahrungen handelt, die eng mit der Entwicklung einer globalen und scheinbar von staatlicher Macht kaum beeinflussbaren kapitalistischen Globalisierung zusammenhängen. Soziale Ängste und kulturelle Entfremdung sind dabei zwei Seiten einer Medaille, die sich in der aktuellen Krise gegen die Geflüchteten als Konkurrenten auf dem Gebiet der sozialen Teilhabe und gleichzeitig als sichtbarer Ausdruck einer Fremdheit richtet. Gleichzeitig werden die politischen Eliten und ihre Institutionen (EU, Parteien, staatlicher Rundfunk, etc.) als Verantwortliche und Verursacher dieser Krise gesehen, gegen die sich der Widerstand richtet, weshalb sich Anhänger von AfD und Pegida als einzige Opposition gegen die herrschenden Zustände begreifen.

## **Wahlergebnisse und Wählerstruktur**

Mit Blick auf die parteipolitische Rechte ist der Wahlabend in den drei Bundesländern Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt eindeutig historisch. Nie zuvor ist es einer Partei rechts der Union in einem solchen Maß gelungen Stimmen zu gewinnen, wie bei den drei Landtagswahlen. Vor dem Hintergrund der aufgeheizten Debatten zum Thema Flucht und Migration hat es die AfD aus dem Stand geschafft, zur zweitstärksten Kraft in Sachsen-Anhalt und zur drittstärksten Kraft in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz zu werden. Mit 24,2 Prozent liegt die AfD in Sachsen-Anhalt deutlich vor der LINKEN und hat mehr als doppelt so viele Stimmen wie die SPD geholt. In Baden-Württemberg ist es ihr mit 15,1 Prozent gelungen, vor der SPD zu liegen, und auch in Rheinland-Pfalz hat sie mit 12,6 Prozent ein zweistelliges Ergebnis erzielt.

---

<sup>2</sup> Joachim Bischoff, Die neue Rechte in der „Berliner Republik“, in: Sozialismus 4/2016, S. 10.

Mit den Erfolgen bei den Landtagwahlen ist die AfD dem Ziel der bundesweiten Verankerung einen entscheidenden Schritt näher gekommen. In acht von sechzehn Landtagen ist die AfD inzwischen in Fraktionsstärke vertreten. Mit Blick auf die beiden ausstehenden Landtagwahlen 2016 in Mecklenburg-Vorpommern und Berlin ist nicht davon auszugehen, dass der Siegeszug der AfD hier ein Ende finden könnte. Trotz der faktischen Wende der Bundesregierung in der Asylpolitik gibt es keine Anzeichen dafür, dass die AfD in dem Maße an Anziehung verliert, dass ein Einzug gefährdet sein könnte.

Mit der AfD etabliert sich eine rechtskonservative Partei in der Bundesrepublik, die zahlreiche Stilelemente des Rechtspopulismus einsetzt und ideologische und personelle Überschneidungen mit Teilen der extremen Rechten aufweist. Alle Einstellungsuntersuchungen der letzten Jahre zeigen, dass das Wählerpotential für eine solche Partei in Deutschland in zunehmendem Maße vorhanden ist, mithin eine Repräsentationslücke zu verzeichnen ist, die von der Union nicht mehr abgedeckt werden kann.<sup>3</sup> Die AfD profitiert dabei von der dramatischen Entwicklung beim Thema Flucht und Migration, wie sie seit dem Spätsommer 2015 zu verzeichnen ist. Alle Umfragen zu den drei Landtagwahlen haben gezeigt, dass die Werte der AfD seit September 2015 deutlich anstiegen und ihr die Diskussion zum Thema Flucht und Migration zugute kam. Die Höhe der AfD-Ergebnisse ist nur vor dem Hintergrund dieser Debatte erklärbar und der Zuspruch vor allem aus dem Lager der bisherigen Nichtwähler zeigt, dass es sich zu einem großen Teil um Proteststimmen handelt.

Nachdem sich beim Parteitag der AfD im Juli 2015 der national-konservative Flügel um Petry und Gauland gegen den wirtschaftsliberalen Teil um Lucke und Henkel durchgesetzt hatte, beherrschten die Themen Asyl, Abschottung, nationale Identität und Homogenität die Außendarstellung der AfD nahezu vollständig.<sup>4</sup> Die Wahlkämpfe in allen drei Bundesländern wurden von diesem Thema dominiert, so dass die Partei, die sich hier am deutlichsten von der Politik der relativen Offenheit gegenüber Geflüchteten absetzen konnte, einen großen Zuspruch erfuhr. In allen drei Bundesländern war das Thema „Flüchtlinge“ als wichtigstes Problem von den Wählerinnen und Wählern benannt worden, womit das Thema die zentrale Rolle spielte, das am meisten mit der AfD verbunden wird.

## Protestwahl

Die Wahlerfolge der AfD in den drei Bundesländern zeigen deutliche Elemente einer Protestwahl. Eine große Zahl der AfD-Wähler wollte nach eigener Aussage mit der Stimmabgabe für die AfD ihren Protest gegen die Politik der Etablierten zum Ausdruck bringen. Die hohe Zahl an bisherigen Nichtwählern, die in allen drei Ländern den größten Stimmenanteil am Ergebnis der AfD ausmachen, deutet auf eine sehr volatile Wählerklientel hin. Hinzu kommt ein Großteil an Wählern, die bisher die „sonstigen“ Parteien gewählt

---

<sup>3</sup> Vgl. Franz Walter, *Im Herbst der Volksparteien*, Bielefeld 2009.

<sup>4</sup> Vgl. Gerd Wiegand, *Rassismus, Fluchtabwehr, rechter Aufstieg*, in: Z 104 (Dezember 2015), S. 8ff.

haben. Eine dauerhafte Bindung dieser Menschen dürfte auch der AfD schwer fallen. Allerdings könnte die Stellung als Außenseiter im politischen Gefüge diese Bindung verlängern – wie zahlreiche Erfahrungen mit rechtspopulistischen Parteien in anderen Ländern zeigen.

Seit vielen Jahren zeigt die Wahlforschung, dass es vor allem die unteren sozialen Schichten sind, die nicht mehr an den Wahlen teilnehmen. Insofern lässt sich aus der durch die AfD bewirkten Rückgewinnung dieser Wähler auch eine soziale Zuordnung eines Großteils der Wähler der AfD folgern. In allen drei Bundesländern war die Partei besonders bei Arbeitern und Arbeitslosen erfolgreich und damit in einem Segment, das auch von der LINKEN umworben wird. Offensichtlich ist es der AfD gelungen, soziale Ängste und Sorgen mit dem Thema Geflüchtete zu verbinden und die Angst vor einer potenziellen Konkurrenz um die knapp gehaltenen öffentlichen Ressourcen für sich nutzbar zu machen. Dabei wurde von ihr in keiner Weise die soziale Frage als solche thematisiert, sondern an Vorstellungen von Vorrechten aufgrund nationaler bzw. ethnischer Herkunft appelliert. In allen drei Ländern wurden von AfD-Wählern die Themen „Flüchtlinge“ und „soziale Gerechtigkeit“ (in dieser Reihenfolge) als wichtigste Themen benannt. Die Lösung der sozialen Frage über die Lösung der Flüchtlingsfrage im Sinne der Abwehr ist der Ansatz, der von der AfD propagiert und von ihren Wählern bevorzugt wird.

**Tab. 1: Landtagswahlen 2016: Sozialstruktur der AfD-Wähler (in Prozent)**

	Baden- Württemberg	Rheinland- Pfalz	Sachsen- Anhalt
Wähleranteil der AfD insgesamt	15,1	12,6	24,2
AfD-Wähleranteil bei:			
- Arbeitern	28	23	35
- Angestellten	16	11	21
- Selbständigen	12	8	22
- Rentnern	9	10	18
- Arbeitslosen	<u>30</u>	<u>25</u>	<u>36</u>

Quelle: infratest-dimap

Ganz offensichtlich hat eine solidarische und auf die Verteilung zwischen oben und unten gerichtete Thematisierung der sozialen Frage, wie sie von linker politischer Seite vorgenommen wird, gegenwärtig eine nur deutlich schwächere Mobilisierungskraft gegenüber einer exklusiven und auf Ausgrenzung gerichteten Thematisierung dieser Frage. Ein Grund dürfte sein, dass der LINKEN nicht zugetraut wird, die soziale Frage in ihrem Sinne zu lösen, wogegen die von der AfD propagierte Ausgrenzungspolitik schließlich auch von der Regierung Merkel Stück für Stück übernommen wurde.



## Ergebnisse in den Ländern

Der größte Wähleranteil der AfD kommt in allen drei Bundesländern aus dem Lager der Nichtwähler. Hinzu kommt ein erheblicher Teil an Wählern, die bei der letzten Wahl eine der parlamentarisch nicht vertretenen (oft rechten) Kleinparteien gewählt haben und sich insofern vom Spektrum der Etablierten abgewandt hatten. Zusammen betrug dieser Wähleranteil der AfD bei den drei Wahlen zwischen 40 und 45 Prozent (vgl. Tab. 2).

**Tab. 2: Woher kommen die AfD-Wähler bei den drei Landtagswahlen? (Daten für alle drei Bundesländer, in Prozent)**

CDU	SPD	Grüne	FDP	Linke	Andere	Nicht-Wähler
22	12	6	3	5	20	32

Quelle: infratest-dimap

Auf der Ebene der anderen Parteien hat die AfD am deutlichsten von der CDU gewonnen. In Baden-Württemberg kamen 31 Prozent der AfD-Stimmen von früheren CDU-Wählern, in Rheinland-Pfalz 24 Prozent und in Sachsen-Anhalt 17 Prozent (hier verliert DIE LINKE mit ebenfalls 17 Prozent in ähnlichem Maße an die AfD wie die CDU). Die SPD ist mit Werten zwischen 10 und 16 Prozent betroffen.

In allen drei Bundesländern zeigt sich, dass die AfD von deutlich mehr Männern als Frauen gewählt wird. In Baden-Württemberg ist das Verhältnis Männer-Frauen 17 Prozent zu 11 Prozent, in Rheinland Pfalz 14 zu 8 und in Sachsen-Anhalt 27 zu 18. Bildungsmäßig wird die AfD vor allem von Menschen mit unteren und mittleren Bildungsabschlüssen gewählt und altersmäßig dominieren die mittleren Jahrgänge zwischen 25 und 60 Jahren bei deutlich unterdurchschnittlichen Ergebnissen bei den Älteren.

## Unterschiedliche Aufstellung der AfD in den Bundesländern

Ein Blick auf die thematische Aufstellung der AfD in den drei Bundesländern, in denen im März gewählt wurde, und auf die jeweiligen Wahlergebnisse zeigt, dass die Partei trotz teils deutlicher programmatischer Differenzen recht ähnliche Wählersegmente angesprochen hat.

Trotz der eindeutigen Fixierung in allen Wahlkämpfen auf die Themen Asyl und Abgrenzung ist die AfD keine Ein-Punkt-Partei und auch kein monolithischer Block. Das inhaltliche und personelle Angebot der Partei unterscheidet sich in den einzelnen Ländern deutlich, was sich jedoch nicht bei den Wählergruppen bemerkbar gemacht hat. Während in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz die rechtskonservativ-bürgerliche Ausrichtung in Programm und Kandidaten ihren Niederschlag findet, ist der Landesverband Sachsen-Anhalt sehr viel stärker völkisch-nationalistisch ausgerichtet und die (auch in den an-

deren Bundesländern vorhandenen) Bezüge zur extremen Rechten sind deutlicher ausgeprägt.

In *Baden-Württemberg* hat die AfD versucht, sich als „Advokatin eines durch vielfältige Entwicklungen bedrängten Bürgertums“ zu etablieren und ist mit politischen Forderungen angetreten, die sich „im Spannungsfeld zwischen wirtschaftspolitischem Liberalismus und gesellschaftspolitischem Rechtskonservatismus“<sup>5</sup> bewegen. Kapitalismuskritische Töne, wie man sie etwas in ostdeutschen Landesverbänden hören konnte, gibt es nicht. „Deregulierung“, „Flexibilisierung des Arbeitsmarktes“ sind hier Stichworte. Aufstockung der Polizei, „richterliche Härte“ und die konservative Ausformulierung der Familien-, Geschlechter- und Bildungspolitik sollen die AfD im konservativen Spektrum etablieren. Schärfer formuliert wird im Bereich Flucht und Asyl, wo vom Verfall der deutschen und europäischen Kultur und vor der Massenzuwanderung durch „kulturfremde Personen“ gewarnt wird.

Auch in *Rheinland-Pfalz* dominierte die Ausrichtung auf eine konservativ-bürgerliche Zielgruppe. Das Wahlprogramm wird als „unaufgeregt und sachlich“ beschrieben, mit „Anknüpfungspunkten für Wählerschaften rechts der Union sowie für bürgerliche und mittelständische Klientelen.“<sup>6</sup> Allerdings finden sich auch in Rheinland-Pfalz deutliche Zuspitzungen beim Thema Asyl. In beiden westdeutschen Landesverbänden gibt es personelle Brücken nach Rechtsaußen und auch zum völkischen Flügel der Partei um Höcke, so dass die AfD auch hier diesen Teil des Wählerspektrums mitbedient. Für die Landesverbände insgesamt ist diese Ausrichtung jedoch nicht dominant.

Ganz anders verhält es sich in *Sachsen-Anhalt*, wo der Landesvorsitzende André Poggenburg eindeutig dem völkischen Flügel der Partei zuzurechnen ist und sich diese Handschrift auch im Landtagswahlprogramm durchgängig wiederfindet. Die Politik der Etablierten wird als „Politik, die mit gekrümmtem Rücken fremde Vorgaben erfüllt“ beschrieben, demgegenüber gelte es, die „nationale Identität“ in einem „Europa der Vaterländer“ zu stärken. Eine Willkommenskultur solle es für den „Nachwuchs der einheimischen Bevölkerung geben“ und Schule habe bei den Schülern einen grundsätzlich positiven Bezug zum eigenen Land und „eine gefestigte Nationalidentität“ zu vermitteln, weshalb es vor allem um die Vermittlung von historischen Anknüpfungspunkte gehe, „auf die wir uns mit Stolz berufen können.“ Kulturpolitik diene der „Pflege der deutschen Leitkultur“ und selbst die Theaterbühnen des Landes sollen „klassische deutsche Stücke“ so spielen, „dass sie zur Identifikation mit unserem Land anregen.“ Schließlich müsse es der Schule um die Vermittlung der „klassischen preußischen Tugenden Geradlinigkeit, Gerechtigkeitssinn, Ehrlichkeit, Disziplin, Pünktlichkeit, Ordnungssinn, Fleiß und Pflichtbewusstsein“ gehen (alle Zitate: AfD-Wahlprogramm Sachsen-Anhalt).

---

<sup>5</sup> Alexander Hensel, Lars Geiges, Robert Pausch, Julika Förster, Die AfD vor den Landtagswahlen 2016. Programme, Profile und Potenziale, Otto-Brenner-Stiftung, Frankfurt a.M. 2016, S. 16.

<sup>6</sup> Ebd., S. 27.

## Grundsatzprogramm der AfD – Partei der „kleinen Leute“?

Wer vor dem Hintergrund der Wahlergebnisse in den drei Bundesländern Ende März den geleakten ersten Entwurf für ein Grundsatzprogramm der AfD in die Hand nahm, rieb sich verwundert die Augen. Fanden sich doch hier eine Reihe von klassischen Vorschlägen marktradikaler Ideologen, die in den Forderungen nach der Privatisierung des Arbeitslosengeldes I und der Streichung staatlicher Unterstützung für Alleinerziehende gipfelten. Die selbsternannte Partei der „kleinen Leute“ entpuppte sich als Haufen herzloser Konservativer und völkischer Marktradikaler, die programmatisch offenbar deutlich neben ihrer frisch bejubelten Wählerklientel lagen. Innerhalb weniger Tage wurde dieser Entwurf einer radikalen Änderung unterzogen und die stärksten Akzente des anscheinend immer noch vorhandenen neoliberalen Teils der Partei gestrichen.

Der zum Parteitag Ende April vorgelegte Leitantrag zum Programm spiegelt die politischen Vorstellungen einer konservativ-reaktionären, nationalistischen und rechtspopulistischen Partei. Hinter dem Versprechen einer Alternative verbirgt sich als gesellschaftspolitisches Bild eine Rückkehr zur verstaubten, autoritären, hierarchisch gegliederten und patriarchal strukturierten Gesellschaft der 1950er Jahre. Alle emanzipatorischen Errungenschaften, die mit dem Stichwort „1968“ verbunden werden, sollen rückgängig gemacht und zugunsten eines tradierten und bis dahin vorherrschenden Gesellschafts- und Familienbildes überwunden werden. Nation und nationale Politik jenseits europäischer und internationaler Einbindung soll nach den Vorstellungen der AfD zum Leitfaden der Politik werden. ‚Deutschland zuerst‘ und im Notfall gegen alle anderen – nach dieser Maßgabe strebt die AfD eine grundlegende Neuorientierung deutscher Außen- und Militärpolitik an. Die Nation wird als völkisch definierter Schutzraum vor den Gefahren der Globalisierung begriffen und soll den Dazugehörigen Vorrechte gegenüber allen anderen – Migranten und Migrantinnen, Menschen die seit Jahrzehnten ohne deutsche Staatsangehörigkeit im Land leben – ermöglichen. Sozialpolitisch stellt sich die AfD als Partei des Mittelstandes, der gut Verdienenden, der angeblichen Leistungsträger der Gesellschaft dar. Sie sollen entlastet werden, auf sie zielen die Bekenntnisse zu Wettbewerb, Flexibilisierung und Einschränkung staatlicher Leistungen.

Auf der anderen Seite sollen das Bekenntnis zum Mindestlohn, die (an Bedingungen geknüpfte) Ablehnung von TTIP, die Einführung von Volksabstimmungen, die Ablehnung der Haftung für Banken, die Beseitigung von Fluchtursachen unter Inkaufnahme von Nachteilen für die Wirtschaft (Exportstopp) die AfD als Partei der kleinen Leute ausweisen. Der Duktus des Programmentwurfs ist dabei der rechtspopulistischen Attitüde des „wir hier unten“ gegen „die da oben“ entlehnt, mit dem die AfD ein Kartell aller „Altparteien“ behauptet und zu einem vermeintlich grundlegende Systemwechsel aufruft. Sie trifft damit das verbreitete Unbehagen an einer nur noch nach angeblichen Sachzwängen verwaltenden und als alternativlos erklärten Politik, wie sie von den Regierungen seit Beginn der 2000er Jahre betrieben wird.

## Privat vor Staat

„Nur ein schlanker Staat kann daher ein guter Staat sein“<sup>7</sup>, mit diesem neoliberalen Bekenntnis zum Rückzug des Staates vor allem aus seiner Rolle als sozialer Anker für schwache Gruppen der Gesellschaft bekräftigt die AfD ihre ideologische Herkunft aus den bürgerlichen Eliten. Ganz im Sinne marktradikaler Ideologen wird der Rückzug des Staates auf vermeintliche Kernaufgaben gefordert, zu denen gerade nicht die soziale Sicherung der Bürgerinnen und Bürger gehört.

„Die ständige, vielfach ideologiegetriebene Expansion der Staatsaufgaben stößt an finanzielle und faktische Grenzen. Sie bedroht inzwischen den Kerngehalt der elementaren Freiheitsrechte der Bürger. Der Staat hat sich verzettelt. Es bedarf neuer Konzentration auf die vier klassischen Gebiete: Innere und äußere Sicherheit, Justiz, Auswärtige Beziehungen und Finanzverwaltung.“ Nach mehr als zwanzig Jahren Rückzug des Staates aus seiner sozialen Verantwortung, nach der Privatisierung öffentlicher Daseinsvorsorge und der Preisgabe öffentlichen Besitzes spricht die AfD von einer „Expansion der Staatsaufgaben“. Was sich hier ausdrückt ist die Weigerung des begüterten Bürgers, sich als Steuerzahler noch länger an der rudimentären Versorgung derer zu beteiligen, die in schlecht entlohten, in prekären oder in gar keinen Arbeitsverhältnissen stehen. Ganz im Sinne von Peter Sloterdijk wird hier eine Begrenzung des Staates im Interesse der Besitzbürger propagiert und die Sozialstaatsbindung des Grundgesetzes ausgehebelt. Folgerichtig tritt die AfD für die weitere Privatisierung öffentlicher Aufgaben ein: „Wir wollen prüfen, inwieweit vorhandene staatliche Einrichtungen durch private oder andere Organisationsformen ersetzt werden können.“

In wessen Interesse die Partei Politik machen will, wird im Kapitel „Finanzen und Steuern“ deutlich. Ein „drastische Reform des Steuerrechts“ und ein neuer „Einkommensteuertarif mit wenigen Stufen“ werden von ihr gefordert. Dahinter steht das vor allem Besserverdiener bevorzugende Kirchhoff-Modell. Neben die Schuldenbremse, die in Wahrheit eine Investitionsbremse ist, soll eine „Steuer- und Abgabenbremse“ treten, womit der Staat nicht nur auf der Ausgaben-, sondern auch auf der Einnahmeseite gestutzt werden soll. Logischerweise bedeutet das eine von der AfD geforderte weitere Reduzierung der staatlichen Leistungen. Wessen Interessen damit bedient werden, wird eine Seite später klar, wenn die „Überprüfung der Gewerbesteuer“, Abschaffung der Vermögenssteuer und die „ersatzlose“ Streichung der Erbschaftssteuer gefordert werden. Schließlich macht sich die AfD vor allem Sorgen um das Steuer- und Bankgeheimnis, die es wieder zu wahren gelte. „Steuerdaten deutscher Bürger sind sensible Daten und sollten vom Staat vertraulich behandelt und nicht mit anderen Institutionen oder fremden Staaten ausgetauscht werden.“

---

<sup>7</sup> Alle kursiv gesetzten Passagen entstammen dem Leit Antrag zum Grundsatzprogramm der AfD.

## National statt international

Gegen den Gedanken der europäischen Integration steht die AfD für „*ein Europa der Vaterländer*“ und eine Rückabwicklung der EU zu einer Freihandelszone. Ganz den Interessen des deutschen Kapitals verpflichtet will auch die AfD auf die ökonomischen Vorteile der EU (vor allem die deutschen Exportüberschüsse) nicht verzichten. Politisch soll dieses Europa jedoch wieder in das Gegeneinander der Nationalstaaten zerfallen, das sich gegenwärtig abzeichnet. Die tatsächlichen Ursachen der handelspolitischen und sozialen Divergenzen in der EU spielen für die AfD keine Rolle. Im Gegenteil: jeden sozialen Ausgleich innerhalb der EU will sie unter dem Schlagwort der „*Transferunion*“ verhindern. Den Euro will die AfD in jedem Fall verlassen, notfalls soll darüber in einer Volksabstimmung entschieden werden.

„Fremd“schulden, „Fremd“bestimmung und wohlmöglich „fremde“ Kulturen in der EU sind der Hintergrund dieser EU-Kritik, nicht die unter Lucke und Henkel immer kritisierten ökonomischen Gründe. Aus diesem Grund soll die deutsche Außenpolitik generell stärker national geprägt werden und weniger auf internationale Zusammenarbeit setzen. Letzteres wird von der AfD als „*orientierungslose Anpassungspolitik*“ denunziert, wodurch „*zunehmend andere Staaten und Institutionen die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik beeinflussen und steuern*“. Dadurch sei Deutschland auf den Schutz anderer angewiesen und könne „*eigene Interessen nicht angemessen vertreten*.“ Demgegenüber will die AfD die „*nationalen Interessen*“ in den Mittelpunkt stellen, womit eine massive Aufrüstung und eine weitere Militarisierung der Außenpolitik gefordert werden.

Die AfD will, dass Deutschland in der NATO bleibt, seine „*militärischen Fähigkeiten*“ ausweitet und die NATO vor allem als Mittel zur Durchsetzung nationaler Interessen ansieht.<sup>8</sup> Während sonst von einem „*schlanken Staat*“ schwadroniert wird, soll hier das Geld der Bürgerinnen und Bürger in Aufrüstung investiert werden. „*Die deutschen Streitkräfte sind derzeit nur noch bedingt einsatzbereit. Die Regierungsparteien und grobes Miss-Management haben sie über nahezu drei Dekaden hinweg vernachlässigt. Sie müssen in vollem Umfang wieder in die Lage versetzt werden, ihre Aufgaben wirkungsvoll und nachhaltig zu erfüllen. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass NATO, EU und internationale Staatengemeinschaft Deutschland als gleichberechtigten Partner wahrnehmen.*“ Aufrüstung also, um mit den USA, China, Russland, Frankreich und Großbritannien militärisch gleichzuziehen.

## Zuwanderung als Bedrohung

Die gesamten Ausführungen des Programmentwurfs zum Thema Flucht, Migration, Integration werden mit einem Bedrohungsszenario unterlegt: Bedrohung deutscher Kultur, Bedrohung deutscher Frauen, Bedrohung des wirtschaftli-

<sup>8</sup> Vom Höcke-Flügel wurde im Vorfeld des Parteitags laut über einen NATO-Austritt Deutschlands nachgedacht. Die Neue Rechte um Höcke steht grundsätzlich kritisch zur Westbindung.

chen Erfolgs, Bedrohung der schulischen Leistungsfähigkeit und immer wieder Bedrohung durch Kriminalität, die Durchweg mit Migration im Zusammenhang gebracht wird.

Ideologischer Hintergrund der AfD-Position zur Migration ist die Vorstellung, dass nur ethnisch homogene Gesellschaften stabil sind. So ist denn die größte Sorge der AfD bei diesem Thema die „*unaufhaltsame Besiedlung Europas, insbesondere Deutschlands, durch Menschen aus anderen Kulturen und Weltteilen.*“ Deutsche Identitätspolitik ist ein Kern der AfD und Migration wird als Angriff auf diesen Kern gewertet. Deshalb muss es eine unbedingte Anpassung der Zugewanderten an eine „*deutsche Leitkultur*“ geben.

Einwanderung = Kriminalität, diese Gleichung durchzieht den Programmentwurf: „*Die AfD fordert, den Schutz der Bürger vor einwanderungsbedingter Kriminalität an erste Stelle zu setzen. Alle anderen Belange haben sich dem unterzuordnen.*“ Ausländerbehörden werden durchgehend als „*Sicherheitsbehörden*“ bezeichnet, womit Zuwanderer automatisch zu Sicherheitsrisiken erklärt werden. Schließlich gehört für die AfD ganz klar der Islam „*nicht zu Deutschland*“; islamische Religionsausübung müsse streng reglementiert werden. Ganz im neurechten Sinne wird das Minarett als „*islamisches Herrschaftssymbol*“ bewertet, das ebenso wie der Muezzinruf abzulehnen ist.<sup>9</sup>

## Kulturkampf

Neben Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Glaubens nicht zur deutschen Leitkultur im Sinne der AfD gerechnet werden, richtet sich der Programmentwurf vor allem gegen Frauen und alle Lebensentwürfe, die dem konservativen Familienbild der AfD widersprechen. „Gender“ ist das Teufelswort, gegen das sich der Programmentwurf in geradezu manischer Art und Weise richtet. Neben dem Islam geht die größte Bedrohung nach Ansicht der AfD von der „*Gender-Ideologie*“ und alle dem aus, was damit herbeiphantasiert wird. „*Die Familie aus Vater, Mutter und Kind als Keimzelle der Gesellschaft*“ wird als zentraler Bezugspunkt von Politik propagiert; diese Politik richtet sich im Konkreten jedoch häufig gegen einzelne Teile dieser „Keimzelle“. Interessen und Rechte von Frauen oder von Kindern, die sich nicht immer mit der Familie als Institution vereinbaren lassen, existieren für die AfD nicht bzw. sind sekundär. So stehen alle potenziellen Schutzeinrichtungen für Mitglieder der Kernfamilie unter einem Generalverdacht: „*Staatliche Institutionen wie Krippe, Ganztagschulen, Jugendämter und Familiengerichte greifen zu sehr in das Erziehungsrecht der Eltern ein.*“

Auch in der Schule soll die Thematisierung anderer Lebens- und Liebesformen, die im Programm als „*Frühsexualisierung*“ denunziert werden, keinen

<sup>9</sup> Die Aufregung um die Äußerungen führender AfD-Politiker zum Islam zeigen die populistische Falle, in die alle AfD-Gegner immer wieder tappen: Längst bekannte Forderungen wurden als Tabubruch in die Öffentlichkeit posaunt und die einhellige Reaktion aller anderen lässt die AfD als mutigen Kämpfer wider den „Meinungsterror“ der Etablierten erscheinen.

Platz mehr haben. Gemeinschaftsschulen oder Inklusionsklassen als Möglichkeiten, die Chancen für sozial oder anders benachteiligte Kinder zu verbessern, werden von der AfD abgelehnt. Sie will am vor allem von den bürgerlichen Eliten favorisierten dreigliedrigen Bildungssystem festhalten und lehnt Formen gemeinsamen Lernens ab.

Insgesamt steht die AfD für einen Kulturkampf von rechts, der mit allen gesellschaftspolitischen Errungenschaften, die mit dem Stichwort „1968“ verbunden werden, brechen will. Neben einer ökonomisch induzierten Verunsicherung wird damit von der Partei auch eine kulturelle Verunsicherung angesprochen, die sich vor allem bei den sozial und bildungsmäßig unteren Teilen der Bevölkerung findet, für die Globalisierung, Multikulturalität, Überwindung von Geschlechtergrenzen etc. keine Bereicherung ihres Lebens, sondern konkrete Konkurrenz und Verunsicherung bedeuten.

### **Rechtspopulismus, Kulturkampf und Attitüde der Systemkritik**

Der bisherige Erfolg der AfD und des gesamten europäischen Rechtspopulismus beruht auf der selbstgewählten Attitüde als grundlegender Alternative zum etablierten Politikbetrieb. Diese Attitüde ist allen Parteien des Rechtspopulismus eigen und gründet auf einer ethnisch-völkisch fundierten Gegenüberstellung von „wir hier unten“ („wir sind das Volk“) und „ihr da oben“ (Politik, „Lügenpresse“, etc.). Die AfD versteht sich als Ausdruck einer schweigenden Mehrheit, des „gesunden Menschenverstandes“ und behauptet, für eine grundlegende Alternative zu stehen. Dieses Selbstverständnis findet sich an vielen Stellen im Programm, vor allem in der Beschreibung der politischen Zustände: *„Heimlicher Souverän ist eine kleine, machtvolle politische Führungsgruppe innerhalb der Parteien. Sie hat die Fehlentwicklung der letzten Jahrzehnte zu verantworten. Es hat sich eine politische Klasse von Berufspolitikern herausgebildet, deren vordringliches Interesse ihrer Macht, ihrem Status und ihrem materiellen Wohlergehen gilt. Es handelt sich um ein politisches Kartell, das die Schalthebel der staatlichen Macht, soweit diese nicht an die EU übertragen worden ist, die gesamte politische Bildung und große Teile der Versorgung der Bevölkerung mit politischen Informationen in Händen hat. Nur das Staatsvolk der Bundesrepublik Deutschland kann diesen illegitimen Zustand beenden.“*

Diese Passage ist typisch für rechtspopulistische Argumentationen, die bei der Beschreibung politischer Zustände ökonomische Machtverhältnisse systematisch ausblenden. Sie verdeutlicht ebenfalls die Gegenüberstellung von „illegitimer“, weil „vom Volk“ abgehobener politischer Macht und dem Anspruch der AfD, die Interessen „des Volkes“ zum Ausdruck zu bringen. Gegen eine solche Form der Machtusurpation – im ersten Programmentwurf war noch von „neuem Totalitarismus“ die Rede – ist Widerstand Pflicht und nicht zufällig versuchen Teile der AfD über Pegida und andere Formen, den Protest verstärkt auf die Straßen zu tragen. In diesem Sinne und im Selbstverständnis zahlreicher Anhängerinnen und Anhänger der Partei geht es tatsächlich um eine Systemfrage, um eine andere Form politischer Entscheidungen, die sehr viel mehr mit Ele-



menten der Akklamation per Volksabstimmung agieren will. Hier liegt die eigentliche Gefahr für eine partizipative Demokratie, die „das Volk“ nicht einfach als akklamierende Menge versteht: Da die AfD beansprucht, den gesunden Menschenverstand, den Common Sense zu vertreten, ist jede Abweichung, jeder Widerspruch dazu eine „volksfeindliche“ Haltung. Deutlicher Widerspruch zu Positionen der AfD wird als Tabuisierung, Political Correctness und als Ausdruck von Totalitarismus gewertet. *„Die Allmacht der Parteien und deren Ausbeutung des Staates gefährden unsere Demokratie. Diese Allmacht ist Ursache der verbreiteten Politikverdrossenheit und nicht zuletzt auch Wurzel der gesellschaftsschädigenden Politischen Korrektheit und des Meinungsdictates in allen öffentlichen Diskursen.“*

Was von der AfD als Macht des politischen Kartells beschrieben wird, ist auch als (selbstverschuldete) Ohnmacht vor der Dominanz der globalen Kapitalmacht zu beschreiben. Diese Form der ökonomischen Macht, Klassenverhältnisse kommen bei der AfD und beim Rechtspopulismus generell nicht in den Blick, womit das Wesen der Machtverhältnisse im Kapitalismus letztlich verdeckt bleibt.

**PapyRossa Verlag | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln**



**Conrad Schuhler**

**DIE  
GROSSE FLUCHT**

Ursachen, Hintergründe,  
Konsequenzen

Paperback  
131 Seiten | € 12,90  
978-3-89438-601-6



**Felix Wemheuer  
(Hg.)**

**MARX  
UND DER  
GLOBALE SÜDEN**

Paperback  
326 Seiten | € 19,90  
978-3-89438-605-4

Die Verantwortung für die Große Flucht wird ebenso verdrängt wie deren Ursachen. In den Blick geraten die Kriege des Westens sowie Armut und Verelendung, durch eine ›Wirtschaft, die tötet‹. Was sind die Alternativen zu Rassismus und Nationalismus, zu Abschottung und zur Festung Europa?

Können marxistische Theorien dazu beitragen, die aktuellen welthistorischen sozialen Umwälzungen zu verstehen? Welche Probleme entstehen durch ihre Anwendung auf den globalen Süden? Und wie werden sie dort diskutiert? Antworten gibt eine internationale Autorenschaft.

Klaus Dräger

## „Linker Aufbruch in Europa?“ – eine nüchterne Zwischenbilanz

*„Bei den im Jahr 2015 in neun Ländern abgehaltenen Wahlen (inklusive Regionalwahlen) entfielen doppelt so viele Stimmen auf die Parteien der radikalen Rechten wie auf die der radikalen Linken. Die Stimmengewinne der radikalen Rechten sind Ausdruck einer – im gesamten europäischen Maßstab in allen Bevölkerungsschichten, und insbesondere in den unteren Mittelschichten, aufgrund von Massenarbeitslosigkeit, Prekarität und Zerstörung des Sozialstaats anwachsenden – Frustration und Verunsicherung.“<sup>1</sup>*

Zu dieser bitteren Erkenntnis der politischen Lage in der Europäischen Union kommt eine Erklärung von Verantwortlichen des Stiftungsnetzwerks *transform!*, welches der Partei der Europäischen Linken (EL) nahe steht. In Z 104 hatte ich mich kritisch mit der zuvor von der EL vertretenen Hypothese auseinandergesetzt, der Wahlsieg von Syriza in Griechenland im Januar 2015 werde das Ende oder zumindest eine Aufweichung der Austeritätspolitik in der EU einleiten. Die Dominostein-Theorie der EL lautete damals: eine erstarken- de Linke in Portugal, Spanien und Irland werde Syriza zur Seite springen, den Mitte-links Regierungen in Italien (PD, Renzi) und Frankreich (PS, Hollande) neue Spielräume für ihre Forderungen nach einem europäischen Wachstumskurs eröffnen und die Kräfteverhältnisse in der EU so in Richtung einer sozialeren Politik verschieben.

Die Erklärung von *transform!* setzt aus meiner Sicht nun auf eine ‚Domino-Theorie light‘: Es sei „eine Gegenbewegung zugunsten einer alternativen Politik zu konstatieren, was daran ersichtlich ist, dass in Griechenland Syriza noch immer in der Regierung und darum bemüht ist, die Auswirkungen des neuen Memorandums abzufedern; dass in Spanien das Zweiparteiensystem beendet werden konnte; dass im portugiesischen Parlament nun eine linke Mehrheit sitzt; dass in Irland ein Sieg von Sinn Féin in den Bereich des Möglichen gerückt ist; dass die britische Labour Party eine neue Führung hat ... Doch noch ist das nicht die die Dynamik bestimmende Tendenz in einer Situation, in der das politische Zentrum, und insbesondere die Sozialdemokratie, erodiert.“

Sicher, die Hoffnung stirbt zuletzt. Linker politischer Realismus erfordert m.E. aber, zunächst eine konkrete Analyse einer konkreten Situation zu versuchen.

---

<sup>1</sup> Gemeinsame *transform!* Erklärung: Einen alternativen Plan für Europa verfolgen, 08.02.2016 <http://www.transform-network.net/de/blog/blog-2016/news/detail/Blog/tracing-an-alternative-plan-for-europe.html>

## Griechenland

Syriza ist als Regierungspartei darum bemüht, die Auswirkungen des neuen Memorandums abzufedern? In der Tat hat diese Regierung einige Maßnahmen zugunsten der ärmsten Schichten der Bevölkerung eingeleitet (kostenlose Gesundheitsversorgung für Flüchtlinge und besonders Arme, kostenloser öffentlicher Transport für Erwerbslose, Nahrungsmittelhilfen, Schulspeisung, kostenlose Strom- und Wasserversorgung für arme Familien usw.). Doch dies gehört im Wesentlichen zum Programm zur Bekämpfung der humanitären Krise, das die Troika (EU-Kommission, IWF und EZB) zuvor grundsätzlich genehmigt hatte. Ansonsten ist die Regierung bemüht – bis hin zur abermaligen drastischen Kürzung der Renten – die Auflagen des Dritten Memorandums umzusetzen.<sup>2</sup> Dagegen gibt es breiten sozialen Widerstand mit Generalstreiks von Gewerkschaften, massiven Protestaktionen von Bauern usw. – also von jenen gesellschaftlichen Kräften, die vormals große Hoffnungen auf Tsipras gesetzt hatten.

Während die EL den Flüchtlingsdeal der EU mit der Türkei scharf ablehnt<sup>3</sup>, setzt die Syriza-Regierung diesen mit Unterstützung von PASOK und der liberalen To Potami um und schiebt Flüchtlinge in die Türkei ab.<sup>4</sup> Diese Entwicklungen nüchtern und kritisch zur Kenntnis zu nehmen, ist kein ‘Syriza-bashing’. Es hilft der EL und ihrer politischen Glaubwürdigkeit m.E. aber nicht, dies aus ‚Solidarität mit der griechischen radikalen Linken‘ schönzureden. Zum ‚Zündfunken für die Überwindung der Austerität in Europa‘ – wie von der EL zuvor propagiert – ist die Syriza-Regierung jedenfalls nicht geworden.

## Portugal

Im portugiesischen Parlament haben Sozialisten, Bloco de Esquerda und CDU (Bündnisliste von Kommunistischer Partei PCP und Grünen) nach den Wahlen vom Oktober 2015 zusammen eine absolute Mehrheit (122 von 230 Mandaten). Bloco und CDU waren nach Verhandlungen mit den Sozialdemokraten bereit, deren Parteichef *António Costa* am 26.11.2015 zum Premierminister einer sozialdemokratischen Minderheitsregierung zu wählen. Bloco, PCP und Grüne hatten dabei jeweils eigene Vereinbarungen mit Costas Sozialisten ausgehandelt.<sup>5</sup>

<sup>2</sup> Die erneut aufgebrochenen Kontroversen der griechischen Regierung mit dem IWF und partiell mit den EU-Gläubigern stellen nicht die Umsetzung des Memorandums in Frage. Die Mehrwertsteuer wird abermals erhöht, bei den Rentenkürzungen gibt es Differenzen im Detail. Im Zentrum des Streits steht die Behandlung der Schulden – im „Europäischen Stabilitätsmechanismus“, dem so genannten Euro-Rettungsschirm (ESM) wird angeblich darüber nachgedacht, dass Griechenland nur bei genügendem Wirtschaftswachstum Zahlungen leisten muss und so die Rückzahlung der Schulden weiter gestreckt werden könne. Hier will die griechische Regierung einen Deal erreichen und taktiert mit den Differenzen zwischen EU-Institutionen und IWF in dieser Frage.

<sup>3</sup> Siehe <http://www.european-left.org/de/positions/news-archive/against-closed-borders-and-human-trade-supporting-solidarity-refugees>, 21.03.2016

<sup>4</sup> Siehe meine Besprechung zu Andreas Wehr: „Der kurze griechische Frühling“ in diesem Heft.

<sup>5</sup> Zu den Hintergründen der Entwicklung in Portugal siehe Tor Krever: The Bloco tightrope, jaco-

Ihr gemeinsames Ziel war, die vormalige Rechtskoalition (PSD, CDS) unter *Passos Coelho* abzuwählen und deren Austeritätspolitik rückgängig zu machen. António Costa hatte den Wahlkampf der PS gegen Widerstände in der eigenen Partei mit dem Versprechen bestritten, die von der EU-Troika zuvor durchgeprügelte Verarmungsstrategie in Portugal zu beenden. Die erzielten Vereinbarungen legen die Minderheitsregierung im Wesentlichen darauf fest, die Wahlversprechen Costas umzusetzen und die von der Austeritätspolitik besonders betroffenen Teile der Bevölkerung zu schützen. So wurden von der Rechtskoalition gestrichene Feiertage wieder eingeführt, Extra-Steuern gesenkt, Zwangsräumungen von Wohnungen erschwert, Renten und Sozialleistungen für Geringverdienende aufgestockt und Sozialversicherungsbeiträge für diese abgesenkt. Die 35-Stunden-Woche im Öffentlichen Dienst wurde wieder eingeführt, Mindestlöhne gesichert und darüber hinaus vereinbart, sie in den folgenden Jahren anzuheben. Privatisierungsvorhaben der alten Regierung wurden gestoppt und Investitionen in Gesundheit und Bildung abgemacht.<sup>6</sup> Die Vereinbarung mit dem Bloco enthält zudem eine ‚Garantieklausel‘, dass bei schlechter Haushaltslage nicht wieder bei Renten, Sozialleistungen, Gesundheitssystemen etc. gekürzt werden soll.

Wie steht es um die ‚gesellschaftspolitische Hegemonie‘ des portugiesischen Experiments? Auf die Parlamentswahl im Oktober 2015 folgte die Präsidentschaftswahl am 24.01.2016. Die Wahlbeteiligung sank auf einen historischen Tiefstand von nur 48 Prozent. Schon im ersten Durchgang gewann der Kandidat der konservativen Koalition (PSD/CDS), *Marcelo de Sousa*, mit 52 Prozent der Stimmen. Der Kandidat der PS-Mehrheit um Premier António Costa, *Antonio de Sampaio de Nova* (unabhängig), erzielte 22,9 Prozent. Gefolgt von *Marisa Matias* (Bloco) mit 10,1 Prozent und *Edgar Silva* vom PCP mit nur 3,9 Prozent.<sup>7</sup> Die Kandidatin des rechten Flügels der Sozialdemokraten – *Maria de Belem* – erhielt nur 4,2 Prozent. Wertet man diese Wahl als Stimmungstest nach der Regierungsbildung Ende November 2015, so kamen die Kräfte der bestehenden portugiesischen linken Allianz auf knapp 37 Prozent. Politische Hegemonie ist das wohl (noch) nicht.<sup>8</sup>

Bloco und PCP stellen keine Minister in der portugiesischen Regierung. Es handelt sich also um eine Tolerierungskonstellation, bei der die sozialdemokratische Minderheitsregierung für jede Gesetzesvorlage immer wieder neu

---

bin mag, 13.11.2015; <https://www.jacobinmag.com/2015/11/bloco-esquerda-portugal-silva-ps-pcp-be-austerity-merkel-troika/>.

<sup>6</sup> Für die PCP bedeutete dieser Schritt eine ‚historische Wende‘: Zum ersten Mal seit der portugiesischen Nelkenrevolution von 1974 bot sie eine (kritische) Zusammenarbeit mit den Sozialisten an. Wie ihr Generalsekretär *Jerónimo de Sousa* erklärte, wolle die PCP alles tun, um auch nur in kleinen Schritten die Lebensumstände der lohnabhängigen Bevölkerung zu erleichtern.

<sup>7</sup> Bitter für die PCP. Denn bei Präsidentschaftswahlen zuvor (z.B. 2006: De Sousa für PCP 8,7 Prozent; Louçã für Bloco 5,3 Prozent) lagen die Kandidaten der PCP stets deutlich vor jenen des Bloco.

<sup>8</sup> António Costa mag es beruhigen, dass die innerparteiliche Opposition in der PS damit vorerst abgestraft wurde. *Maria de Belem* war die Kandidatin derer in der PS, die eine Allianz mit Bloco und CDU stets ablehnten und stattdessen ein Arrangement der Sozialisten mit der konservativen PSD von *Passos Coelho* bevorzugten.

Mehrheiten im Parlament organisieren muss. Schon sehr früh nach den Verhandlungen der Linksparteien mit den Sozialisten wies der frühere Fraktionsvorsitzende des Bloco, *Francisco Louçã* (ein renommierter Wirtschaftswissenschaftler), auf strukturelle Probleme der Tolerierungsabkommen hin. Wie mit der dramatisch angestiegenen staatlichen Gesamtverschuldung umgehen, dem Leistungsbilanzdefizit Portugals, dem angeschlagenen portugiesischen Bankensektor, der ablehnenden Haltung Brüssels, Berlins und der EZB in Frankfurt zu jeder Aufweichung des Austeritätscurses der vormaligen Rechtsregierung? Wie Investitionen in die ‚Realwirtschaft‘ befördern, um neue Arbeitsplätze zu schaffen und die sozialpolitische Umkehr abzusichern?<sup>9</sup>

Darüber bestehen zwischen den jeweiligen Konzepten der Linksparteien und jenen von Costas Sozialdemokraten weiterhin tief greifende Unterschiede, die in den Tolerierungsabkommen ausgeklammert wurden. Bloco und PCP plädieren für einen Schuldenschnitt für Portugal, und wenn dieser nicht vereinbart werden kann, für einen Austritt aus der Eurozone. Die Sozialisten hingegen versichern, dass ihre Regierung alle EU-Auflagen (Fiskalpakt usw.) erfüllen wird. Portugal ist nicht länger ein Programmland der Troika. Das „Europäische Semester“ mit verschärften Vorgaben wegen Haushaltsdefizit, Staatschuld, EU-Vorgaben zu neoliberalen Strukturereformen usw. wirkt aber auch hier.

Dies ist insofern die Sollbruchstelle, an der die EU-Kommission, die EZB, die deutsche Regierung und die internationalen Finanzmarktakteure das ‚Linksbündnis‘ in Portugal in die Knie zwingen wollen. Da war z.B. der Fall der portugiesischen *Banif-Bank*: hoch verschuldet und von der EZB als EU-Bankenaufsicht zur Abwicklung empfohlen (Verkauf an die spanische Santander-Bank zum Schleuderpreis). Die sozialdemokratische Minderheitsregierung beugte sich den Empfehlungen aus Brüssel und Frankfurt, Bloco und CDU stimmten dagegen. Die konservative Opposition enthielt sich und winkte so die Bankabwicklung durch.

Die Kosten allein dafür erhöhten das Haushaltsdefizit Portugals von 3 auf 4,2 Prozent des BIP. Den Haushalt Portugals für 2016 hat die EU-Kommission daraufhin nur unter strengstem Vorbehalt und auch nur vorläufig genehmigt. Sie setzte dabei durch, dass Einsparungen von 845 Mio. Euro (statt ursprünglich 450 Mio. EUR) geleistet werden müssten.<sup>10</sup>

Die portugiesische Zentralbank weigerte sich, nach der Abwicklung der Banif-Bank noch weitere Bail-out-Operationen bei strauchelnden portugiesischen Banken vorzunehmen. Das gefiel den internationalen Rating-Agenturen überhaupt nicht. Moodys, Fitch usw. stuften portugiesische Staatsanleihen be-

<sup>9</sup> <http://www.esquerda.net/en/artigo/what-will-happen-after-weekends-agreement-between-socialists-left-bloc-and-communists/39510>; Zu seiner Prognose zur schwelenden Bankenkrise nicht nur in Portugal siehe auch: <http://www.esquerda.net/en/artigo/banking-storm-thats-beginning-hit/41769>.

<sup>10</sup> Im Gegenzug verpflichtete sich die portugiesische Regierung, Verbrauchssteuern auf Mineralöl und Tabak zu erhöhen, eine Neuwagen-Steuer einzuführen, die Bankenabgabe zu steigern und Finanzmarkttransaktionen stärker zu belasten – sozialdemokratisch ausgewogen ...

reits auf ‚Ramschniveau‘ herab. Es hängt allein an der kanadischen Agentur DBRS – ihre Entscheidung war für Ende April 2016 angekündigt – ob eine erneute Portugal-Krise ausgelöst wird. Stuft auch sie Portugal-Papiere auf ‚junk‘ herab, hätte die EZB einen rechtlichen Vorwand, diese im Rahmen ihres Stützungsprogramms für Staatsanleihen nicht mehr zu kaufen. Portugiesische Banken dürften dann bei der EZB auch keine Anleihen ihres Staates mehr als Pfand einreichen. Kredite an Unternehmen und Verbraucher würden dann teurer, dringend notwendige Investitionen der Wirtschaft zurückgestellt.

Die Mechanismen, wie man unliebsame Regierungen unter Druck setzt, sind aus dem bisherigen Verlauf der Eurokrise bekannt. Wurden bestimmte Länder von der EU-Ebene öffentlich ‚an den Pranger gestellt‘, reagierten die Finanzmärkte prompt auf solche Fingerzeige mit Kapitalflucht, miesen Ratings, Druck auf neoliberale ‚Strukturreformen‘ etc. Mit Fiskalpakt, Europäischem Semester etc. ist die Überwachung durch Brüssel nochmals gestärkt worden. Auch finanzielle Sanktionen können von Brüssel damit leichter und ‚automatisch‘ verhängt werden.<sup>11</sup>

Was Portugal angeht, hängt also vieles von den künftigen wirtschaftspolitischen Aussichten des Landes ab. Wenn sich die Konjunktur verbessern würde, könnten die sozialen Versprechen Costas vielleicht halbwegs eingelöst werden und die Tolerierung der sozialdemokratischen Minderheitsregierung durch Bloco und CDU stabil bleiben. Wenn nicht, wird die EU-Ebene die dann zu erwartenden finanziellen Probleme des Landes noch stärker als Hebel nutzen, um einen Keil zwischen Sozialdemokratie und Linksparteien zu treiben. Schon jetzt reden die Europäische Kommission und die deutsche Regierung ständig davon, dass Portugal bald unter den Euro-Rettungsschirm ESM müsse. So wurde es zuvor mit Griechenland, Irland, Portugal, Spanien und Zypern ja auch gemacht. Mit einer weiteren Zuspitzung der Attacken aus Brüssel und Berlin ist zu rechnen. Welche Vorbereitungen treffen die Europäische Linke, Gewerkschaften und soziale Bewegungen, um nach dem Debakel in Griechenland dieses portugiesische Experiment zur Lockerung der Austerität zu verteidigen?

## Irland

Bei den Parlamentswahlen in Irland am 26.02.2016 hat Sinn Féin nicht gesiegt, wie es die EL erhoffte.<sup>12</sup> In Umfragen vor der Wahl wurde die Partei mit bis zu 20 Prozent gehandelt. Sie legte zu, erzielte aber nur knapp 14 Prozent (2011: 9,9 Prozent). Sinn Féin ist damit die vierte politische Kraft nach der bislang regierenden konservativen Fine Gael (25,5 Prozent, Verlust von 11 Prozent gegenüber 2011), der ebenfalls konservativen Fianna Fáil (24,4 Pro-

<sup>11</sup> Siehe Klaus Dräger: Europäische Wirtschaftsregierung. EU auf dem Weg zum „Deutschen Europa“; in: Widerspruch 61, 31. Jg./2. Halbjahr 2011, S. 21-37.

<sup>12</sup> Zur politischen Dynamik in Irland siehe Daniel Finn: Ireland's Water Wars, New Left Review 95, September-October 2015 (<https://newleftreview.org/II/95/daniel-finn-ireland-s-water-wars>), und vom gleichen Autor in jacobin mag (26.2.2016) eine Analyse zu Sinn Féin (<https://www.jacobinmag.com/2016/02/sinn-fein-gerry-adams-irish-republican-army/>).

zent, Zugewinn von 7 Prozent) und den zahlreichen ‚unabhängigen‘ Kandidaten (18 Prozent). Die irische Labour Party stürzte von 19 Prozent (2011) auf 6,6 Prozent ab. Das linke Bündnis *Anti-Austerity Alliance/People Before Profit* trat nur in ausgesuchten Wahlkreisen an. Es gewann auf dieser Basis rund 4 Prozent landesweit und 6 Mandate im Parlament, eines weniger als Labour.

Irische Kommentatoren wollten eine ‚milde sozialdemokratische Stimmung‘ im Wahlvolk erkannt haben. Immerhin punktete die neoliberale Fianna Fáil diesmal mit dem Versprechen, die öffentlichen Dienste zu schützen und wieder zu stärken. Betrachtet man aber das Ergebnis der im weiteren Sinn als ‚links‘ angesehenen Parteien, so kamen diese im Vergleich zur Wahl 2011 (Labour, Sinn Féin, United Left Alliance; zusammen 31,5 Prozent) in 2016 auf weniger Stimmen (Labour, Sinn Féin, AAA-PBP, Social Democrats zusammen 27,5 Prozent). Das politische System ist erschüttert, doch von einer Linkswende in Irland kann wohl keine Rede sein.

Rechnerisch reicht es für eine Große Koalition der beiden konservativen Parteien, die diese vorerst jedoch nicht wollen. Fine Gael und Fianna Fáil verhandelten jeweils separat mit unabhängigen Abgeordneten und den Grünen über die Bildung einer Minderheitsregierung. Bisher gab es drei ergebnislose Abstimmungen zur Wahl eines Regierungschefs. Ende April 2016 versuchte Fine Gael daher eine Minderheitsregierung zu bilden, die in wesentlichen haushaltspolitischen Fragen von Fianna Fáil gestützt wird. Neuwahlen in Irland sind wahrscheinlich, wenn keine belastbare Vereinbarung zwischen diesen konservativen Parteien für die nächsten 2 bis 3 Jahre möglich ist.

## Spanien

Die spanischen Parlamentswahlen vom 20.12.2016 brachten in der Tat das Ende des Zweiparteiensystems. Seit der Überwindung der Franco-Diktatur 1978 hatten im Wesentlichen die Sozialdemokraten (PSOE) und die Konservativen (PP) sich an der Regierung abgelöst. Die PP des noch amtierenden Premierministers *Mariano Rajoy* stürzte von 44,7 Prozent bei der letzten Wahl 2011 auf 28,7 Prozent ab. Die PSOE erzielte mit 22 Prozent der Stimmen das schlechteste Ergebnis ihrer Nachkriegsgeschichte. Die neoliberale Partei Ciudadanos lag in Umfragen vor der Wahl vor Sozialisten und Podemos, erreichte aber nur 13,9 Prozent. Podemos gewann 20,6 Prozent der Stimmen, Izquierda Unida-Unidad Popular (IU) nur enttäuschende 3,7 Prozent und zwei Abgeordnete. Die spanische ‚radikale Linke‘ hat somit fast ein Viertel der Wahlstimmen auf sich gezogen – ein beachtlicher Erfolg. Die Bildung einer Rechtskoalition (PP, Ciudadanos) ist mangels Masse nicht möglich und eine Mitte-Links-Konstellation hätte auch keine absolute Mehrheit.

2014 setzte sich Podemos das Ziel, stärkste Partei zu werden und mit Syriza einen Anti-Austeritätätskurs in der EU stark zu machen.<sup>13</sup> Im Wahlkampf im

<sup>13</sup> Aufschlussreich zum Entstehen und der Strategie von Podemos ist der Artikel von Pablo Iglesias: Understanding Podemos, in: New Left Review 93, May-June 2015;

Winter 2015 trat die Partei dann eher sozialdemokratisch und staatstragend auf, um Wählerinnen aus der ‚Mitte‘ nicht zu verschrecken.<sup>14</sup> Zur von der EL angestrebten ‚Linkswende‘ in Spanien reicht es jedenfalls nicht. Die PP propagiert eine Große Koalition mit der PSOE, die von Ciudadanos (C’s) vermittelt werden soll. C’s sieht dies als die beste Lösung an. Die PSOE unter ihrem Generalsekretär Pedro Sanchez lehnt dies bislang ab. So schloss Sanchez zunächst eine Vereinbarung mit der neoliberalen Ciudadanos und erwartete von PP und Podemos, diese ‚Koalition des Wandels‘ wenigstens durch Enthaltung bei der Abstimmung über die Wahl des Ministerpräsidenten durchzuwinken. Zwei Anläufe von Sanchez, auf diese Weise Regierungschef zu werden, scheiterten jedoch. Nur 131 Abgeordnete stimmten dafür.

Während in Portugal Bloco und PCP auf ihre Unabhängigkeit von der sozialdemokratischen Minderheitsregierung bedacht sind, bieten die Linksparteien Podemos und IU an, direkt eine Koalitionsregierung mit PSOE und regionalen Linksbündnissen (z.B. Compromis aus Valencia) zu bilden. Es geht ihnen also um eine Mitte-Links-Koalition als Minderheitsregierung, etwa nach dem Muster der Gauche Plurielle („vielfältige Linke“) in Frankreich – ein Bündnis von PS, PCF, Grünen unter Lionel Jospin (1997-2002). Ein solches Bündnis käme im spanischen Parlament aber nur auf 161 der 350 Mandate. Um Sanchez zum Premier zu wählen, müssten Kräfte aus anderen Parteien zustimmen oder sich enthalten. Sanchez wollte aber unbedingt die neoliberale Ciudadanos mit im Boot haben. ‚Stabile Regierung‘, ‚Zähmung der Linken‘, kein Ärger mit Brüssel, Berlin und Frankfurt – darum geht es der PSOE.

Podemos bestand ursprünglich darauf, dass die PSOE den Pakt mit C’s aufkündigt. Dann verhandelte ihr Generalsekretär Pablo Iglesias aber dennoch mit PSOE und Ciudadanos in Drei-Parteienrunden darüber, ob eine Einigung möglich sei. C’s solle sich mit einigen Reformen zu Demokratiethemata aus der Vereinbarung mit der PSOE zufrieden geben. Podemos schwächte im Gegenzug seine Forderungen zu wirtschaftspolitischen und sozialen Themen in Richtung des Wahlprogramms der Sozialdemokraten deutlich ab (Angebot von ‚20 Zugeständnissen‘, was weiterhin aufrechterhalten wird). Podemos wäre z.B. bereit,

<https://newleftreview.org/11/93/pablo-iglesias-understanding-podemos>; sowie ein Interview mit ihm in der gleichen Ausgabe; <https://newleftreview.org/11/93/pablo-iglesias-spain-on-edge>

<sup>14</sup> Die Podemos-Zentrale um Pablo Iglesias und Íñigo Errejón drückte den Parteigliederungen in den Regionen Honoratioren als Kandidaten auf, die früher wohl eher für die PSOE kandidiert hätten. So etwa den ‚roten General‘ Julio Rodriguez (2008 unter Zapatero oberster Chef der Streitkräfte), der mit Platz 2 auf der Liste in Saragossa allerdings nicht ins Parlament kam. Oder Juan Antonio Delgado Ramos, ein früherer hoher Beamter der Guardia Civil, der über die Podemos Liste in Cadiz ein Mandat gewann; sowie Verfassungsrechtler, Schriftsteller, den Vorsitzenden der spanischen Grünen (Equo) auf diversen anderen Listenplätzen. Dies sollte den ‚transversalen‘ Charakter von Podemos („die Falle von links oder rechts vermeiden“) unterstreichen, die ein breites Spektrum von den ausgegrenzten Unterschichten bis zu anerkannten Persönlichkeiten des Staatsapparats und aus anderen Bereichen zusammen binden kann. Medial war dies erfolgreich. Diese Eingriffe der Zentrale führten aber auch zu breitem Unmut an der regionalen Basis von Podemos, die sich um ihre demokratischen Rechte bezüglich der Listenaufstellung verprellt sah.



das Haushaltsdefizit schneller und in größeren Schritten zurückzufahren, eine weniger umverteilende Steuerpolitik und geringere öffentliche Ausgaben (Reduzierung um ein Drittel gegenüber dem Podemos-Programm) anzubieten sowie bloß zur Arbeitsmarktreform von Zapatero (PSOE) von 2010 zurück zu kehren und vieles mehr. 2014 trat Podemos als ‚Bürgerbewegung‘ an, um die ‚korrupte politische Kaste‘ Spaniens komplett hinwegzufegen. Programmatische Anpassung an die PSOE ist mit diesen – wohl wahltaktisch gemeinten – Manövern bereits angelegt.

Die Dreiergespräche verliefen ergebnislos und wurden von Podemos abgebrochen. In einer internen Urabstimmung stimmten daraufhin gut 88 Prozent der Mitglieder von Podemos dagegen, den Pakt von PSOE und C’s zu unterstützen. Von rechts bis links konzentriert sich die politische Agitation in Spanien seither auf die Frage: Wem kann man den ‚Schwarzen Peter‘ für Neuwahlen am 26. Juni 2016 zuschieben? Die PSOE argumentiert, Podemos sei schuld, denn nunmehr drohe eine Rückkehr der Rechten. Ihr Pakt mit C’s hätte wenigstens eine sozialliberale Koalition des Wandels ermöglicht, die Podemos und PP gleichermaßen geblockt hätten. Podemos und IU argumentieren, dass dieser Pakt einen von Mehrheiten gewollten weitergehenden Politikwechsel verhindert und in Kernfragen die rechte Politik der PP-Regierung nur fortgesetzt hätte.

Podemos und IU streben eine Staatsreform an, die Spanien in eine Föderation mehrerer Nationen mit gestärkten Rechten der autonomen Regionen (z.B. Katalonien, Galicien, Valencia, Baskenland) verwandeln würde. In drei der autonomen Regionen trat Podemos mit breiten Bündnislisten an, die Grüne, IU und diverse von sozialen Bewegungen (Mareas, PAH Bewegung gegen Zwangsräumungen usw.) gestützte breite lokale Bündnislisten einschlossen. In Katalonien kam so das Bündnis *En Comú Podem* mit 24,7 Prozent auf den ersten Platz, in Galicien *En Marea* auf 25 Prozent und *Compromís* in Valencia auf 25,1 Prozent. Im Baskenland trat Podemos unter ‚eigener Marke‘ an und wurde dort stärkste Kraft mit 26 Prozent. Die Ergebnisse in diesen Regionen verweisen auf Hoffnungen zu einer föderalistischen Neuordnung des Staates, die das Selbstbestimmungsrecht der kleineren Nationen im Spanischen Staat achtet und institutionell durch einen neuen Territorialpakt absichert.

Die konservative PP gewann bei den Dezember-Wahlen 2015 die absolute Mehrheit im spanischen *Senat* als zweiter Kammer des Parlaments. Ohne Zustimmung des Senats sind den Staatsaufbau betreffende Verfassungsänderungen nicht möglich. Wenn es nach Neuwahlen bei einer rechten oder anti-föderalistischen Mehrheit im Senat bleibt, wird diese solche Initiativen blockieren. Ciudadanos will den spanischen Staat sogar noch zentralistischer organisieren als die PP. Sogar die PSOE lehnt die Forderung nach einem Referendum zur Unabhängigkeit Kataloniens nach britischem Vorbild (Schottland-Referendum 2015) strikt ab.<sup>15</sup> Ein verfassungspolitischer Kernpunkt der

<sup>15</sup> Zur katalonischen Unabhängigkeit vs. föderalistische Staatsreform siehe Jaime Pastor: Catalonia vs. the Spanish State, or the failure of the federalist alternative, 29.09.2015; <http://www.internationalviewpoint.org/spip.php?article4237>. Zur aktuellen politischen Lage in

Linksparteien Podemos und IU – die Überwindung oder wenigstens eine Reform des ‚Regimes von 1978‘ – wird so kaum erreichbar sein. Dies wird den Konflikt um die Unabhängigkeit Kataloniens vermutlich weiter zuspitzen.

Podemos und IU wollen für die Neuwahlen im Juni mit einem gemeinsamen Wahlbündnis antreten (was die diversen linken kommunalen und regionalen Bündnisse einschließen soll). Der IU-Spitzenkandidat bei der Wahl im Dezember 2015, *Alberto Garzón*, trat stets für einen ‚Zusammenfluss der linken Kräfte‘ (*confluencia*) jenseits der PSOE ein. Podemos war damals dazu in drei Regionen bereit (Katalonien, Galicien, Valencia), lehnte ein solches Bündnis mit IU auf nationaler Ebene jedoch ab. Man wird sehen, ob es diesmal gelingt und wie stark die möglicherweise geeinte Linke dabei wahlpolitisch punkten kann.<sup>16</sup>

## Zwischenbilanz

Auch die ‚Domino-Theorie light‘ von *transform!* und EL wird m.E. von der realen Entwicklung nicht gedeckt: die eigentlich erhoffte ‚Linkswende‘ in Spanien und Irland fand so nicht statt. Die politischen Systeme dieser Länder stecken in einer tiefen Krise. Stabile parlamentarische Mehrheiten für ‚normales Regieren‘ zu bilden erweist sich als schwierig. Die portugiesische Konstellation kann man zunächst als Fortschritt betrachten. Sie ist in der EU aber ziemlich isoliert und heftigen Angriffen ausgesetzt. Selbst eine Anti-Austeritätsfront der Regierungen von Spanien, Irland, Portugal und Griechenland – so es sie denn gäbe – wäre aufgrund ihres im EU-Kontext geringen Gewichts zu schwach, um auch nur bescheidene Korrekturen zu erwirken. Welche Schlussfolgerungen zieht die EL daraus?

In den reicheren EU-Ländern (von Skandinavien über Benelux bis Frankreich, Italien, Österreich und Deutschland) ist ebenfalls eine starke Fragmentierung des politischen Spektrums zu verzeichnen – nur anders als im EU-‚Süden‘ durch den Aufstieg von rechtspopulistischen Formationen. Das sieht ja auch *transform!* so, und bedauert die ‚Erosion des Zentrums‘, insbesondere der Sozialdemokratie.

In einigen EU-Ländern sind sozialdemokratische Parteien nahezu in die Bedeutungslosigkeit abgestürzt (z.B. Polen, Irland, Griechenland), in anderen

---

Katalonien siehe Raul Zelik: Wird Katalonien unabhängig?; 20.01.2016; <http://www.raulzelik.net/baskenland-texte/474-wird-katalonien-unabhaengig-warum-die-antikapitalistische-cup-eine-sozialliberale-regierung-tolerieren-rls-standpunkte-20-1-2015>

<sup>16</sup> Auch wenn die linke *confluencia* in Spanien im Vergleich zum Ergebnis von Podemos und IU im Dezember 2015 zulegen sollte, bleibt es bei der *Regierungsfrage* schwierig. Als Bündnispartner kommt für diese nur die PSOE in Frage, die eine ‚konservative Sozialdemokratie‘ (Trotzki) repräsentiert. Der Eiserne Käfig der EU und wie damit umgehen ist auch hier die Bruchlinie. Anders als Bloco und PCP in Portugal wollen Podemos und IU die Konfrontation mit den EU-Institutionen vorerst vermeiden. Trotz aller Kritik an der neoliberalen Verfasstheit der EU hoffen bis weit in die linken Strömungen beider Parteien viele darauf, dass diese zu einem *sozialen Europa* reformiert werden kann.

schwer angeschlagen (z.B. Frankreich, Spanien, Deutschland). Über die Ursachen dieser Entwicklung besteht weitgehend Einigkeit. Ende der 1990er Jahre wurde die große Mehrheit der EU-Staaten von Mitte-Links-Regierungen geführt, in denen sozialdemokratische Parteien eine wichtige Rolle spielten. Statt die neoliberale Politik der Konservativen und Liberalen zu beenden, führten sie sie fort und verschärften sie oft. Die große Gelegenheit, mit dem ‚sozialen Europa‘ Ernst zu machen, wurde von ihnen verspielt. Die Rechte kam zurück. Die verbliebenen Mitte-Links-Kräfte sind weiterhin auf Austerität und neoliberale Strukturreformen gepolt – siehe z.B. den Jobs-Act in Italien unter Renzi oder das geplante *Loi El Khomri* in Frankreich zur weiteren Flexibilisierung des Arbeitsmarkts, gegen das Gewerkschaften und Jugendliche in Massen auf den Straßen protestierten.

Die Folge war und ist, dass sich jene Schichten, die im Volksmund als ‚kleine Leute‘ bezeichnet werden, sich von der Mitte-Links-Politik und den sozialdemokratischen Parteien deutlich entfremdeten. Der globalisierungs- und EU-verherrlichende Diskurs der europäischen Sozialdemokratie ist in den einfachen ‚popularen‘ Milieus der Gesellschaft, die vormals ein verlässlicher Teil ihrer Stammwählerschaft waren, kulturell und kommunikativ nicht mehr anschlussfähig. Formationen der ‚radikalen Linken‘ wie Syriza und Podemos konnten teilweise von der Sozialdemokratie verlorenes Terrain erschließen. Sie blieben aber trotz ihrer Erfolge deutlich schwächer als PASOK und PSOE nur einige Jahre zuvor.

Die meisten anderen Parteien der europäischen Linken erreichen Wahlergebnisse ‚nur‘ bis zu 10 bis 15 Prozent. Sie wären damit, sofern sie durch Regierungsbeteiligung eine sozialere Politik durchsetzen wollten, stets in der Rolle des Juniorpartners einer weiterhin im Wesentlichen neo-liberal orientierten Sozialdemokratie. Wo sie in der Vergangenheit diesen Weg beschritten (z.B. die beiden Regierungen unter Romano Prodi in Italien, Gauche Plurielle unter Lionel Jospin in Frankreich usw.), blieb die erhoffte soziale Wende der Politik aus und die Linken verloren massiv an Unterstützung. Die Hoffnung der EL, die Sozialdemokratie durch eine erstarkende Linke wieder nach links zu drängen und im Bündnis mit ihr einen Politikwechsel einzuleiten, blieb in den meisten EU-Ländern unerfüllt. In den popularen Milieus der Gesellschaft trifft diese ambivalente Haltung der Linksparteien (‚linke Opposition‘ vs. Juniorpartner einer neo-liberalen Sozialdemokratie) auf wachsende Skepsis: „Wenn es ernst wird, seid ihr ja auch so wie die anderen.“

Die Diskussion zwischen und innerhalb der EL-Parteien konzentriert sich nach dem Griechenland-Debakel zurzeit auf europapolitische Fragen (Haltung zu Euro und EU; Plan A, Plan B, Plan C). Diese sind wichtig, doch die Probleme der Linksformationen liegen m.E. tiefer. Wie lässt sich nach dem politischen und sozialen Scherbenhaufen, den Mitte-Links (und auch die Großen Koalitionen) hinterlassen haben, ein glaubwürdiges alternatives Projekt ‚im eigenen Land‘ stark machen, um den immer mächtiger werdenden Diskurs des ‚Kampfes der Kulturen‘ (Flüchtlingskrise, Islamophobie etc.) zu durchbrechen? Die von der

Linken stets als vorrangig betonte ‚soziale Frage‘ wird von den Rechtspopulisten stark thematisiert – als eine von ‚drinnen und draußen‘.

Die ‚Klassenfrage‘ als eine Erzählung von ‚oben und unten‘ dagegen in den Vordergrund zu rücken – „die 99-Prozent gegen die 1 Prozent der Superreichen“, wie die Occupy-Bewegung skandierte – ist durchaus richtig. Allerdings: Die Lebenswirklichkeiten und Mentalitäten eines jungen Anwalts, einer Sozialarbeiterin, eines Facharbeiters im Blaumann oder einer Migrantin auf Sozialhilfebezug sind recht verschieden. Linke Parteien und Bewegungen haben vor allem das Problem, für ihre globalen politischen Botschaften die für diese unterschiedlichen sozialen Milieus jeweils verständliche Ansprache zu finden. Ermutigende Beispiele, wie das zumindest teilweise gelingen kann, waren im Frühjahr 2016 die Kampagne von *Bernie Sanders* zur Präsidentschaftskandidatur der Demokraten in den USA<sup>17</sup> und der Versuch von *Jeremy Corbyn*, als Vorsitzender der britischen Labour Party diese neu aufzustellen. Sie zeigen insbesondere, wie die unzufriedenen populären Milieus der Gesellschaft wieder von links politisch erreicht werden können.<sup>18</sup>

Mag sein, dass Corbyn die Labour Party dahin führen kann, „Sozialdemokratie wieder zu erlernen“ (Tariq Ali). Das wäre ein Fortschritt in der derzeitigen britischen politischen Landschaft. Die europäische Linke war aber eigentlich für eine radikalere gesellschaftliche Umgestaltung angetreten, die über den Horizont (alt)sozialdemokratischer Reformpolitik hinausgreift. Dies ist bei ihr kaum noch zu erkennen. Die Rechtspopulisten werden als anti-systemische Kräfte wahrgenommen, die meisten Formationen der europäischen Linken im Zweifel aber als Stütze des Establishments. Das ist das selbst verursachte Kernproblem der europäischen Linken. „*Eine ohne Tabus geführte Debatte unter Genossinnen und Genossen ist notwendig!*“, schreiben die Verantwortlichen von *transform!*. Programmatik, Strategie, Taktik, verständliche Ansprache in unterschiedliche sozial-kulturelle Milieus hinein – das sind offenbar die Probleme der meisten europäischen Linksformationen.<sup>19</sup> Sofern sie noch etwas anderes als die Rückkehr zu traditioneller Sozialdemokratie und gezähmtem Kapitalismus im Sinn hätten.

<sup>17</sup> Was die Sanders-Kampagne machen wird, nachdem im Juni 2016 die Präsidentschaftskandidatur der Demokraten entschieden ist, wird man sehen. Siehe dazu z.B. Paul Street in counterpunch (<http://www.counterpunch.org/2016/04/12/ruling-class-games-and-qualifications-on-and-beyond-the-bernie-hillary-spat/>) vom 12.4.2016. Läuft sie wieder so auseinander, wie Jesse Jacksons ‚Rainbow-Coalition‘ in den 1980er Jahren, die damals große Hoffnungen auf das Entstehen einer progressiven Kraft in den USA geweckt hatte?

<sup>18</sup> Zu Corbyn siehe die m.E. sehr informativen Hintergrundanalysen von Robin Blackburn (<https://www.jacobinmag.com/2015/11/from-ed-miliband-to-jeremy-corbyn/>) vom 12.11.2015, von Tariq Ali (<http://www.lrb.co.uk/v38/n05/tariq-ali/corbyns-progress>) vom 3.3.2016

<sup>19</sup> Siehe dazu meinen Beitrag in Z 97 (März 2014), S. 126ff.

## **Frankreich in der politischen Krise**

### **Nuit Debout – Aufschwung der Linken trotz Krise der Parti socialiste?**

Frankreich kommt dieser Tage nicht aus den Schlagzeilen. Waren es in den letzten Jahren die immer weiter wachsenden Ergebnisse des rechtsradikalen Front National, die die öffentliche Wahrnehmung bestimmten, so wurden nach dem 13. November 2015 die Berichterstattung über den islamistischen Terror und die Reaktion des Präsidenten Hollande bestimmend. Dieser schlug eine Richtung ein, die der Vorsitzenden des Front National und deren Wählern das Herz höher schlagen ließ. Die Wahlergebnisse des FN sollten Ende November 2015 davon Zeugnis ablegen. So wurde der Ausnahmezustand ausgerufen, der elementare verfassungsmäßige Rechte, so zum Beispiel die Gewaltenteilung, außer Kraft setzte. In der Folge konnten Polizei und Staatsanwaltschaft beinahe ungehindert Hausdurchsuchungen und Verhaftungen mit dem Ziel, der Terrorgefahr im Inneren Herr zu werden, vornehmen lassen, ohne das vonseiten der Betroffenen Einspruch hätte erhoben werden können.

### **Ausnahmezustand und innenpolitische Konflikte**

Die Inkraftsetzung des Ausnahmezustandes diente jedoch eher dem Interesse, den wachsenden innenpolitischen Widerstand einzudämmen. So wurde schnell deutlich, dass diese Maßnahme als Einschränkung der Handlungsfähigkeit der Opposition gedacht war – bezeichnend für einen Präsidenten, dessen erneute Kandidatur bei der Präsidentschaftswahl 2017 nur noch von 15 Prozent der Franzosen erwünscht wird. Wie ist es sonst zu verstehen, dass die Präfekten und Staatsanwälte keine islamistischen Terroristen, sondern linke Aktivisten und sogar Biobauern ins Visier nahmen, mitunter auch Beteiligte an den Protesten gegen ökonomisch und ökologisch fragwürdige Projekte, wie dem geplanten Großflughafen in der Gemeinde Notre-Dame-des-Landes bei Nantes oder aber ganz besonders die Gegner der Errichtung des Sivens Staudammes im Département Tarn?<sup>1</sup> Projekte, die Hollande und seine Minister samt sozialdemokratischer Akteure der Lokalpolitik seit 2012 bedingungslos, ohne Anhörung der Projektgegner durchziehen wollten. Schon damals wurde vielen Aktivisten dieser ökologischen Bewegungen, die anfangs große Hoffnungen in den ersten nominell linken Präsidenten seit beinahe 20 Jahren gesetzt hatten, klar, dass ein Ausbau demokratischer Mitbestimmung unter Hollande ein Mythos bleiben würde, wenn ökonomische Interessen diesen im Weg standen. Doch damit nicht genug. Hollande stieß die Linkswähler nur kurz darauf ein weiteres Mal vor den Kopf. So sollten wegen Terrorismus verurteilte französi-

---

<sup>1</sup> État d'urgence: perquisitions et assignations dans les milieux zadistes et alternatifs; Le Monde 27.11.2015.

sche Staatsbürger, die im Besitz eines weiteren Passes waren, die französische Staatsbürgerschaft verlieren. Schien eine härtere Sanktionspolitik gegen Terroristen damals unter den Wählern der Rechten und der Linken als legitim, verlangte ein derartiges Vorgehen einen Bruch mit dem republikanischen Selbstverständnis, grundlegender Bezugspunkt für alle linken und progressiven Milieus in Frankreich, dass alle Staatsbürger als gleich vor dem Gesetz erachtet und demzufolge keine ethnischen Abstufungen der staatsbürgerlichen Rechte erlaubt, wie es dagegen die radikale Rechte verlangt. Im Februar 2016 entschied man sich innerhalb der PS sogar dafür, den grundsätzlichen Verlust der Staatsbürgerschaft als Strafe für terroristische Aktivitäten gesetzlich zu verankern. Ein eklatanter Bruch mit der UN-Konvention von 1961. Erst die bürgerlichen Rechtsparteien mit ihrer Mehrheit im Senat stoppten die Regierung! Die Parti socialiste hatte die Ex-Gaullisten und Rechtsliberalen, die „nur“ die Doppelpassbesitzer sanktionieren wollten und in der 2. Parlamentskammer über eine komfortable Mehrheit verfügten, noch rechts überholt.<sup>2</sup>

## **Das Loi El Khomry und der Bruch zwischen PS und jüngerer Generation**

Diese Debatte gab den rassistischen und identitären Scheinlösungen, die den Ausstoß aller nicht-europäischen Fremden aufgrund ihrer Herkunft und kulturellen Eigenschaften aus der Gesellschaft forderten, neue Legitimität. Doch während die Muslime und Minderheiten als Sündenböcke fungierten, lief von Seiten der Unternehmerverbände und Teilen der Regierung seit Sommer 2015 eine gut orchestrierte Kampagne gegen die Errungenschaft der einst starken und klassenbewussten Arbeiterbewegung, den „Code du travail“ (Arbeitsgesetzbuch) an. Doch heutzutage, im Zeitalter hoher Erwerbslosigkeit und kriselnder Gewerkschaften, wird von den Unternehmerverbänden der gesetzlichen Regulierung von Arbeitszeiten, Löhnen und Gewerkschaftsrechten der Kampf angesagt. Unternehmernah wie eh und je, begann die Regierung deshalb im Frühjahr 2015 mit Überlegungen, hier die Axt anzusetzen.<sup>3</sup>

Diesen Forderungen wurde das Loi El Khomry, vorgestellt im März 2016 und benannt nach seiner Namensgeberin, der Arbeitsministerin Myriam El Khomry, gerecht. Hauptknackpunkt des Gesetzes ist die Streichung der 35-Stunden-Woche, die seit Ende der 1990er Jahre als Regelarbeitszeit festgeschrieben war. In Zukunft sollen Arbeitszeiten von bis zu 60 Stunden in der Woche möglich sein, während Überstundenzuschläge gekürzt und Abfindungen, deren Höhe bisher die Arbeitsgerichte verhandelten, gedeckelt werden sollen – offensichtlich um den Unternehmern finanzielle Planungssicherheit für Entlassungen zu geben. Die Heftigkeit der Proteste gegen dieses Gesetzespaket lässt sich aber nicht nur durch den Widerstand gegen die vorgesehenen Maßnahmen erklären. Viel mehr wird das französische Arbeitsrecht auf den Kopf gestellt. Bisher regelten nationale Gesetze

<sup>2</sup> Le Sénat enterre la déchéance de la nationalité; Le Monde 16.3. 2016.

<sup>3</sup> Flexibilité du travail: ce que prépare le gouvernement; Le Parisien 30.3. 2015.

die Arbeitsbedingungen. Tarifverhandlungen ergänzten diese nur, durften aber nicht hinter die gesetzlichen Regelungen zurückfallen. Jetzt wird unter dem Deckmantel des Ausbaus der „Sozialpartnerschaft“ die Ausgestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse fast vollständig auf die Betriebsebene verlagert. Dort werden in Zukunft Interessenvertretungen der Beschäftigten – Gewerkschaftsvertretungen sind in der Privatwirtschaft längst nicht mehr die Regel –, aus Angst vor Arbeitsplatzabbau Verschlechterungen, gerade im Bereich der Regelung der Arbeitszeiten und der Lohnfindung, zustimmen.

Bemerkenswerter Weise waren es junge Menschen, die ohnehin schon unverhältnismäßig viel stärker von Erwerbslosigkeit betroffen bzw. bedroht sind als die älteren Generationen, die sich an die Spitze der Gegenbewegung stellten. So gehen 25 Prozent der 18 bis 25jährigen keiner Erwerbsarbeit nach, während in der älteren Generationen oftmals nur eine von zehn Personen von Erwerbslosigkeit bedroht ist.<sup>4</sup> Und das, obwohl die junge Generation im Verhältnis zur Bundesrepublik überdurchschnittlich qualifiziert ist. So besitzen zwei Drittel der Schulabgänger in Frankreich das Abitur bzw. Fachabitur. Selbst ein folgendes Hochschulstudium ist keine Garantie auf eine sichere Zukunft, da nur knapp mehr als die Hälfte der diplomierten Hochschulabsolventen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen.<sup>5</sup> Viele der Sympathisanten der Sozialdemokratie (aber auch der radikalen Linken) und Wähler Hollandes 2012 stammten aus dieser Generation junger Erwachsener. Sie hatten für sich von der erhofften „Linkswende“ mehr soziale Gleichheit erhofft. Aber nicht nur das. Viele erhofften sich, dass der allgegenwärtigen Ausgrenzungspolitik gegen Muslime, aber auch gegen Roma, ein Ende bereitet würde. Die Desillusionierung über die etablierte Politik ist in dieser Generation besonders hoch. Mit der ultraliberalen Wende auf dem Feld der Wirtschaftspolitik ist nun der entscheidende Bruch zwischen (jungen) Linken und der PS erfolgt.<sup>6</sup>

## „Nuit Debout“

Gerade die akademisch geprägte urbanere Fraktion artikuliert ihre Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen zuerst. Dies geschah während der ersten „Nuit Debout“, die vom gleichnamigen Kollektiv unter der Federführung des Ökonomen Frédéric Lordon und des Journalisten und Dokumentarfilmers François Ruffin seit Ende Februar vorbereitet worden war, als sich hauptsächlich junge Menschen zu hunderten auf dem „Place de la République“, einem traditionellen Versammlungsort der politischen Linken im Osten von Paris, zusammenfanden. Die Ziele von „Nuit Debout“ waren bewusst wenig konkret. Ziel sollte es sein, durch die symbolische Inbesitznahme öffentlicher Plätze, die auch als Kritik gegen die zunehmende Privatisierung städtischer Räume verstanden wird, Diskussionsprozesse über die demokratische Wiederaneignung

<sup>4</sup> La France en statistique S.4-8; Beilage Maiheft 2016 der Zeitschrift „La Revue du Project“.

<sup>5</sup> Les conditions d'emplois des jeunes diplômés se dégradent; Le Monde 1.10. 2015.

<sup>6</sup> Christophe Aguiton: Nuit debout se nourrit d'une triple rupture gouvernementale; Libération 8.4. 2016.

von Staat und Ökonomie in Gang zu setzen.<sup>7</sup> Die Strukturen, die sich dabei entwickelt haben, erinnern stark an die Bewegung der „Empörten“ in Spanien oder der „Occupy“ Bewegung in den USA im Jahre 2011. So führt eine strikte Ablehnung von parteipolitischer Vereinnahmung und der Herausbildung von Ungleichheiten zu strenger Regulierung von Redezeiten auf den Arbeitsgruppentreffen und Vollversammlungen (maximal fünf Minuten), die jedes Zusammentreffen im Rahmen der „Nuit Debout“ einleiten, und zu einem täglichen Wechsel der Moderatoren und Vorbereitungsgruppen der einzelnen Zusammenkünfte. Auch für Yanis Varoufakis, der Mitte April der Pariser „Nuit Debout“ einen Besuch abstattete, wurden diese Regeln nicht außer Kraft gesetzt.<sup>8</sup>

Zwar versuchte die bürgerliche Presse, „Nuit Debout“ relativ schnell als eine Bewegung weltfremder Menschen aus der Mittelschicht darzustellen. Allerdings scheint die Strategie der Eindämmung aufs erste gescheitert, wie die schnelle Ausdehnung dieser Aktionsform bis auf die Ebene mittelgroßer Provinzstädte zeigt.<sup>9</sup> Zugleich bezeugen Umfragen eine unerwartet hohe Zustimmung für die Aktivsten unter jungen Erwachsenen. So können über 80 Prozent dieser Altersgruppe die Beweggründe von „Nuit Debout“ nachvollziehen und gute 60 Prozent würden sich gerne beteiligen.<sup>10</sup> Allerdings dürfte diese vermeintliche Stärke der Bewegung auch eine Schwäche sein. So schön es sein mag, möglichst breite Formen der Beteiligung zu schaffen – ohne die Formulierung eines konkreten politischen Projekts samt Formen seiner Umsetzung dürfte einem dauerhaften Bestand von „Nuit Debout“ Grenzen gesetzt sein.<sup>11</sup> So sind die nicht-akademischen Milieus aus der Unter- und Mittelschicht, im Gegensatz zu „prekären Intellektuellen“, die sich sehr wohl beteiligen, in dieser Bewegung kaum präsent.<sup>12</sup> Nicht umsonst twitterte Marion Maréchal-Le Pen, Nichte von Marine Le Pen und Wortführerin des traditionalistischen und wirtschaftsliberalen Flügels innerhalb des Front national, im April 2016 das Foto eines Bäckers, der sinnbildlich für die echte „Nuit Debout“, also die arbeitende und produktive Fraktion der „Nachtaktiven“ stünde. Die vermeintlichen Utopien der ökonomisch privilegierten (linksradikalen) Akademiker und der „harte Überlebenskampf“ der „geerdeten und vernünftigen“ Arbeiter und Kleinunternehmer, der realistischer und pragmatischer Entscheidungen bedürfe, seien, so wird suggeriert, politisch nicht miteinander vereinbar. Ein Stereotyp, dass die Rechte bewusst bedient, um die Verbindung aller lohnabhängigen Gruppen zu verhindern. Außerdem ist die Beteiligung der von Rassismus, gesellschaftlicher Ausgrenzung und Armut besonders betroffenen

<sup>7</sup> Que se cache-t-il derrière „Nuit Debout“ ? Les Echos; 5.4.2016.

<sup>8</sup> Nuit Debout“, un mouvement qui se structure; Yahoo Actualité 17.4.2016.

<sup>9</sup> Laut der Homepage von „Nuit Debout“ (Stand 21.4.2016) existieren in Frankreich über 100 lokale Ableger.

<sup>10</sup> Ifop; April 2016 Link: [http://www.ifop.com/?option=com\\_publication&type=poll&id=3361](http://www.ifop.com/?option=com_publication&type=poll&id=3361).

<sup>11</sup> Laura Reims: Nuit debout: comment dépasser l'expérience citoyenne dans un projet politique?; regards.fr. 9.4.2016.

<sup>12</sup> Albert Ogien: Il faut souhaiter que la Nuit debout transforme le rapport de la gauche et des citoyens; regards.fr. 8.4.2016.



Banlieus im aktuellen Stadium der Proteste nur sehr gering, trotz des Versuchs, Mitte April eine „Nuit Debout“ in St. Denis vor den Toren von Paris durchzuführen.

Wenigstens für einen kurzen Moment scheinen die mediale Dominanz der radikalen Rechten und ihr Plädoyer, die begrenzten Privilegien der ökonomisch abgesicherten Mittelschichten durch Ausgrenzung von Fremden und so genannten „sozial Schwachen“ zu bewahren, gestoppt zu sein. Denn für die „Jungen“ ist die Gefahr des Statusverlusts gering. Ihre Chancenlosigkeit im Bemühen um eine sichere Existenz ist allgegenwärtig. Doch die klassischen (Links-)Parteien mit ihren internen Macht- und Ränkespielen sind den sich politisierenden jungen Menschen in hohem Maße fremd, während die wirklichen Probleme, – wie eklatante soziale Ungleichheit, aber auch die sich anbahnenden Klimakatastrophe – ungelöst bleiben.

Leider fallen aber auch die Gewerkschaften als enger Bündnispartner aus. Betrachten doch viele Aktivisten deren Organisationsstrukturen als besonders hierarchisch. Gerade im selbsterklärten Mutterland des Liberalismus scheint die Überbetonung des Individualismus als Grundnotwendigkeit der politischen Auseinandersetzung maßgebend zu sein. Demzufolge wird offensichtlich in die sozialen Bewegungen, die themenspezifisch und temporär und ohne allzu feste Strukturen auf der „Mikroebene“ arbeiten, hohes Vertrauen gesetzt. Dagegen wird linken politischen Organisationsformen unterstellt, mit ihren grundsätzlichen Transformationsvorstellungen von gesellschaftlichen Strukturen, welche natürlich auch hegemonialer Positionen im Staatsapparat bedarf, autoritäre und freiheitseinschränkende Maßnahmen vornehmen zu wollen. Die neoliberale These, vom Grundwiderspruch zwischen staatlichen Regulierungsanspruch und zivilgesellschaftlicher Autonomie ist den Köpfen der „Nuit Debout“-Aktivisten noch präsent.

Dennoch, „Nuit Debout“ könnte eine ähnliche Entwicklung einleiten, wie wir sie derzeit in den USA erleben. Hier trägt die Generation Occupy einen selbsterklärten Sozialisten, Bernie Sanders, vielleicht nicht zum Sieg in den Vorwahlen der demokratischen Partei. Aber der Überdruß über die Machenschaften zwischen politischem Establishment und der kleinen gesellschaftlichen Elite hat einen massiven Groll unter den Jungen ausgelöst und zu einer Verschiebung des politischen Koordinatensystems nach links beigetragen. Gerade in einem Land wie Frankreich, dessen Gesellschaftsstruktur einen vergleichbaren elitären Charakter besitzt, könnte eine Wahlkampagne wie jene von Sanders auf ähnliche Resonanz stoßen. Ob Jean-Luc Mélenchon, der schon 2012 als gemeinsamer Kandidat von PCF und Parti de Gauche und mehreren linken Kleinstparteien antrat, diese Rolle nächstes Jahr füllen kann, bleibt jedoch höchst fraglich. Zwar steigen seine Umfragewerte (sie lagen bei Abschluss dieses Beitrags zwischen 12 und 16 Prozent), aber sie steigen derzeit nur auf Kosten Hollandes, während die Rechte einem sicheren Sieg entgegen zu steuern scheint. Zu sehr wird Mélenchon als Ex-Minister und Mitterand-Bewunderer als Teil des politischen Establishments der V. Republik wahrgenommen. Vielleicht ist dies auch Teil der Erklärung dafür, warum kaum „Nuit Debout“-Aktivist\_innen den Weg zu PCF oder Parti de Gauche finden.

*Alexander Charlamenko*

## **Postsozialismus = Kapitalismus + Wladimirisierung des ganzen Landes?**

### **Ein Gespräch mit Gudrun Havemann<sup>1</sup>**

*G. H.:* Im vergangenen Jahr jährte sich zum 1000. Male der Todestag von Fürst Wladimir dem Heiligen, der in Russland ungewöhnlich pompös gefeiert wurde. Du hast diesem Vorgang einen langen Artikel gewidmet – warum war dir das die Mühe wert?

*A. C.:* „Nicht um des Fürsten Wladimir willen“ – möchte ich mit einer Zeile antworten, die aus dem russischen Epos über Ilja Muromez stammt, und so ist auch mein Artikel betitelt.

Denn als im verregneten Juli 2015 in Moskau ein hitziger „Denkmalsstreit“ darüber entbrannte, wo genau die geplante 24 Meter hohe Wladimir-Statue errichtet werden sollte, fragte ich mich zunächst in der Tat, ob die Leute – inmitten von Ukraine-Krise, westlichen Sanktionen, islamistischem Terrorismus – keine anderen Sorgen hatten. Bei näherer Betrachtung lässt sich daran aber ein überaus bezeichnendes Panorama unserer gegenwärtigen Situation skizzieren.

Worum ging es beim Jubiläum? Unter dem Fürsten Wladimir war die Kiewer Rus nach byzantisch-orthodoxer Liturgie christianisiert worden. Dass jener historische Wladimir an dem Ort, wo sich heute Moskau befindet, nie gewesen war, dass damals von Moskau nicht einmal als „Projekt“ die Rede sein konnte, schert unsere frischgebackenen Ideologen kaum. Die Ironie der Geschichte wollte es auch, dass ihm die Orthodoxe Kirche den Titel eines Heiligen erst viel später verlieh – keiner weiß, wann genau, was an sich schon ungewöhnlich ist: Stets wurden doch Könige, Zaren, Fürsten etc., die ihre Länder zum Christentum bekehrt hatten, dafür im Anschluss heilig gesprochen – nicht so in diesem Fall. Aus bestimmten Gründen hielt man das in diesem Fall nicht für angebracht.

*G. H.:* Inzwischen aber gibt es einen regelrechten Kult um diesen Wladimir. Wer betreibt ihn, wem nützt er?

*A. C.:* Zum einen muss konstatiert werden, dass die Russische Orthodoxe Kirche (ROK) in den Jahrzehnten nach dem Fall der UdSSR wieder die Rolle einer Staatskirche beansprucht, obwohl Russland seiner Verfassung nach unbestritten ein weltlicher Staat ist. Dieser Staat versetzt aber de facto die ROK fortlaufend in eine besonders privilegierte Position und belohnt zielgerichtet die Wiedergeburt von Religiosität, vor allem in ihrer orthodoxen Variante. In ganz Moskau werden massenhaft Kirchen gebaut, wie es aussieht mit dem Ziel, dass unbedingt für jeden Moskauer ein orthodoxer Tempel fußläufig zu erreichen sein soll.

---

<sup>1</sup> Das Gespräch fand am 8. Februar 2016 im Lateinamerika-Institut der Akademie der Wissenschaften in Moskau statt. (*G.H.:* Gudrun Havemann; *A.C.:* Alexander Charlamenko).

Das Gefährliche daran: Klerikalismus geht stets Hand in Hand mit Monarchismus. Seitdem Putin im Jahre 2000 Präsident wurde, bildete sich in seiner Administration eine Gruppierung von – wie ein fortschrittlicher Christ damals sehr treffend bemerkte – „Orthodoxoiden-Monarchoiden“: Sie führten nicht nur das Morgengebet vor Arbeitsbeginn der Regierung ein, und es sind nicht einfach nur Anhänger der besonderen Rolle der ROK, sondern eindeutig orthodoxe, monarchistische Extremisten. Ihnen persönlich haben wir die offizielle Erhebung der „Zarenfamilie“ der Romanows zu „Russländischen Neumärtyrern“ im Jahre 2000 zu verdanken, wobei zum Zeitpunkt ihrer Erschießung, die sie zu Märtyrern gemacht habe, der „Zaren“-Zusatz zum Familiennamen unangebracht ist. Außerdem kann für diese Familie nicht bestätigt werden, dass sie im Kampf um ihren Glauben umgekommen wäre – was normalerweise Bedingung für eine Heiligsprechung ist.<sup>2</sup>

G. H.: Inwiefern ist diese Frage von politischer Brisanz?

A. C.: Die radikalsten Monarchisten hatten stets behauptet, dass die Abdankung des Zaren 1917 ungültig sei, weil man den Zaren letztlich dazu gezwungen hätte. Demzufolge sei Russland de jure immer eine Monarchie geblieben.<sup>3</sup> Wenn nun ein Staat mit einer der Verfassung nach republikanischen Regierungsform gerne aktuelle Initiativen zur Anerkennung des besonderen Status des „Russländischen Kaiserhauses“ begrüßt, während jegliche Erwähnung der UdSSR mit dem Zusatz „ehemalig“ versehen wird, ist das sehr bedenklich.

Seit langem erschallen zudem aus Kreisen der Rechten, ob in ihrer nationalistischen, national-orthodoxen oder prowestlich-liberalen Version, Forderungen nach der Entfernung von Lenins Leichnam aus dem Mausoleum und der Grabstätten anderer sowjetischer Persönlichkeiten von der Kremllauer, nach der Schleifung aller Denkmäler jener Epoche, so wie es in der Ukraine längst passiert. Das alles schafft einen höchst gefährlichen Präzedenzfall für die angestrebte Vertiefung der Entsowjetisierung und Entkommunisierung Russlands, für die Erklärung der gesamten Sowjetperiode zu einer im Grunde kriminellen Machenschaft.

Leider erlaubte sich Präsident Putin am 21. Januar 2016 an Lenins Gedenktag eine völlig zusammenhangslose, wirre Äußerung, die sich für diese gefährlichen Ziele missbrauchen lässt, als er verkündete, dass Lenin Russland gleich-

---

<sup>2</sup> Die katholische Kirche hat bekanntlich weder Ludwig XVI. heilig gesprochen, noch Marie Antoinette, und auch nicht den erfolglosen Maximilian I. von Habsburg, Kaiser von Mexiko – obwohl sie alle damals die Unterstützung der katholischen Kirche genossen. Selbige vermag aber offenbar eine Grenze zu ziehen zwischen Menschen als Opfer politischer Kämpfe und Menschen als Opfer religiöser Verfolgung. So wurde Thomas Morus, Autor der „Utopia“, letztlich heilig gesprochen, weil er sich geweigert hatte, die königliche Reformation anzuerkennen und sich vom katholischen Glauben abzuwenden. Dagegen werden Opfer politischer Verfolgungen in der Regel nicht kanonisiert.

<sup>3</sup> In der jüngeren europäischen Geschichte gibt es schon ähnliche Präzedenzfälle. Z.B. wurde nach Francos Tod in Spanien die Monarchie der Bourbonen wiederhergestellt. Auch die faschistische Horthy-Diktatur in Ungarn war offiziell als „Regentschaft“ aufgetreten, obwohl sie keineswegs vorhatte, zu den Habsburgern zurückzukehren, doch das Land galt dadurch als Monarchie. Das heißt, diese Methode wurde leider schon in der Tat und mit reaktionärster Zielsetzung praktiziert und ist etwas, was einen Sprengsatz in die gegenwärtige russische Gesellschaft werfen könnte!

sam eine Atombombe untergeschoben hätte. Wie kann man so etwas vom höchsten Staatsposten her verkünden? Wobei das ziemlich unklar formuliert wurde und es womöglich ein Freudscher Versprecher war, weil man Russland gerade vorwirft, einen Atomkrieg zu planen...

Gemeint war offenbar, dass letztlich Lenin schuld am Zerfall der UdSSR sei – und zwar wegen seines Standpunkts, dass es ein Recht auf Loslösung der Republiken von der Union geben müsse (was außerhalb des historischen und argumentativen Kontextes und auch ohne Bezugnahme auf Stalins Position und Rolle gar nicht verstanden und beurteilt werden kann).

Ich halte das insofern für gefährlich, weil es nicht nur ein Zugeständnis an diejenigen ist, die mit Lenin endgültig abrechnen wollen. Gerade im Vorfeld des 100. Jahrestags der Oktoberrevolution wird diese Äußerung darüber hinaus in der Ukraine und in anderen Republiken benutzt werden können, der russischen Regierung vorzuwerfen, dass diese angeblich erneut alle Nachbarn erobern möchte, weil sie nicht die Legitimität ihres Austritts aus der UdSSR anerkennen würde. Dabei hatte ja genau diese Regierung, geführt von Jelzins Hand, bei ihrem Beloweshsker Treffen die Auflösung der UdSSR unterschrieben!

Gerade heute, wo Russland von wem auch immer, der gerade Lust dazu hat, permanent als „Aggressor“ beschimpft, der „Annexion der Krim“ beschuldigt wird, der Besetzung des Donbass usw., wird damit den Extremisten ein fertiges Argument geboten zur Bestätigung für die „Aggressivität Russlands“.

Diese Art Masochismus von Putin kann ich wahrlich schwer nachvollziehen.

Allerdings muss man auch hinzufügen, dass sich sofort nach dieser wirren Äußerung Putins ein Sturm der Entrüstung vor allem durch verschiedene Internetplattformen entfaltete und er selbst schon wenige Tage später, bei einem Treffen der „Volksfront“ in Stawropol, versuchte zurückzurudern: Er würde die Idee des Kommunismus durchaus für positiv halten, sogar seinen Parteiausweis aufbewahrt haben und habe sich auf Lenin und Stalin immer mit Respekt bezogen – offenbar hatte er gemerkt, dass sich die Stimmung massenhaft gegen ihn gekehrt hatte.

Nun ist aber auch dieser Rückwärtsgang erneut so inkonsequent und verwirrend verlaufen, dass das ganze Manöver nur Schaden bringen wird.

Einerseits gibt Putin damit allen Rechten die Möglichkeit, ihn außerdem noch zu beschuldigen, dass er nicht mit der Sowjetära brechen, seinen Parteiausweis aufbewahren, die moralische Überlegenheit des Kommunismus anerkennen würde usw. Zugleich aber verpackte er das wieder in einen Strom zusammenhangloser Phrasen über die Repressalien der ersten Jahre der Sowjetmacht, bei denen angeblich so gut wie alle Geistlichen erschossen worden wären, wobei er eine um Größenordnungen höhere Ziffer nannte, als diejenige, von der selbst die weiße Emigration ausgeht. Außerdem erwähnte Putin in diesem Zusammenhang erneut die Erschießung der „Zarenfamilie“, womit er wirklich einen Sprengsatz in die gegenwärtige russische Republik liefert: Denn, wie gesagt, bedeutet das de facto die Nichtanerkennung der Abdankung des Zaren.

G. H.: Was hat das alles mit dem Fürsten Wladimir zu tun?

*A. C.:* Nun, niemand in Russland hatte zuvor diesen Fürsten für sonderlich bedeutend gehalten, nicht mal die ROK – mit einer Ausnahme: Die extremen Rechten, vom Schlage der Schwarzhundertschaften, sprachen schon vor der Revolution und in der weißen Emigration buchstäblich von nichts anderem als von dieser Figur. Die Russische Faschistische Partei, geführt von Rodzajewski, die in der 1930er Jahren von weißen Emigranten in der Mandschurei gegründet worden war, benutzte zum Zeichen ihres orthodoxen Glaubens ein Abzeichen mit der Abbildung des Fürsten Wladimir.

*G. H.:* Du siehst also am Beispiel des neuen Wladimir-Kultes Anzeichen eines schleichenden Rechtsrucks in der russischen Führung? Wen muss man sich unter den russischen Rechten vorstellen?

*A. C.:* Ich verfüge nicht über die nötigen Details über die verschiedenen Personen aus diesen Kreisen, aber ich kann z.B. eine, viele von uns sehr alarmierende, Tatsache benennen: Im März 2015 fand nicht irgendwo, sondern in St. Petersburg und nicht irgendwann, sondern während der Feierlichkeiten zum 70. Jahrestag des Sieges über den Faschismus, in Leningrad also, als einer Stadt, die die Blockade überlebt hat, eine Zusammenkunft von rechtsextremen Parteien ganz Europas statt – auf Initiative der Bewegung „Heimat“, die vom gegenwärtigen Vizepremier Dmitrij Rogozin geleitet wird, der früher der offizielle Vertreter Russlands in der NATO war. Er inszeniert sich als vollendeten Patrioten und Nationalisten und lässt keine Gelegenheit aus, um den dekadenten Westen zu beschimpfen, aber sein ganzes politisches Leben konzentriert sich darauf, westliche Bündnispartner unter den Rechtsextremen zu finden. Das alles erweckt großen Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner patriotischen Ambitionen in mir.

Gerade in einer Zeit, wo Russland durch westliche Sanktionen geschwächt wird und mit der Zuspitzung der militärpolitischen Lage seitens der NATO zu kämpfen hat, sucht die russische Regierung nicht etwa nach echten und wichtigen Verbündeten in Westeuropa und der übrigen Welt, die sie unter den Linken finden könnte. Denn es ist Tatsache, dass niemand so sehr die Interessen Russlands in der Frage des Donbass und der Krim verteidigt hat, wie die europäischen Linken und ihre Fraktion im Europäischen Parlament. Übrigens wird dieser Umstand äußerst unwillig von den russischen Medien aufgegriffen. Kontakte zu den europäischen Linken auf Regierungsebene werden nicht gesucht, stattdessen werden beständig Spielchen mit den extremen Rechten gespielt. Deren Einfluss auf die russische Regierung wird allerdings meist überschätzt. Die stärkste unter ihnen, der französische Front National, scheut bisher vor offenen Kontakten zu russischen Regierungskreisen zurück.

Alles zusammen genommen zwingt aber zu der Schlussfolgerung, dass es in der Struktur des herrschenden Regimes selbst Anhänger eines weiteren Rechtsrucks gibt, die insbesondere darauf setzen, aus der gegenwärtigen Sackgasse (in Bezug auf die Ukraine, Syrien u.a.) herauszukommen, indem man die Verständigung mit der künftigen US-Regierung sucht, die – ihrer Hoffnung nach – rechtsrepublikanischen Charakter tragen wird.

*G. H.:* Was unterscheidet diese Rechten von den prowestlichen Liberalen?

A. C.: Zum einen beschimpfen diese Rechtsextremen und Nationalisten fortlaufend die prowestlichen Liberalen. Zum anderen aber sieht man sie wieder ganz einmütig zusammen demonstrierend auf den Straßen, wo sich inzwischen fast alle Oppositionelle, auch faschistoide Rechtsradikale, die weißen Bändchen der Liberalen anlegen.

Die ganze internationale Erfahrung zeigt, dass ihre Positionen zumindest in der Wirtschaftspolitik faktisch ineinander verschmelzen. Die einen wie die anderen treiben eine neue Etappe von Privatisierungen voran, die einen wie die anderen vertreten angesichts des Erdöl- und Rohstoffpreisverfalls eine Austeritätspolitik auf Kosten der Werktätigen, und auf dieser Basis werden sie tatsächlich ununterscheidbar, wie es z.B. in Argentinien, in Serbien und in vielen anderen Ländern schon passiert ist.

G. H.: Aber kommen wir zum Wladimir-Kult zurück, dir waren noch zwei weitere Aspekte wichtig ...

A. C.: Genau, der zweite wichtige Aspekt: Fürst Wladimir genoss schon lange eine besondere Verehrung in der Ukraine, und zwar seitens der ukrainischen Nationalisten. Unmittelbar nach der Zerstörung der UdSSR, als die Ukraine „selbständig und unabhängig“ wurde, verkündete man von offizieller Seite umgehend, dieser wäre angeblich König Wassilij I. gewesen. Der Name „Wassilij“ war dem Fürsten Wladimir bei seiner Bekehrung verliehen worden. Und dies sei angeblich der König eines Staates „Rus – Ukraine“, was aus historischer Sicht natürlich eine reine Erfindung ist, weil die Bezeichnung „Ukraine“ erst Jahrhunderte später in der Geschichte auftaucht. Unbestritten bleibt, dass in Kiew, wo bis vor kurzem das einzige, noch vor der Revolution errichtete Wladimir-Denkmal stand (das übrigens von niemandem je angetastet oder zerstört worden war, sondern heute immer noch dort steht), die älteste und innigste Verehrung Wladimirs stattfand.

Ich denke, dass mit dem heute in Moskau ausgelösten Wladimir-Kult das Bestreben verknüpft ist, diese Figur nicht allein der Ukraine zu überlassen, mit der man sich nun endgültig überworfen hat. Bis vor kurzem war die Sache ja kaum einer Erwähnung wert, vielleicht, weil man in dieser Bezugsfigur noch irgendein Element einer gewissen nachsowjetischen Gemeinsamkeit mit der Ukraine erblicken konnte. Als man sich nun aber derart mit Kiew überworfen hatte, beschloss man wohl, dieses Symbol wenigstens zum Teil der Ukraine zu entreißen.

G.H.: Mag denn auch Wladimir Wladimirowitsch Putin selbst diese Figur besonders leiden?

A.H.: Selbstverständlich! Man kann sagen, dass der Heilige Wladimir gleichsam den doppelten Schutzherrn für unseren Präsidenten gibt. Und auch Putin, nicht nur die ukrainischen Nationalisten, instrumentalisiert seinen persönlichen Patron zur Rechtfertigung der eigenen politischen Strategie. So fand er in seiner Botschaft an die Föderationsversammlung im Dezember 2014 keinen besser geeigneten historischen Bezug für die Wiedervereinigung der Krim mit Russland als das Taufbecken des Fürsten: „Auf der Krim leben unsere Leute, und das Territorium selbst ist deshalb (!) von strategischer Bedeutung, weil sich genau hier

die geistige Quelle der Entstehung einer vielgestaltigen, aber monolithen russischen Nation und eines zentralisierten russischen Staates (!) befindet. Denn genau hier, auf der Krim, im alten Cherson (...) nahm Fürst Wladimir das Christentum an und christianisierte anschließend ganz Russland.“ Das Oberhaupt eines weltlichen Staates dachte dabei nicht einmal daran, seine Zeitgenossen und die ganze Welt an das russische Blut zu erinnern, mit dem die Erde der Krim getränkt ist – von den Feldzügen des Fürsten Swjatoslaw bis zum Sturm des Sapun-Bergs vor 70 Jahren<sup>4</sup>. Dafür verglich er – wobei er wohl die mittelalterlichen Chronisten noch überholen wollte – Sewastopol mit dem Tempelberg von Jerusalem, wahrlich einem beneidenswerten Vorbild für Frieden und Harmonie ...

Und beim feierlichen Gottesdienst in der Moskauer Erlöser-Kathedrale am 28. Juni 2015 betonte Putin vor den anwesenden Vertretern der 15 orthodoxen Kirchen der Welt, dass die „Christianisierung offensichtlich (!) zum Schlüsselereignis der gesamten russischen Geschichte, Staatlichkeit und Kultur“ wurde und es „unsere Pflicht“ sei, „diese schicksalsträchtige Etappe von Russlands Entwicklung zu ehren“ – womit er noch den Patriarchen Kirill übertraf, der lediglich dafür betete, dass „der Heilige Wladimir mit uns sei und unser Volk erleuchten“ möge ...

Kurzum, so nahm die „Wladimirisierung des ganzen Landes“ ihre Fahrt auf, wozu die einflussreichen Speichellecker seiner engsten Umgebung ihr Scherflein beitrugen. Womöglich liegt schon im Zusammenfall der Namen ein Fingerzeig Gottes – wenn schon nicht auf künftige Heiligsprechung, so wenigstens auf seine „fürstliche Regentschaft“ zu Lebzeiten?

Ich möchte aber auch noch einen dritten Aspekt erwähnen, der gerade in den letzten Tagen hoch aktuell wurde, nämlich die sich gerade verändernden Beziehungen zur katholischen Kirche. Wladimir wurde nämlich als Heiliger nicht nur von den Orthodoxen, sondern auch von den Katholiken verehrt. Die Christianisierung Russlands unter Wladimir vollzog sich einige Jahrzehnte vor dem endgültigen Schisma der beiden großen christlichen Kirchen im Jahre 1054. Und die katholische Kirche erkennt Wladimir bis heute als Heiligen und Schutzherren – und zwar vor allem der Katholiken der Ukraine und Russlands – an. Das ist auch einer der Gründe dafür, dass es früher nur ein recht unterkühltes Verhältnis des russischen Staates und der ROK zur Figur des Wladimir gab – vor wie nach der Revolution.

Inzwischen aber verdankt sich die Hochschätzung dieser Gestalt, wie es aussieht, auch Versuchen der Annäherung zwischen der ROK und dem Vatikan. Diese Annäherung findet natürlich mit Segen der russischen Regierung statt. Die ROK ist bekanntlich von allen in der Welt existierenden Kirchen in der Welt diejenige, die sich stets am stärksten der weltlichen Macht unterworfen hat. Niemals in der Geschichte hat sie je auch nur den minimalsten Ansatz zu politischer Eigenständigkeit gewagt.

Am 5. Februar 2016 wurde nun das Treffen zwischen dem römischen Papst

---

<sup>4</sup> An diesem Berg fand im 2. Weltkrieg die berühmte Schlacht um Sewastopol und um die Krim statt.

Franziskus und dem Patriarchen der ROK Kirill auf Kuba angekündigt – zum ersten Mal seit dem Großen Schisma von 1054!

*G. H.:* Welche Perspektiven könnten sich aus dem Treffen für Russland ergeben?

*A. C.:* Bisher lässt sich das nur ganz vage vermuten! Das ist ebenfalls eine komplexe Gemengelage: Einerseits genießt Papst Franziskus, seiner Herkunft nach Argentinier, eine ziemlich fortschrittliche Reputation vor allem in Lateinamerika. Er äußerte öffentlich klare Kritik am Kapitalismus, an der Gefahr eines Atomkriegs und bemerkte neulich sogar, dass seiner Meinung nach ein neuer Weltkrieg bereits im Gang ist. Er verurteilt das Blutvergießen im Nahen Osten und an anderen Orten und wird dafür von den extremen Rechten angegriffen. Von dieser Warte aus könnte eine Annäherung zwischen ihm und dem Patriarchen der ROK, aber auch dem offiziellen Russland insgesamt, ein positives Zeichen setzen.

Doch zugleich setzte in den vergangenen Monaten in Lateinamerika eine Offensive der Rechtskräfte ein. Diese nahm genau in Argentinien ihren Anlauf, also im päpstlichen Heimatland, als Mauricio Macri bei den Präsidentschaftswahlen siegte. Das ist m. E. nicht unerheblich auch darauf zurückzuführen, dass der Vatikan im letzten Moment die Fronten wechselte. Fast bis Ende des Wahlkampfes hatte Franziskus faktisch Cristina Fernandez unterstützt. Sie hatte selbst den Vatikan besucht, sie war nach Kuba gereist, als der Papst dort zu Besuch war und hatte sich seinen Segen geholt, und es war allgemein anerkannt, dass der Vatikan auf ihrer Seite steht, also auf Seiten der „Front für den Sieg“, wie die Partei von Cristina Fernandez und ihres verstorbenen Ehemanns und Beraters Nestor Kirchner heißt. Doch im allerletzten Moment unterstützte der Vatikan plötzlich die Korruptionsvorwürfe der Rechten gegen die Führung der „Front für den Sieg“, was durchaus zu dem kleinen Vorsprung für die Opposition im zweiten Wahldurchgang und zum Wahlsieg von Macri beitrug.

Inzwischen verkündet nun der Wahlsieger Macri, dass er durchaus nicht beabsichtige, die Beziehungen zu Russland einzufrieren. Während er noch vor seiner Wahl davon sprach, dass er auf die Beziehungen zu den USA, und nicht auf die zu Russland und China setzen wird, betont er nun die Möglichkeit des Erhalts gegenseitig vorteilhafter Handelsbeziehungen mit Russland. Das Treffen der beiden Kirchenhäupter auf Kuba könnte durchaus auch damit zusammenhängen, was aber, wie ich befürchte, eher wenig erfreuliche Folgen heißt, weder für Lateinamerika, noch für Russland.

*G. H.:* Warum?

*A. C.:* Man schaue sich nur an, welche Präsidenten der Amtseinführung von Macri beiwohnten, z.B. Serbiens Präsident, Tomislav Nikolić, den die orthodoxen Nationalisten Russlands sehr lieben und für einen großen serbischen Patrioten halten. Ich kann mich übrigens deutlich daran erinnern, wie man ihn vor zwei Jahren gewählt hatte: Alle westlichen Staatsoberhäupter erklärten ihre Anerkennung seines Wahlsieges bereits auf der Grundlage von exitpoll, also von Wählerbefragungen nach Verlassen der Wahlkabinen, nicht etwa auf Basis wenigstens einer vorläufigen Stimmauszählung – ein bis dato beispielloser Fall: So eine Schmach, ja Unverschämtheit hatte es bisher noch nie gegeben.



Jedenfalls genießt offenbar diese Figur eine große Unterstützung im Westen, bei all ihrer orthodox-nationalistischen Phraseologie. Und ausgerechnet dieser Nikolić erscheint nun anlässlich der Amtseinführung in Argentinien – m.E. ein Zeichen für die Vernetzung und Vertiefung der Beziehungen zwischen den Rechten Osteuropas und Russlands einerseits und den Rechten Lateinamerikas andererseits. Und genau damit könnte auch der Orientierungswechsel des Vatikans zusammenhängen.<sup>5</sup>

Das alles spielt sich ab vor dem Hintergrund bedeutender Machtverschiebungen im Weltmaßstab statt, die von der russischen Propaganda und leider selbst von der russischen Opposition vollkommen verschwiegen werden: Ich meine die am 4. Februar vollzogene Gründung der Transpazifischen Partnerschaft (TPP) der USA, Kanada, eine Reihe von lateinamerikanischen Staaten rechter Orientierung mit einer Reihe von Ländern Ostasiens, Australien und Neuseeland, die den weltweit größten wirtschaftlichen Mega-Block darstellt, sowie die Vorbereitung einer analogen Vereinbarung zur Transatlantischen Partnerschaft für Handelsinvestitionen (TTIP), die letztlich zum Aufgehen der Europäischen Union in einer noch größeren imperialistischen Vereinigung führen wird.

Ich befürchte, dass diese Verschiebungen von Russland bis Lateinamerika, den Vatikan eingeschlossen, davon unmittelbar beeinflusst sind. Und ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob diese Tendenzen eine Perspektive für die Festigung des jetzigen Regimes in Russland bedeuten. Wenn dem so wäre, wenn man einen neuen Kompromiss mit Putin anstreben würde, dann würde man ihn nicht auf der ganzen Linie derartig ausfällig beschimpfen und bekämpfen, wie es gerade der Fall ist. Dann hätte es nicht diese ganzen Stories mit Litvinenko, mit Kaczynski, mit dem Raketenstart in der KVDR gegeben, und man würde ihn nicht buchstäblich für alles verantwortlich machen, was gerade schief läuft in der Welt. Ich befürchte, dass es sich hierbei um den Versuch handelt, die serbische Geschichte in Russland zu wiederholen: Milošević wurde seinerzeit von der Hand serbischer Nationalisten gestürzt, also nicht von der Hand prowestlicher Liberaler, sondern von denen, die danach Nikolić zum Präsidenten erhoben.

Und vor diesem Hintergrund könnte der gegenwärtig in Lateinamerika zu beobachtende Rechtsruck Folgen zeitigen, die nicht nur auf Lateinamerika beschränkt bleiben. Es handelt sich hier um Prozesse von planetarem Ausmaß, wenn man die Dimensionen der realen Transnationalisierung der kapitalistischen Weltwirtschaft und Politik berücksichtigt – davon bin ich schon lange überzeugt.

---

<sup>5</sup> Inzwischen kann man an der Gemeinsamen Erklärung der beiden Kirchenoberhäupter erkennen, dass sich diese Befürchtung wohl leider bewahrheitet: Das Pathos des ganzen Pamphlets richtet sich gegen Atheismus und Säkularisierung, die als Hauptquellen allen Übels in der Welt gesehen werden, während die Kapitalismus-Kritik auf das Bedauern über Konsumdenken und Gier der Reichen eingedampft ist, kein Wort fällt über die Blockade gegen Kuba; und die Phrasen über die Rettung der Institution der Familie sprechen für sich – alles in allem ein zutiefst rechtskonservatives Machwerk. (Nachtrag des Autors v. 22. 2. 2016, vgl. <http://www.katholisches.info/2016/02/13/kuba-hauptstadt-der-einheit-14-punkte-der-gemeinsamen-erklaerung-von-franziskus-und-kyrill/>)

*Jörg Goldberg*

## **Rezessionsgefahren, säkulare Stagnation oder Neue Mittelmäßigkeit?**

### **Die Weltkonjunktur und die Finanzmarktkrise**

In der Vergangenheit konnten sich kritische Beobachter der wirtschaftlichen Entwicklung darauf verlassen, dass Produktion, Arbeits- und Kapitalmärkte im Kapitalismus dem Auf und Ab der Konjunktur folgen. Phasen beschleunigten Wirtschaftswachstums folgten Perioden, in denen die Produktion stagnierte oder gar zurückging – der Wechsel von Konjunktur und Krise in einem langfristig aufwärts gerichteten Trend der Wirtschaftsaktivitäten kann als eine der beständigsten Erscheinungen der entwickelten Industrieländer seit dem 19. Jahrhundert angesehen werden. Die zyklischen Krisen hatten dabei eine wichtige Funktion, weil sie dazu beitrugen, im Aufschwung notwendig auftretende Disproportionen zumindest zeitweilig zu bereinigen.

### **Verschwindet der Konjunkturzyklus?**

Betrachtet man die weltwirtschaftliche Entwicklung der letzten 15 bis 20 Jahre, so kommen dies bezüglich Zweifel auf: Die Produktion in den entwickelten kapitalistischen Ländern folgte auch nach dem Zweiten Weltkrieg einem zyklischen Muster, wobei es alle sieben bis zehn Jahre – bei einem gewissen Vorlauf der USA – zu mehr oder weniger ausgeprägten Krisen kam. Den älteren Leserinnen und Lesern dürften noch die Jahre 1973/75, 1980/82, 1991/93 und vielleicht noch 2001/2003 als ‚zyklische‘ Krisenjahre in Erinnerung sein.<sup>1</sup> Angetrieben wurde der Krisenzyklus in den meisten Fällen durch einen starken Rückgang der Investitionen, die im Kapitalismus besonders unstetig sind: In den Krisenjahren gehen die Investitionen deutlich zurück, um anschließend wieder kräftig anzusteigen. Empirisch zeigt sich das an zyklischen Schwankungen der Investitionsquoten, dem Anteil der Investitionen am Bruttoinlandsprodukt (BIP). Dies ist kaum überraschend: Sehen die Unternehmen, dass ihr Absatz stagniert bzw. zu sinken droht, dann werden sie aufhören, ihren Produktionsapparat zu erweitern, werden fällige Ersatzinvestitionen zurückstellen, bis sich die Situation geklärt hat.

Für die jüngste Vergangenheit aber erscheint der Konjunkturzyklus gestört: Die Krise von 2008/2009 ist nicht nur jedermann noch im Gedächtnis; die meisten Beobachter sind sich einig, dass sie bis heute noch nicht überwunden ist. Zunächst fällt auf, dass sie zeitlich relativ dicht auf die Rezession von Anfang der 2000er Jahre folgte: Die USA, die die Rezession 2001/2002 gerade erst überwunden hatten, begannen bereits 2007 wieder in die Krise zu rutschen. Deutsch-

---

<sup>1</sup> Das US-amerikanische National Bureau of Economic Research, das sich intensiv mit „businesscycles“ befasst, nennt für die USA folgende Quartale als Tiefpunkte: I/1975, III/1980 bzw. IV/1982; I/1991, IV/2001, II/2009 ([www.nber.org/cyclesmain.html](http://www.nber.org/cyclesmain.html))

land, das 2003 in eine Rezession abgeglitten war, sah sich bereits 2008 einem neuen, tiefen Produktionseinbruch gegenüber. Ähnliches gilt für die anderen großen Industrieländer, mit Ausnahme von Japan: Dieses Land steckt seit Anfang der 1990er Jahre in einer Stagnationsperiode, aus der es sich bis heute nicht hat lösen können. Es dauerte in den meisten großen Industrieländern nach dem schweren Einbruch 2008/2009 vier bis fünf Jahre, bis der Vorkrisenstand wieder überschritten werden konnte. Einige südeuropäische Krisenländer haben das bis heute nicht geschafft. Einen länger anhaltenden Aufschwung hat es seither nicht mehr gegeben, was den Internationalen Währungsfonds (IWF) dazu veranlasst, den Wirtschaftsausblick (WEO) vom April 2016 mit „Zu lange zu langsam“ (too slow for too long) zu betiteln. Seither wird immer wieder darüber spekuliert, ob nicht eine erneute Rezession bevorsteht.

<b>Tabelle 1: Veränderung der Weltproduktion 2015/2017 in Prozent, Vorausschätzung</b>			
<b>Region/Land</b>	<b>2015</b>	<b>2016</b>	<b>2017</b>
Welt	+ 3,1	+3,2	+3,5
Fortgeschrittene Länder	+ 1,9	+ 1,9	+ 2,0
- USA	+ 2,4	+ 2,4	+ 2,5
-Japan	+ 0,5	+ 0,5	- 0,1
Eurozone	+ 1,6	+ 1,5	+ 1,6
- Deutschland	+ 1,5	+ 1,5	+ 1,6
Schwellen- und Entwicklungsländer	+ 4,0	+ 4,1	+ 4,6
- Russland	- 3,7	- 1,8	+ 0,8
- China	+ 6,9	+ 6,5	+ 6,2
- Indien	+ 7,3	+ 7,5	+ 7,5
- Brasilien	- 3,8	- 3,8	0,0
Subsaharisches Afrika	+ 3,4	+ 3,0	+ 4,0
- Nigeria	+ 2,7	+ 2,3	+ 3,5
- Südafrika	+ 1,3	+ 0,6	+ 1,2

Quelle: IMF, World Economic Outlook, April 2016, S. 2

Der klassische Konjunkturzyklus erscheint jedenfalls in den entwickelten kapitalistischen Ländern der ehemaligen ‚Triade‘, den Regionen Nordamerika, Westeuropa und Japan, seit der Jahrtausendwende nachhaltig gestört. Christine Lagarde, Direktorin des IWF, sprach in einem Vortrag an der Frankfurter Universität am 5. April 2016 von der Gefahr, in die Falle einer „Neue Mittelmäßigkeit“ („new mediocre“) zu geraten, worunter sie eine lang anhaltende Periode geringen Wachstums bzw. von Stagnation versteht. Die wenig später veröffentlichte Projektion

des IWF, die vorherige Wachstumsprognosen für 2016 und 2017 erneut absenkte, beschwört mehrfach die Gefahr, dass die Weltwirtschaft „in eine verbreitete säkulare Stagnation“ (S. xiii) verfallen könnte. Seit 2011 hat der IWF ausgesprochenes Pech mit seinen Prognosen: Regelmäßig muss er konstatieren, dass der prognostizierte Aufschwung ausgeblieben ist, um gleich fürs nächste Jahr wieder eine Belebung vorherzusagen, die dann aber leider wieder nicht eintritt.

Auch die aktuelle Projektion folgt diesem Muster: Für fast für alle Regionen der Welt wurden die Wachstumsprognosen vom letzten Herbst bzw. Winter erneut nach unten korrigiert. Trotzdem geht der IWF in seiner Basisvorausschätzung davon aus, dass die lange erhoffte Belebung nun endlich 2017 eintreten wird (Tab. 1).

Aufschlussreich sind in diesem Kontext die Korrekturen der Wachstumsschätzungen für 2016: Die US-Wirtschaft hat sich nicht beschleunigt, die Stagnation in Japan kann nicht überwunden werden. Vor allem aber sind die Krisen in Russland und Brasilien länger und tiefer als noch im Oktober letzten Jahres erwartet. Im subsaharischen Afrika verlängert sich die Abschwächung. Anders dagegen Asien: Die relativ optimistischen Prognosen für China und Indien werden bestätigt, teilweise sogar leicht übertroffen: Das „Wachstum in Ostasien ist im Allgemeinen stabil geblieben“, fasst der Ostasien-Ausblick der Weltbank (S. XX) zusammen.

## Zweiteilung im Süden

Dies verweist auf eine der wichtigsten strukturellen Veränderung der Weltwirtschaft, die den veränderten Konjunkturverlauf in den entwickelten kapitalistischen Ländern teilweise erklären könnte: den Aufstieg der Länder des Südens, der ehemaligen kapitalistischen Peripherie. Diese Länder sind inzwischen zu wichtigen und eigenständigen weltwirtschaftlichen Akteuren geworden (vgl. Dieter Boris in diesem Heft). Zwar erfolgt dieser Aufstieg unter kapitalistischen Vorzeichen; als Länder nachholender Entwicklung, deren Kapitalismus sich zudem in einem ganz anderen historischen Milieu herausbildet als dies bei den klassischen Industrieländern des Westens der Fall war, unterliegen sie bislang nicht dem Zyklus von Konjunktur und Krise, wie er für die entwickelten Kapitalismen typisch war. Die aufstrebenden Länder des Südens sind aber nicht nur zunehmend in die Weltwirtschaft integriert, auf sie entfallen inzwischen fast 60 Prozent der Weltproduktion.<sup>2</sup> Gemessen zu Kaufkraftparitäten hat das BIP Chinas inzwischen das der USA überholt.

Das bedeutet zwar nicht, dass China ökonomisch stärker wäre als die USA, es ist aber für die konjunkturelle Entwicklung bedeutsam: Angesichts der hohen internationalen Verflechtung wird die kurz- und mittelfristige konjunkturelle

---

<sup>2</sup> Der IWF unterscheidet in seiner Klassifikation der Ökonomien zwischen „fortgeschrittenen Ökonomien“ (39) (Advanced Economies) und „Schwellen- und Entwicklungsländern“ (152) (Emerging Market and Developing Economies). Auf letztere entfielen 2015 rund 85 Prozent der Weltbevölkerung, 58 Prozent der Weltproduktion und 37 Prozent der Weltexporte (WEO, April 2016, S. 147).

Entwicklung der einzelnen Länder stark vom Außenhandel beeinflusst; und da die Nachfrage der Schwellen- und Entwicklungsländer nicht vom klassischen Konjunkturzyklus bestimmt wird, verliert dieser den entwickelten kapitalistischen Ländern immanente Mechanismus an Bedeutung, wird von den anderen Gesetzmäßigkeiten folgenden Entwicklungen in den Ländern der ehemaligen Peripherie überlagert. Daher steht bei allen Konjunkturanalysen und -prognosen in den westlichen Ländern heute oft weniger die innere Verfasstheit der betreffenden Ökonomien und mehr die Situation in den aufstrebenden Ländern im Vordergrund, wobei vor allem China Beachtung findet. Es gibt heute kaum eine Prognose, die Krisenerscheinungen in den entwickelten Ländern nicht mit dem Einfluss der aufstrebenden Länder begründet, als gäbe es im Westen keine inneren Widersprüche mehr.<sup>3</sup> China scheint heute die Weltkonjunktur zu dominieren – eine übertriebene Darstellung, die allerdings das berühmte Körnchen Wahrheit enthält. Dieses Körnchen besteht darin, dass sich die Weltwirtschaft ohne den lang anhaltenden chinesischen Aufschwung, der einer erfolgreichen staatlichen Steuerung zu verdanken ist, noch in einer ungleich schlechteren Lage befände. Dies ist der Tatsache zu verdanken, dass die chinesische Führung den marktradikalen ‚Reformrezepten‘, die von Weltbank bis Schäuble propagiert werden, zu keinem Zeitpunkt Folge geleistet hat.

Die staatliche Steuerungsfähigkeit Chinas ist gegenwärtig von besonderer Bedeutung: Die chinesische Wirtschaft befindet sich seit einigen Jahren in einem tief greifenden Strukturwandel. Ausgangspunkt ist eine Situation, die man als klassische Überakkumulation bezeichnen könnte: Mehr noch als durch Exporte war das chinesische Wirtschaftswachstum in den letzten Jahrzehnten durch massive industrielle Investitionen gekennzeichnet. Bis 2013 nahmen die Investitionen regelmäßig schneller zu als die Gesamtwirtschaft, seit 2003 lag der Anteil der Investitionen am BIP regelmäßig deutlich über 40 Prozent, im Zeitraum 2010 bis 2013 wurde eine Investitionsquote von 48 Prozent verzeichnet. Schon seit mehreren Jahren haben sich in der Schwerindustrie und in der Bau- und Immobilienwirtschaft Überkapazitäten herausgebildet, verbunden mit einer hohen Verschuldung der betroffenen (oft staatlichen) Unternehmen. Überkapazitäten prägen weite Teile der Industrie, der Anteil der industriellen Produktion am BIP erreichte 2006 mit 48 Prozent einen Höhepunkt. Seither verlangsamt sich das industrielle Wachstum, sein Anteil am BIP ging bis 2015 auf 41 Prozent zurück, während die Dienstleistungen zunehmen. Unter marktwirtschaftlichen Bedingungen würden die industriellen Überkapazitäten durch Unternehmenszusammenbrüche, Schuldenkrisen und Massenentlassungen bereinigt werden – ein Szenario, das nicht nur die chinesische Führung, sondern die gesamte Weltwirtschaft fürchtet: Dies wäre die gefürchtete „harte Landung“, die eine weitere

---

<sup>3</sup> Die Gemeinschaftsdiagnose der deutschen Wirtschaftsforschungsinstitute vom April 2016 beginnt mit der Feststellung, dass sich die Weltwirtschaft abgeschwächt habe, was aber auf den Strukturwandel in China zurückgeführt wird: „Dieser Schrumpfungsprozess birgt erhebliche Konjunkturrisiken und geht mit einer abnehmenden Bedeutung des Außenhandels für China sowie einer schwächeren Nachfrage nach Rohstoffen einher.“

Weltwirtschaftskrise nach sich ziehen würde. Die Steuerungsfähigkeit des chinesischen Staates reicht aber bis heute aus, um den Abbau der Überkapazitäten und den wirtschaftlichen Strukturwandel ohne große Brüche zu bewältigen. Während marktradikale Ideologen China neoliberale „Reformen“ empfehlen, setzen die Wirtschaftspolitiker des Westens in Wirklichkeit darauf, dass der chinesische Staat den notwendigen Strukturwandel planmäßig bewältigt: Es ist zu erwarten, schreibt die Weltbank, dass „gezielte Maßnahmen ergriffen werden, die sicherstellen, dass es nur zu einer graduellen Wachstumsverlangsamung kommen wird.“ (S. XX). Dazu gehört eine kontrollierte Restrukturierung der Industrie, wozu die Regierung einen Fonds eingerichtet hat, um den Abbau von industriellen Arbeitsplätzen und die Schaffung von neuen Stellen im Dienstleistungsbereich zu steuern. Bei Vorlage des 13. Fünfjahresplans 2016/2020 wies die Regierung im Übrigen darauf hin, dass der chinesische Strukturwandel sich u.a. deshalb schwierig gestaltet, „weil sich die Weltwirtschaft nur langsam erhole und Rückschläge drohen“ (NZZ v. 8.3.2016). Obwohl westliche Wirtschaftspolitiker die immer noch rasch, wenn auch langsamer als früher wachsende chinesische Wirtschaft für die weltwirtschaftlichen Verwerfungen verantwortlich machen, wird in Wirklichkeit eher umgekehrt ein Schuh daraus: Es sind vor allem die anhaltenden Stagnationserscheinungen in Japan, in Westeuropa und in den USA, welche die globale Ökonomie belasten (dazu mehr weiter unten).

Während sich die Ökonomien Chinas, Indiens und anderer asiatischer Länder in einer vergleichsweise robusten Verfassung befinden, sind andere Schwellen- und Entwicklungsländer in teilweise tiefe Krisen abgerutscht. Dazu gehören vor allem Russland und Brasilien. Obwohl in beiden Ländern politische Faktoren (westliche Sanktionen gegen Russland, der Rechtsputsch in Brasilien) die Krise verschärfen, wird die konjunkturellen Zerteilung in den Schwellen- und Entwicklungsländern vom Verfall der Rohstoffpreise verursacht. Dies verweist auf die an anderer Stelle beschriebene Tatsache, dass der vielfach als einheitlicher Prozess dargestellte Aufstieg des Südens unterschiedliche Triebkräfte hat (Goldberg 2015, S. 33). Vor allem die lateinamerikanischen und afrikanischen Schwellen- und Entwicklungsländer und Russland hängen ökonomisch stärker denn je am Export von Rohstoffen. Angeführt vom Rohöl sank der HWWI-Rohstoffindex (2010 = 100, Dollarbasis) von 125 Punkten im Juli 2014 auf knapp 50 Punkte im Januar 2016. Seither steigt er wieder an, es ist aber unklar, ob dies bereits die erwartete Trendwende ist. Erneut zeigt sich, dass rohstoffabhängige Ökonomien den Schwankungen der Weltmarktpreise ausgeliefert sind. Ursache des Preisverfalls vor allem bei Energierohstoffen und Metallen ist einerseits die Verlangsamung der globalen Nachfrage, andererseits ein überdimensioniertes Angebot. Außerdem spielen politische Faktoren eine Rolle: Der Verfall der Rohölpreise – von Juni 2014 bis Januar 2016 sank der Preis je barrel (159 Liter) von 140 auf 30 US\$, stieg bis April 2016 allerdings wieder auf 45 US\$ an – hängt u.a. mit den Bemühungen Saudi-Arabiens zusammen, seinen Marktanteil zu verteidigen: Hatten die ölreichen Ökonomien am arabischen Golf früher immer versucht, Preisrückgänge durch Produktionsbeschränkungen zu verhindern, haben diese seit 2014 ihre Produktion rücksichtslos ausgedehnt.

Außerdem möchte Saudi-Arabien verhindern, dass der Iran als Gegner im Kampf um regionale Vorherrschaft von der Aufhebung der Sanktionen des Westens profitiert.

Natürlich wird auch in diesem Fall mit dem Finger auf China gezeigt – Wachstumsverlangsamung und Umstrukturierung weg von der Schwerindustrie hätten den Preisverfall der Rohstoffe ausgelöst. Tatsächlich war aber nicht zu erwarten, dass sich das chinesische Wachstum im alten Tempo und ohne Strukturwandel über längere Zeiträume fortsetzen würde – eine Konsolidierung wird in China bereits seit mehr als fünf Jahren angekündigt und angestrebt. Davon hatten die Märkte allerdings keine Notiz genommen – die hohe, durch Finanzspekulationen verstärkte Volatilität der Rohstoffpreise und ihr aktueller Verfall ist Ausdruck klassischen Marktversagens. Es rächt sich, dass die längst fällige Schaffung stabiler globaler Rahmenbedingungen für den internationalen Rohstoffhandel verschlafen wurde. Außerdem haben es die Rohstoffländer versäumt, ihre Wirtschaft stärker zu diversifizieren. Dies wäre nur möglich gewesen, wenn deren Regierungen massiv auf industriepolitische Maßnahmen gesetzt hätten – das Gegenteil der neoliberalen ‚Reformen‘, die überall empfohlen und teilweise sanktionsbewehrt aufgezwungen wurden.

## Stagnationstendenzen und Investitionsschwäche

Davon abgesehen leiden die Rohstoffmärkte vor allem unter stagnativen Tendenzen, die in den entwickelten Ländern seit dem Beginn der 2000er Jahre überwiegen und die durch steigende Nachfrage aus den Schwellen- und Entwicklungsländern lediglich überdeckt wurden. Wichtigstes Merkmal dieser Fehlentwicklung ist weniger das niedrige bzw. fehlende Wirtschaftswachstum. Im Mittelpunkt steht die rückläufige Investitionstätigkeit. Dies ist das entscheidende Merkmal der Situation in den Ländern des ehemaligen Zentrums. Der Weltwirtschaftsausblick des IWF vom April spricht denn auch von einer weltweiten Investitionsschwäche („depressed investment worldwide“) (IWF 2016, S. 4), was aber, wie Tabelle 2 zeigt, nicht für die Schwellen- und Entwicklungsländer zutrifft, deren Investitionen sich auf einem hohen Niveau bewegen. Es trifft aber seit den 1990er Jahren für die fortgeschrittenen Länder zu, seit der Krise 2008/09 auf dramatische Weise.

Region	1980/89	1990/09	2000/09	2010/16
Welt	24,9	24,0	23,7	24,9
Fortgeschrittene Länder	24,9	23,8	22,4	20,7
Schwellen- und Entwicklungsländer	24,7	25,0	27,0	31,8
G 7 Länder	24,7	23,3	21,6	19,8

Quelle: IMF, World Economic Outlook, April 2016, Berechnet nach Database

Die Entwicklung der Investitionsquoten vor allem in den G7-Ländern belegt noch deutlicher als die Wachstumsraten (Tab. 1) die Verschiebung der wirtschaftlichen Dynamik im Weltmaßstab. Während die Investitionstätigkeit in den Schwellen- und Entwicklungsländern im Verhältnis zum BIP hoch ist und teilweise noch zunimmt, schwächt sie sich in den alten Führungsmächten immer stärker ab. Dass die Investitionsquoten in Ländern nachholender Entwicklung höher sind als in entwickelten Industrieländern liegt dabei in der Natur der Sache – in den ersteren muss noch ein Kapitalstock aufgebaut werden. Dies erklärt aber nicht die nachlassende Investitionsdynamik in den letzteren, in denen der Ersatzbedarf hoch ist. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass die in Tabelle 2 dargestellten Bruttoinvestitionsquoten alle Investitionen umfassen, also auch Ersatzinvestitionen. Sie sind um Abschreibungen und den Abgang alter Anlagen nicht bereinigt. In den fortgeschrittenen Ländern ist eine Bruttoinvestitionsquote von 16 bis 17 Prozent des BIP notwendig, nur um den Verschleiß und den Abgang bestehender Anlagen zu ersetzen. Fällt sie – wie in den südeuropäischen Krisenländern der EU und in Japan – unter diese Marke, dann findet in Wirklichkeit Desinvestition statt, der Wert des gesamtwirtschaftlichen Anlagevermögens sinkt, Kapital wird freigesetzt. Die Nettoinvestitionen, also das Tempo der Erweiterung des Anlagevermögens, hat sich in den G7-Staaten mehr als halbiert: Geht man von einer zur Erhaltung des bestehenden Anlagevermögens notwendigen Bruttoinvestitionsquote von 16 Prozent aus, dann ist die Nettoinvestitionsquote im betrachteten Zeitraum von knapp 9 Prozent auf weniger als vier Prozent zurückgegangen. Genauere Angaben sind für Deutschland verfügbar: Hier ist der Anteil der Nettoanlageinvestitionen am BIP zwischen 1991 und 2015 von 9,3 auf 2,5 Prozent zurückgegangen. Wurden in den 1990er Jahren in Deutschland netto, d.h. nach Abzug der Abschreibungen, noch Anlageinvestitionen in Höhe von etwa 130 Milliarden jährlich getätigt, so waren es 2015 nur noch 75 Milliarden (Statistisches Bundesamt 2016, S. 11). Immer weniger Kapital fließt in die Erweiterung des Produktionsapparats. Für den Zeitraum 2003 bis 2012 errechnet das Münchener Ifo-Institut auf der Grundlage von OECD-Statistiken für die Eurozone eine Nettoinvestitionsquote von 6,5 Prozent – Japan verzeichnet mit 0,7 Prozent fast keine Nettoinvestitionen, Deutschland liegt mit 3,5 Prozent auf dem vorletzten Platz. Die neoliberale „Reformpolitik“, die doch die Investitionen beleben sollte, hat tatsächlich das Gegenteil bewirkt. Dies reflektiert eine in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern seit mehreren Jahrzehnten zu beobachtende Umschichtung der Kapitalanlagen vom Realkapital ins Finanzkapital (vgl. Mohssen Massarrat in diesem Heft).

## **Finanzmärkte und die „Great Moderation“**

Entscheidend zum Verständnis der langfristig schwachen Entwicklung in den fortgeschrittenen Industrieländern des Westens, also des vom IWF konstatierten „too slow for too long“ sind Entwicklungen, die nach der Krise von 1973/75 begonnen hatten. Diese „große“ Krise (vgl. die entsprechenden Beiträge in Z 100) beendete einen Typ kapitalistischer Entwicklung, der sich nach der Weltwirtschaftskrise von 1929/32 allmählich herausgebildet und zu



den Wachstumserfolgen nach dem Zweiten Weltkrieg geführt hatte. Hohe Wachstumsraten, der Ausbau des Wohlfahrtsstaats, die Zunahme der Realeinkommen der Lohnabhängigen, starke Gewerkschaften und die ‚freundliche‘ institutionelle Einbindung der Arbeiterbewegungen in den Kapitalismus waren Merkmale dieser Entwicklungsphase, die zudem durch Systemkonkurrenz zu den sozialistischen Ländern begünstigt wurde. Kehrseite dieser Entwicklung waren – vom Standpunkt der Einzelkapitale aus – steigende Lohnquoten, rückläufige Kapitalrentabilität und die Beschränkung der unternehmerischen Bewegungsfreiheit durch sozialstaatliche Regulierung. Die Krise von 1973/75 war der Ausgangspunkt, um – begünstigt durch Massenarbeitslosigkeit – die Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit nachhaltig zu korrigieren. In Großbritannien und in den USA war diese Wende mit den Namen Thatcher und Reagan verbunden, in Deutschland mit Helmut Schmidt. Die Folge war zwar, wie Mohssen Massarrat in seinem Beitrag schildert, eine deutliche Steigerung der Gewinnquoten und seit dem Beginn der 1980er Jahre zunächst eine Verbesserung der Rentabilität des Realkapitals. Es kam zu einer Phase der wirtschaftlichen Stabilisierung bei anhaltend hoher Massenarbeitslosigkeit, verschiedentlich als „Great Moderation“ bezeichnet. Weil aber die Absenkung der Reallöhne und der Sozialabbau gleichzeitig die Binnennachfrage in den entwickelten kapitalistischen Ländern beschränkte, kam es zu einer Abschwächung der Investitionstätigkeit und einer Stagnation der Renditen auf das Realkapital (Schmid/Schuhler 2016, S. 6). Der dadurch bedingte Nachfrageausfall konnte teilweise über den Außenhandel kompensiert werden: Der sich nach der Jahrtausendwende beschleunigende Aufstieg der Schwellenländer schuf neue Absatzmärkte und trug dazu bei, die depressiven Tendenzen in den entwickelten Ländern abzufedern. Dieser Effekt lässt seit 2014 nach, was – wie oben gezeigt – in der Perspektive der westlichen Konjunkturbeobachter dazu führt, die nachlassende Dynamik in den Schwellenländern als Ursache für Krisenerscheinungen in den entwickelten Ländern zu interpretieren. In Wirklichkeit geht es aber nur darum, dass die in den entwickelten Ländern schon lange wirkenden immanenten depressiven Faktoren wieder in den Vordergrund treten. Dies wird vom IWF zumindest teilweise erkannt – schon seit einigen Jahren empfiehlt dieser den starken kapitalistischen Ländern (vor allem USA und Deutschland) eine expansivere Wirtschaftspolitik zu betreiben, die extreme Sparpolitik zu beenden und staatlicherseits mehr in den Ausbau der Infrastrukturen, in Bildung, Forschung und Entwicklung zu investieren.

## **Die Niedrigzinsphase**

Ob dies ausreichen würde, die stagnativen Tendenzen zu überwinden, muss bezweifelt werden. Denn gleichzeitig werden weiter jene „Reformen“ zu Lasten des Sozialstaats unterstützt, die zur Senkung der Lohnquote, zu Niedriglöhnen, steigender sozialer Unsicherheit und damit zur Schwächung der Gewerkschaften geführt haben. Allein durch höhere öffentliche Ausgaben – so wünschenswert und notwendig diese auch wären – kann das herrschende Akkumulationsmodell nicht überwunden werden. Dieses ist durch die Dominanz

der Finanzmärkte über die produzierende Wirtschaft gekennzeichnet. Das spektakulärste und für alle sichtbare Krisenmerkmal ist die schon seit längerem virulente, aber erst seit der Krise 2008/09 ins öffentliche Bewusstsein getretene Niedrigzinsphase. Die Zinsentwicklung seit 2008 zeigt wohl am deutlichsten, dass der ‚normale‘ Krisenzyklus, der Wechsel von Krise und Aufschwung, nachhaltig gestört ist, dass die Krise von 2008/09 nicht vorbei ist. Die langfristigen Zinssätze, definiert als Restzinsen für 10-jährige Staatsanleihen, sind seit den 1990er Jahren in den großen OECD-Ländern fast kontinuierlich gesunken, ein Zusammenhang zur Konjunktur ist kaum noch festzustellen. Dies ist insofern bedeutsam, als diese Zinssätze auch die Kosten definieren, zu denen Unternehmen Kredite aufnehmen können.

<b>Tabelle 3: Langfristige Zinssätze in großen OECD-Ländern</b>							
	<b>1995</b>	<b>2000</b>	<b>2005</b>	<b>2010</b>	<b>2015</b>	<b>3/2016</b>	<b>2017*</b>
USA	6,6	6,0	4,3	3,2	2,1	1,9	3,2
Japan	3,4	1,7	1,4	1,1	0,3	-0,1	0,3
UK	8,2	5,3	4,4	3,6	1,9	1,9	3,1
Eurozone	8,7	5,4	3,4	3,8	0,6	0,3	1,4

\*Prognose der OECD, März 2016; Quelle: OECD-Data, Long-term interest rates

Die niedrigen Kreditzinsen müssten eigentlich Regierungen und Unternehmen willkommen sein. Für die Regierungen sind sie es, weil damit die Zinslasten der öffentlichen Haushalte sinken. Im April 2016 ‚rentierten‘ zehnjährige deutsche Staatsanleihen (bei einer Inflationsrate von 0,3 Prozent) gerade noch mit 0,1 Prozent, die Durchschnittsrendite der öffentlichen Anleihen sank auf 0 Prozent. Schäuble und andere Finanzminister außerhalb der Krisenstaaten des europäischen Südens verdanken den niedrigen Zinsen die „schwarze Null“ bzw. sinkende Haushaltsdefizite. Die meisten von ihnen könnten derzeit langfristige Kredite zum Nulltarif aufnehmen, um notwendige Investitionen zu finanzieren; das Dogma der Sparpolitik, das – wie Massarrat zeigt – in der EU Verfassungsrang errungen hat, verhindert dies aber. Die Unternehmen dagegen, die unter niedriger Kapazitätsauslastung und unzureichender Nachfrage leiden, sehen keinerlei Veranlassung, Kredite aufzunehmen, und seien diese auch noch so billig.

Viele Beobachter machen die Notenbanken für die Niedrigzinsen verantwortlich. Diese betreiben seit 2008 eine extrem expansive Geldpolitik, haben Leitzinsen auf Null gebracht und versuchen, durch Kauf von Wertpapieren die Marktzinsen zu drücken. Zudem wird versucht, die Geschäftsbanken mit negativen Zinsen dazu zu bringen, mehr Kredite an die private Wirtschaft auszulangen – vergeblich. Die Kreditnachfrage stagniert weiter. Zwar ist es nicht so, dass die Notenbanken nichts mit den niedrigen Zinsen zu tun haben bzw. dass sie lediglich Marktentwicklungen nachvollziehen. Der Zusammenhang zwischen Notenbankzinsen, Marktzinsen und Kreditnachfrage ist aber kom-

plizierter, als Kritiker der EZB-Politik wie Bundesfinanzminister Schäuble und Bundesbankpräsident Weidmann glauben machen möchten.

Wie Tabelle 3 zeigt, ist der Rückgang der Zinsen und ihre Loslösung von der Entwicklung in der produzierenden Wirtschaft eine langfristige Erscheinung. Ihr Hintergrund ist die Politik der Umverteilung zugunsten der Gewinne und die damit verbundene Beschränkung der Binnennachfrage, welche zum oben skizzierten langfristigen Rückgang der Investitionen geführt hat. Höhere Gewinne und drastisch sinkende Nettoinvestitionen führten dazu, dass exponentiell zunehmende Kapitalmassen auf die Finanzmärkte strömten. Die Zentralbanken aber, verblendet durch die dominierende Theorie der effizienten Märkte (Vogl 2010, S. 97), sahen dem damit verbundenen Anstieg der Vermögenswerte, d.h. der Immobilienpreise, der Aktienkurse und der Ausbreitung neuer, komplizierter Finanzprodukte, bewusst untätig zu. Sie blickten lediglich auf die Inflationsraten bei den Konsumentenpreisen und übersahen die Inflation der Vermögenswerte. Als nun – mit einer Immobilienblase zuerst in Japan, dann 2000 mit der DotCom-Blase in den USA und Westeuropa – Spekulationsblasen zu platzen begannen, reagierten die Zentralbanken mit weiteren Zinssenkungen. Dadurch konnten zwar die weitere Ausbreitung von Finanzkrisen und größere Zusammenbrüche von Finanzinstitutionen zunächst verhindert werden, allerdings nur um den Preis einer weiteren Verschärfung der Vermögenspreisinflation. Denn die Anleger, die im Zuge steigender Immobilienpreise, Aktienkurse und Finanzrenditen sahen, dass ihr Anlagekalkül aufging, nutzten die sinkenden Zinsen, um ihre Finanzgeschäfte mit Fremdkapital weiter aufzublasen. Eine Analyse der Verschuldung macht deutlich, dass ein großer Teil der privaten Kredite in den Immobiliensektor geflossen ist, die Grundstückspreise hochgetrieben (Verdoppelung seit Ende der 1980er Jahre) und den gesamtwirtschaftlichen Verschuldungsgrad hat explodieren lassen (Jorda u.a. 2016, S. 26/27). Außerdem nutzten – vor allem in angelsächsischen Ländern – auch Konsumenten die günstigsten Kredite, was die unter Nachfragemangel leidende Realwirtschaft stützte. Dies setzte die Notenbanken wiederum unter Zugzwang – jedes kleine Anzeichen für ein Erlahmen der schwachen Expansion musste durch weitere Zinssenkungen und Kreditleichterungen bekämpft werden. Dies gilt im Kern auch für die Finanzmarktkrise 2008/2009, die nur durch weitere Lockerung des geldpolitischen Rahmens und durch die Rettung eigentlich bankrotter Finanzinstitute, d.h. letzten Endes durch weitere Expansion der Finanzmärkte, begrenzt werden konnte.

Jeder noch so bescheidene Versuch, sich aus dieser geldpolitischen Klemme zu befreien – so die kaum mehr als symbolische Erhöhung der Leitzinsen in den USA auf 0,25 bis 0,50 Prozent im Dezember 2015 – befeuert neue Krisenängste, die durch die jüngsten, pessimistisch gestimmten Wirtschaftsprognosen bestärkt werden. Die OECD-Prognose vom März 2016, die für 2017 mit einem allmählichen Anstieg der langfristigen Zinsen gerechnet hatte (Tabelle 3), dürfte im Lichte der jüngsten Konjunkturentwicklungen kaum noch realistisch sein. Letzten Endes ruhen alle Hoffnungen der westlichen Wirtschaftsbeobachter auf der Entwicklung in den Schwellenländern, vor allem in China: Diese sollen für die notwendige Belebung der globalen Nachfrage sorgen, die Rohstoffpreise

stabilisieren und so die alten Industrieländer aus der Klemme befreien, in die sie sich mit ihrer Austeritätspolitik selbst gebracht haben. Ob diese Variante einer globalen beggar-my-neighbour-Politik aufgehen wird ist höchst fraglich.

## Literatur

- Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, Gemeinschaftsdiagnose, Aufschwung bleibt moderat – Wirtschaftspolitik wenig wachstumsorientiert, München, Frühjahr 2016
- Goldberg, Jörg, Die Emanzipation des Südens, Köln 2015
- Ifo-Institut, Center for Economic Studies, Wirtschaftsdaten: Internationale Konjunktur, Nettoinvestitionsquoten (<http://www.cesifo-group.de/de/ifoHome/facts/Time-series-and-Diagrams>)
- IMF, World Economic Outlook, Too slow for too long, Washington D.C., April 2016
- IMF, World Economic Outlook, April 2016, Database
- Jorda/Schularick/Taylor, Macrofinancial History and the New Business Cycle Facts, Cambridge 2016
- Schmid, Fred/Schuhler, Conrad, Bilanz 2015 – Ausblick 2016. ISW-Wirtschaftsinfo 50, München, April 2016
- Statistisches Bundesamt, Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen, Arbeitsunterlage Investitionen, 4. Vierteljahr 2015, Wiesbaden 2016
- Vogl, Joseph, Das Gespenst des Kapitals, Zürich 2010
- World Bank, East Asia and Pacific Economic Update, Growing Challenges, April 2016, Washington D.C.

<b>express</b>		ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT	<b>Probekostenfrei!</b> Probekostenfrei! Probekostenfrei! Probekostenfrei!
Niddastr. 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 <b>express-afp@online.de</b> www.express-afp.info	Diskussionsforum für <ul style="list-style-type: none"> <li>■ Elemente &amp; <b>Strategien</b> einer gewerkschaftlichen Anti-Konzessionspolitik</li> <li>■ Texte zu und aus <b>Theorie &amp; Praxis</b> der internationalen ArbeiterInnenbewegung</li> <li>■ <b>Perspektiven</b> jenseits betrieblicher &amp; nationaler Standortpolitik</li> <li>■ <b>Berichte</b> über nationale &amp; internationale Arbeitskämpfe</li> <li>■ Debatten und <b>Kommentare</b> zur Politik der Ökonomie</li> </ul>		

*Dieter Boris*

## **BRICS und die neue Weltordnung\***

Mit der künstlichen Wortschöpfung BRICS verbindet sich eine Reihe von Prozessen und Strukturveränderungen in Weltpolitik und Weltwirtschaft der letzten 15 Jahre. Es handelt sich um eine Abkürzung (Akronym) der ersten Buchstaben einer bestimmten Ländergruppe (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika), die zugleich ein Kürzel und ein Ausdruck ist für den Übergang von der unilateralen, absolut durch die USA dominierten Weltordnung zu einer multizentristischen oder multipolaren Weltordnung. Insofern geht es um einen sog. Mega-Trend, d.h. eine für die weitere Entwicklung des Weltgeschehens besonders wichtige Tendenz.

Das Kuriose ist dabei, dass hier – wie in der idealistischen Philosophie Hegels – der Begriff (bzw. der Gedanke) zuerst da war und dieser gewissermaßen nachträglich zur Wirklichkeit drängte und sich schließlich materialisierte: Aus einer begrifflichen Kunstschöpfung bzw. des Werbegags eines Investmentbankers bei Goldman Sachs im Jahre 2001 wurde bis 2016 eine Art wirtschaftliches und politisches Bündnis, welches sich mehr und mehr institutionalisierte, stabilisierte und differenzierte und damit nun realen Einfluss in der Weltpolitik ausübt.

Daraus ergibt sich eine Reihe von Fragen, auf die kurz eingegangen werden soll.

1. Wie ist es realiter zu dieser Allianz teilweise recht unterschiedlicher Länder und Ökonomien gekommen? Und wie hat sie sich seither – institutionell und politisch – entwickelt?
2. Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede kann man bei ihnen ausmachen? Was waren letztlich die entscheidenden Gründe für ihr Zusammengehen, wie intensiv ist es, und welche Bereiche umfasst diese Allianz?
3. Welche Auswirkungen hat die BRICS-Kooperation auf a) die Beziehungen der Länder untereinander, b) auf die jeweilige Region/ Kontinent und c) auf und in der globalen Weltordnung?
4. Welche Rolle spielen die BRICS-Länder in Bezug auf die Zentren/traditionelle Metropolen und in Bezug auf die Entwicklungsländer (EL)? Sind die BRICS-Länder eine (radikale) Alternative zu den traditionellen kapitalistischen Industrieländern des Zentrums oder entwickeln sie vielmehr eine Gegenmacht mit dem Ziel der Gleichberechtigung und der Demokratisierung der Weltwirtschaft? Inwieweit vertreten die BRICS-Länder – wie sie es gelegentlich beanspruchen – auch die Interessen der EL?
5. Welche Perspektiven sind für die nahe und mittlere Zukunft zu erwarten? Inwieweit sind die BRICS-Länder in der Lage, die Tendenzen zu einer multipolaren Weltordnung zu befestigen?

---

\* Leicht bearbeiteter Vortrag bei der „Lateinamerika-Woche Nürnberg“ am 25. Januar 2016.

## 1. Ursprünge und Entwicklung

Wie angedeutet, prägte im Jahr 2001 der Chefökonom von Goldman & Sachs (Jim O'Neill) dieses Akronym, aber erst 2006 entwickelte die Ländergruppe ein reales Eigenleben, als die Außenminister sich 2006 am Rande der UN-Vollversammlung erstmals trafen; in der Folge kamen die jeweiligen Finanzminister und andere Ressortchefs zu vorbereitenden Gesprächen zusammen. Zweifellos hat die 2007/08 beginnende und von den Zentralländern, den USA und Europa, verursachte Finanz- und Wirtschaftskrise für die Allianzbildung wie ein Katalysator gewirkt. Zwecks Bewältigung der weltweiten Krise wurde der „Club“ der G7-Staaten auf das Treffen der G20-Staaten erweitert, wo auch die BRICS-Länder vertreten sind. Am Rande der G20-Treffen kam es zu Absprachen zwischen diesen. Insbesondere Russland ergriff 2008 die Initiative zur Bildung einer eigenen und gemeinsamen Abwehrfront dieser größten Länder des „Südens“ (so das Selbstverständnis) gegen die verhängnisvollen Auswirkungen der Wirtschaftskrise.

2009 fand das erste Treffen der Staatschefs (in Jekaterinburg, Russland) und die Gründung dieses Kooperationsbündnisses statt; seither kommt es zu jährlichen Treffen. Seit 2011 gehört Südafrika zur BRICS-Gruppe, nicht zuletzt, um damit einen weiteren Kontinent-Vertreter dabei zu haben und an die anti-koloniale Stoßrichtung des Bündnisses zu erinnern. Verschiedene Schritte der Institutionalisierung begleiteten diese Entwicklung bis hin zur Gründung einer gemeinsamen Entwicklungsbank und eines gemeinsamen Währungspools (von 2013 bis 2015). Bald kam die Frage nach dem Charakter und der Intensität der Zusammenarbeit auf: Diskussionsclub, Plattform für bestimmte Absprachen, Verabredung von gemeinsamen Vorstößen in der Weltpolitik (in anderen Gremien) oder gar dauerhafte, sich ständig mehr institutionalisierende Kooperation, welche zunehmend an Gewicht gewinnt?

Zweifellos hat die BRICS-Kooperation von allem etwas. Jedenfalls haben westliche Beobachter und Politikwissenschaftler Unrecht behalten, die von einer Eintagsfliege sprachen und BRICS ein baldiges Ende voraussagten. Schon aufgrund der hohen Heterogenität der Ländergruppe, ihres scheinbar künstlichen Charakters (Kopfg Geburt eines Bankers!), und der teilweise gegensätzlichen politischen und ökonomischen Interessen, der geringen wirtschaftlichen Beziehungen untereinander sowie der großen politischen und ideologischen Unterschiede, den stark differierenden politischen Verfassungen etc. – sei dieser Anlauf zum Scheitern verurteilt.

(Diese Stimmen kommen, wenn auch tendenziell leiser, immer wieder, auch nach der jahrelangen Existenz von BRICS).

## 2. Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Warum kam es überhaupt zu einem Zusammengehen, trotz der großen Unterschiede und der partiellen Differenzen?

Es ist bekannt, dass die BRICS-Gruppe ca. 43 Prozent der Weltbevölkerung repräsentiert, einen wachsenden Anteil am globalen BSP in den letzten Jahren erreicht hat (ca. 30 Prozent 2015), während die G7-Staaten – umgekehrt – auf einen Anteil von unter 40 Prozent abgesunken sind. Hinter diesen beeindruckenden

den, aber pauschalen Ziffern verbergen sich in fast jeder Hinsicht sehr unterschiedliche Länder. Vor allem die Größenunterschiede bezüglich der Bevölkerung (Südafrika: ca. 45 Mio.; China/Indien: 1,4 bzw. 1,2 Mrd., dann gewissermaßen in der Mitte: Russland 140 Mio. und Brasilien 200 Mio.). Nicht weniger deutlich sind die Unterschiede auf ökonomischer Ebene: China hatte schon 2001 ein so großes BIP wie die restlichen BRICS-Staaten zusammen; ähnlich, vielleicht noch größer, sind die Differenzen in anderen Bereichen (Anteil an Weltexporten, an Devisenvorräten, Anzahl und Gewicht von transnational operierenden Unternehmen etc.). Die politischen Verfassungen und das politische Gewicht sind gleichfalls recht verschieden: von autoritären Staaten (China) zu semi-autoritären (Russland) bis hin zu formellen Demokratien (Südafrika, Brasilien, Indien). Zwei sind Mitglieder im UN-Sicherheitsrat (Russland/China), andere wie Indien und Brasilien erstreben eine solche Mitgliedschaft; auch die ökonomisch-sozialen Strukturen sind recht unterschiedlich, etwa bezüglich des Industrialisierungsgrads, des Gewichts der Landwirtschaft, der Exportstrukturen, insbesondere der Abhängigkeit von Rohstoffimporten bzw. -exporten etc.). So erscheint die Frage mehr als berechtigt: Was bringt diese Länder dazu zusammenzugehen und wie tief kann der Zusammenhalt überhaupt sein?

Verschiedene Momente sind es, die eine relative Einheitlichkeit (Ähnlichkeit) in der Selbst- und Fremdwahrnehmung ermöglichen: Die BRICS-Länder sind keine traditionellen, kapitalistischen Industrieländer, sondern könnten eher als Schwellenländer eingestuft werden. Sie sind nicht gleichberechtigt (ökonomisch und politisch) mit den alten Metropolenländern (auf internationalen Konferenzen, im IWF, in der Weltbank etc.), obwohl – und das scheint zentral – sie in den letzten 10 bis 20 Jahren sehr hohe Wachstumsraten aufwiesen und ihr ökonomisches Gewicht schon jetzt (und in mittlerer Sicht erst recht) das mancher alten Industrieländer der „Zentren“ weit übertrifft. Diese Nicht-Gleichberechtigung und die politisch-ökonomische Diskriminierung scheint ein zentrales Motiv für den Zusammenschluss gewesen zu sein. Gemeinsam lässt sich der Druck auf die alten Industrieländer erhöhen a) um diesen neuen Ländern einen angemessenen Platz in der Weltordnung zuzugestehen und lässt b) sich eher erreichen, bestehende Spielregeln in der Weltwirtschaft zu ändern und c) für neue Institutionen zu kämpfen.

Nicht primär interne, endogene Momente in der Verfassung einzelner BRICS-Staaten, sondern ihr Gegensatz, ihre (noch) untergeordnete Rolle in Bezug auf die metropolitenen Industrieländer ist m.E. das zentrale Motiv des Zusammengehens und Zusammenhandelns gewesen; also eher als extern einzustufende Determinanten.

### **3. Auswirkungen der Kooperation der BRICS-Staaten**

Die Frage, welche Auswirkungen die Kooperation der BRICS-Staaten a) auf ihre Beziehungen untereinander, b) auf die gesamte Herkunftsregion und c) auf die globale Weltordnung hatte, kann wie folgt beantwortet werden.

a) Die ökonomische Zusammenarbeit (Handelsaustausch, Direktinvestitionen, Kredite etc.) ist zwischen den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich und unter-

schiedlich wichtig und hat sich auch in den letzten Jahren differierend entwickelt. Der Handelsaustausch zwischen den BRICS-Staaten hat sich in den letzten zehn Jahren verzehnfacht; insgesamt beläuft er sich augenblicklich auf ca. 300 Mrd. US-Dollar. Allerdings sind die Zuwächse bei den einzelnen bilateralen Länderbeziehungen sehr unterschiedlich (Schmid 2013: 22). Während beispielsweise die ökonomischen Beziehungen zwischen Russland und Südafrika recht beschränkt sind und kaum ausgebaut wurden, ist die Dichte ökonomischer Beziehungen in den letzten 15 Jahren zwischen Brasilien und China so stark gewachsen, dass seit 2009 China der wichtigste Außenhandelspartner für Brasilien geworden ist. Auch der Austausch zwischen China und Russland hat erheblich zugenommen (vor allem im Energiebereich)<sup>1</sup>, weniger der zwischen Indien und China oder Brasilien und Russland. Allerdings bleibt unklar, inwieweit eine derartige Entwicklung des Handelsaustauschs auf die BRICS-Kooperation zurückzuführen ist, oder ob dieser auch ohne BRICS-Treffen – also auf bilateralen Ebene – so oder ähnlich verlaufen wäre. In politischer Hinsicht ist die BRICS-Kooperation vielleicht noch bedeutender, insofern als bestimmte Konflikte (auch Grenzkonflikte) z.B. zwischen Russland und China und solche zwischen Indien und China zweifellos durch die BRICS-Treffen wesentlich besser kontrolliert bzw. klein gehalten werden konnten.

b) Die BRICS-Länder sind regionale Vormächte in ihrer Region/Subkontinent und konnten durch diese diplomatische Initiative ihr Gewicht in der Region sicherlich stärken und ihre Stimme hörbarer machen. Manche Autoren sehen in ihren internationalen Aktivitäten, sich verschiedenen globalen, aber vor allem regionalen Foren, Plattformen und Bündnissen anzuschließen, einen gleichzeitigen Versuch, ihren geopolitischen Einfluss zu stärken.<sup>2</sup> In manchen Fällen (wie z.B. China in Südostasien) wird dies von den Nachbarländern teilweise als Gefahr oder Bedrohung wahrgenommen; in anderen Fällen, wie z.B. bezüglich der Beziehungen Brasilien-Lateinamerika ist dies eher positiv und als eine Art „benevolent hegemony“ aufgenommen worden. Dies gilt vielleicht auch für Russlands und seine Beziehungen zu einigen seiner Anrainerstaaten, die früher zur Sowjetunion oder der GUS gehörten.

c) Für den Einfluss auf internationaler, globaler Ebene lässt sich zweifellos das gleiche behaupten, vielleicht sogar noch deutlicher, zumal die BRICS-Länder (ob zu Recht oder zu Unrecht) für sich beanspruchen, auch für die Interessen der Entwicklungsländer (EL) gegenüber den alten Industrieländern einzutreten. Dies ist bei manchen weltwirtschaftlich relevanten Themen (z.B. Klimaverhandlungen, Entschädigung für notwendige Umstrukturierungen im

---

<sup>1</sup> So kommentierte die FAZ: „Putin hatte zuletzt in Peking ein Milliarden-Gasgeschäft eingefädelt. Mit einem Gesamtvolumen von 400 Milliarden Dollar über 30 Jahre ist der Erdgaslieferungsvertrag mit China das größte bilaterale Handelsabkommen aller Zeiten. China und Russland wollen ihre Wirtschaftsbeziehungen ebenfalls erheblich ausbauen.“ (FAZ v. 14. 8. 2014)

<sup>2</sup> So erkennt Bieling eine Tendenz der BRICS Staaten, ihre internationalen Aktivitäten zu multilateralisieren. „Vor allem aber deuten sie darauf hin, dass eine starke Verankerung in den jeweiligen Makro-Regionen für die globale Gestaltungspolitik der BRIC(S)-Staaten von grundlegender Bedeutung ist.“ (Bieling 2014: 383)



Kontext der Abwehr des Klimawandels, bei übertriebenem Schutz von Auslandsinvestitionen – wie die privaten internationalen Schiedsgerichte bei TTIP –, des sog. geistigen Eigentums etc.) durchaus schon teilweise umgesetzt worden, oder hat als Gegenforderung ein größeres Gewicht erhalten.

#### **4. Die Rolle der BRICS-Länder in der Weltwirtschaft**

Welche Rolle spielen die BRICS-Länder a) in Bezug auf die Zentren/Metropolenländer und b) in Bezug auf die restlichen EL/Schwellenländer?

Stellen sie eine grundsätzliche Alternative dar, nur ein Gegengewicht, eine Avantgarde der Dritten Welt oder zumindest der Gruppe der Semi-Peripherie/Schwellenländer mit ganz eigenen Interessen? Oder sind es neue sub-imperialistische Zentren, die nur ihre eigene Position absichern und ausbauen wollen, die die ungerechte neoliberale geordnete Weltwirtschaft aber im Kern nicht antasten wollen oder können? (Hierzu bes. Bond/Garcia 2015.)

Die BRICS-Kooperation ist deutliches Zeichen und Ausdruck für die gegenwärtig ablaufenden Macht- und Gewichtverschiebungen in der globalisierten Welt. Gleichzeitig versucht BRICS, diese Machtverschiebung zu beschleunigen und (institutionell) abzusichern, indem die Dominanz der USA und der übrigen westlichen Staaten in Frage gestellt wird. Diese Infragestellung der Dominanz erstreckt sich auf viele Bereiche und Dimensionen. Mit dem strikten Eintreten für Nichteinmischung, Selbstbestimmung/Souveränität, Entwicklung und Völkerrecht verlangt sie auch Gleichberechtigung in den internationalen Institutionen/Gremien: UN-Sicherheitsrat, Stimmrechte in IWF und Weltbank, bezüglich der Relativierung der Dominanz westlich-neoliberaler Spielregeln in internationalen Vertragswerken (Entstaatlichung, Priorisierung privatkapitalistischer Interessen, Entdemokratisierung, Angriffe auf die Souveränität der Staaten, nicht zuletzt durch die in der letzten Zeit – im Zusammenhang mit der Diskussion um TTIP – bekannt gewordenen privaten internationalen Schiedsgerichte bei Klagen von Konzernen gegen Regierungen).

Die Eindämmung der US-Hegemonie ist zentrales Ziel der BRICS-Staaten, wobei die Intensität der Stoßrichtung bei den einzelnen Staaten unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Die kollateralen Zielsetzungen wie Vermeidung einer internationalen Isolierung oder Einkreisung (z.B. von Russland nach der Ukraine-Krise) oder Chinas in Ostasien (TPP) ist dabei ebenso wichtig wie die gemeinsame Vertretung von Positionen, um stärkeren internationalen Druck auf sie abzuwenden (z.B. Klimapolitik) und umgekehrt: selbst internationalen Druck kollektiv auszuüben. Die Reform der internationalen politischen Ordnung und der internationalen Wirtschaftsordnung sind weitere mittel- oder längerfristig zu erreichende Ziele.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Wobei einzuräumen ist, dass diese Reformagenda inhaltlich (noch) nicht weit fortgeschritten und präzisiert ist. Manche Beobachter sind sogar der Meinung, dass die vagen diesbezüglichen BRICS-Vorstellungen hinter die Vorschläge für eine „Neue Weltwirtschaftsordnung“ der 70er Jahre zurückfallen.

Dabei geht es einmal darum, gleichberechtigte Teilnehmerschaft in den internationalen Institutionen zu erlangen, zum zweiten aber auch darum, neue, alternative Institutionen (wie z.B. die Neue Entwicklungsbank, den eigenen Währungsfonds) zu schaffen. Die Vorgehensweise ist also zweigleisig.

Dies erklärt sich auch daraus, dass der erste Weg (gleichberechtigte Teilnahme in internationalen Organisationen) nur schleppend bzw. gar nicht vorangeht. So sollten z.B. schon 2008 die Stimmenanteile im IWF den realen ökonomischen Gewichtsverschiebungen angepasst werden, was aber nur minimal in einem Vorschlag geschah, wobei selbst diese (wenig verändernde) „Konzession“ bis vor kurzem an der Blockade des US-Senats gescheitert war. So hat auch heute noch beispielsweise Italien mit 3,2 Prozent Stimmanteilen doppelt so viel Stimmgewicht wie China, dessen Volkswirtschaft mittlerweile (in Kaufkraftparitäten gemessen) die größte der Welt ist.

Die Veränderung der Machtverhältnisse auf globaler Ebene – beginnend mit dem wirtschaftlichen Bereich – ist dem Westen natürlich nicht verborgen geblieben. Die 2007/08 beginnende Finanz- und Wirtschaftskrise hat diesen Prozess der Machtverschiebung noch beschleunigt. Vor diesem Hintergrund sind bestimmte Abwehrmaßnahmen und neue politische Weichenstellungen (bzw. der Versuch dazu) zu verstehen. So ist die forcierte Inangriffnahme neuer Wirtschaftsintegration, wie TTIP und TPP, als Versuch zu begreifen, diesen Prozess der globalen Machtverschiebung zuungunsten der USA und Europas aufzuhalten bzw. zurückzudrehen. Gegenüber den internen Wirkungen von TTIP auf die Länder der EU, auf Arbeits- und Umweltnormen, auf öffentliche Güter, auf das Alltagsleben usw. sind die geopolitischen Hintergründe dieser in den letzten Jahren angestrebten großen Freihandelsblöcke nicht immer klar und in ihrer globalen Bedeutung gesehen worden. Beides sind Vorstöße, die sich auch gegen die BRICS-Staaten richten (siehe J. Neelsen, 2014 b).

Die BRICS-Staaten verstehen sich auch als Vorreiter und Interessenvertreter der restlichen Schwellen- und Entwicklungsländer. Ob, und wenn überhaupt, in welchem Ausmaß dies zutrifft, ist umstritten und kann vielleicht nur fallweise entschieden werden. Sicher ist jedenfalls, dass bei der BRICS-Gründung sowie in der weiteren Entwicklung immer auch Bezug auf die Tradition der Blockfreien-Bewegung und der spezifischen Interessen der „Dritten Welt“ genommen wurde. Vor allem mit der Aufnahme Südafrikas in diese Staatenrunde „wurde an die postkoloniale Formierung des Trikonts angeknüpft. Im Abschlusskommuniqué der BRICS-Konferenz in Durban 2013 wurde auch explizit an dessen Widerstand gegen den Norden in der Nachfolge von Bandung und der Bewegung der Blockfreien erinnert.“ (Neelsen 2014 a: 3)

Es ist zunächst eindeutig, dass die o.g. Prinzipien der BRICS-Staaten (Nichteinmischung; Souveränitätsbeachtung, Recht auf Entwicklung etc.) sowie die Demokratisierung der Weltwirtschaft und ihrer Institutionen durchaus auch im Interesse der EL liegen. Eine Verringerung der einseitigen Abhängigkeit von wesentlichen Industrieländern in allen möglichen wirtschaftlichen und politischen Belangen kann für die EL schon dadurch bewirkt werden, dass für be-

stimmte Bereiche (Handel, Investitionen, Kredit, Infrastrukturen Entwicklungshilfe etc.) auch Alternativen (im Sinne von zusätzlichen Optionen) durch die BRICS-Länder angeboten werden. Dies erklärt, dass in nicht wenigen Ländern die entwicklungspolitischen Beziehungen zwischen Brasilien, China und afrikanischen Staaten als günstiger und willkommener eingestuft werden als die zu den westlichen Ländern (vgl. hierzu z.B. Goldberg 2010).

Dies gilt insbesondere für zahlreiche außenwirtschaftliche Aktivitäten Chinas in nicht wenigen Entwicklungsregionen. Dort sind „ähnlich wie bei den Direktinvestitionen (...) die meisten der Kreditzusagen an konkrete Infrastruktur- oder Ressourcenabbauprojekte gebunden. Letztlich ersetzt China also in einigen Weltregionen die traditionellen Entwicklungshilfeagenturen und Kreditinstitutionen. Dies drückt sich auch in der Restrukturierung der IWF-Kreditvergabe aus: Heute gehen über drei Viertel der Mittel nicht mehr in den globalen Süden, sondern in die EU und ihre Anrainerstaaten (IMF 2015). Die Konditionen der chinesischen Kredite werden von vielen Schuldnern als günstiger wahrgenommen.“ (Schmalz 2015: 556).

Eine gewisse Vorbildfunktion können die BRICS-Staaten auch insofern wahrnehmen, als ihre Vorstellungen/Konzepte von einem dynamischen Entwicklungsprozess unter starkem Einsatz staatlicher Lenkungsfunktionen in den meisten Ländern des „globalen Südens“ glaubwürdiger und plausibler erscheinen als die tendenziell markt fetischistischen, neoliberalen Maximen der westlichen Länder, die leicht den Eindruck vermitteln, dass sie vor allem aus eigennützigem Interessen heraus verfochten und teilweise aufgepöbelt werden.

Andererseits darf nicht übersehen werden, dass es auch Kritik seitens einiger EL an BRICS bzw. an einzelnen BRICS-Mitgliedern gibt. Zum einen fragt man sich dort, warum sie als kleine oder mittelgroße EL von den BRICS-Staaten vertreten werden müssen, zum anderen verweisen sie darauf, dass ihre „strukturelle Macht“ aus Größengründen und als Einzelne nicht mit den Druckmöglichkeiten der BRICS-Staaten verglichen werden kann, wodurch auch die Vorbildrolle nur bedingt und eingeschränkt realisierbar ist. Gelegentlich wird auch bei den wirtschaftlichen Beziehungen zu BRICS-Staaten kritisiert, dass die Möglichkeiten der Veränderung der Struktur des Handelsaustauschs (Rohstoffe gegen Industrieprodukte) zu gering sind und sich gelegentlich ähnliche Muster wie zwischen ihnen und den alten Industrieländern fortsetzen. Auch Fälle von „Land-grabbing“ (Bodenerwerb oder Pacht in EL) lösen Diskussionen aus.

Sicher sind einige dieser einschränkenden Bedenken ernst zu nehmen; allerdings scheinen die meisten EL die weltpolitische und weltwirtschaftliche Rolle der BRICS-Kooperation durchaus positiv zu betrachten, da gewissermaßen „unter dem Strich“ doch eine Reihe von Vorteilen durch deren weltpolitisches Agieren und durch die intensiviertere Süd-Süd-Kooperation als nützlich angesehen werden.

## **5. Perspektiven und Ambivalenzen von BRICS**

Wie ist also insgesamt, mittel- und längerfristig die Rolle von BRICS für die Weltwirtschaft und die internationalen Beziehungen einzuschätzen?

In der hiesigen Tagespresse, aber auch bei einem nicht unerheblichen Teil von Sozialwissenschaftlern, Politologen, Ökonomen etc. wird BRICS – wie schon zu dessen Entstehungszeit – wenig Bedeutung für die Veränderung der Machtverhältnisse in der Welt zugemessen. Verstärkt wird diese skeptische Position seit ca. 2013/14 durch den – im Vergleich zu den Abstürzen der westlichen Länder von 2008/2010 – zunächst relativ geringen Rückgängen der Wachstumsraten der BRICS-Länder. Beispielhaft sei dafür die Stimme des Instituts für Politikberatung aus Hamburg (Giga-Institut) zitiert. „Einbrüche in den Wachstumsraten aller BRICS-Staaten ... und ein langsames Wiedererstarren der Wirtschaften Europas und der USA werden häufig als Argumente angeführt, um das Konzept des BRICS-Bundes als eines neuen wirtschaftlichen Machtzentrums für gescheitert erklären. Von der anfänglich durchweg positiven wirtschaftlichen Einschätzung, auch in der Berichterstattung vieler deutscher Medien, ist nicht mehr viel zu spüren.“ (Prys/Franz 2014: 2).

Dagegen spricht einiges, so dass zu vermuten ist, dass derartige abwertende Einschätzungen teilweise auch auf Wunschdenken zurückzuführen sind. Freilich soll angemerkt werden, dass auch von manchen linken Autoren der BRICS-Kooperation nur eine geringe und eher abnehmende Bedeutung zugemessen wird. So hat sich beispielsweise kürzlich auch der frühere Chef-Ökonom der UNCTAD, Heiner Flassbeck, recht skeptisch über die Alternativpotentiale der BRICS-Länder geäußert.<sup>4</sup>

a) Das durchschnittliche Wachstum der BRICS-Länder zusammengenommen und der meisten restlichen Schwellenländer ist immer noch höher als das der EU und der USA gemeinsam (vgl. den Beitrag von Goldberg im gleichen Heft). Der Rückgang der zuvor überaus hohen Wachstumsraten bei einigen BRICS-Ländern kann teilweise auch als Normalisierung, teilweise auch als zeitweilig, konjunkturell eingestuft werden. (Vgl. hierzu die Diskussion in: Bundesbank, Monatsbericht Juli 2015). Zweifellos ist festzustellen, dass die BRICS – Staaten seit 2014 deutliche Wachstumsrückgänge (China) oder sogar eine schwere Rezession mit BIP-Rückgängen (Russland, Brasilien) zu verzeichnen haben und gerade bei den beiden zuletzt genannten Ländern der ökonomische Rückschlag durch anhaltende politische Krisen verschärft wird. Das ist eine Konstellation,

---

<sup>4</sup> „Die BRICS sind selbst zu sehr zerstritten. Es wäre eine schöne Idee gewesen, aber sie hätten explizit in die Statuten der Entwicklungsbank reinschreiben müssen: Wir wollen eine andere Entwicklung, wir wollen eine andere Wirtschaftspolitik und eine völlig andere Entwicklungsperspektive. Aber davon steht nichts drin. Da steht nur: Wir machen alternatives Geld. Aber wofür dieses Geld da ist, sagen sie nicht. Versuche, Alternativen zu entwickeln, habe ich in der Konferenz für Handel und Entwicklung bei den Vereinten Nationen, UNCTAD, immer wieder angeregt. Wenn die Entwicklungsländer, die G 77, sich zusammenschlossen und sagten, wir schotten uns bis zu einem gewissen Grad ab und machen eine andere Wirtschaftspolitik, könnten sie unheimlich viel erreichen. Solche Ansätze gab es. Doch sie sind nicht kohärent genug. Man muss ja nur Indien und China zusammensetzen, dann ist es schon vorbei. Die Inder sind voll auf westlichem Weg, die Chinesen dagegen viel pragmatischer und haben andere Ideen. Südafrika ist auch hundertprozentig auf den Westen eingestellt. Russland ist gegen den westlichen Weg, hat aber keine eigenen Ideen. Also, da kommt so schnell nichts zustande.“ (Gespräch in der „jungen Welt“ v. 7. Nov. 2015)

in der konzeptionelle Vertiefungen und praktische Umsetzungen von BRICS-Aktivitäten sicher nicht zu den obersten Prioritäten zählen können.

b) Gleichwohl: Institutionalisierungsfortschritte dieser Staatengruppe sind nach wie vor vorhanden und beachtlich, die Neue Entwicklungsbank und der Währungsfonds zur gegenseitigen Hilfe haben nach Klärung einiger Kernpunkte (Einlagengröße, Standort, Kriterien der Vergabe von Krediten, Leitung; Wechselmodus etc.) die Aufnahme ihrer Arbeit angekündigt. Der permanente Austausch auf ministerieller Ebene sowie die intensive Diskussion um die Errichtung gemeinsamer Technologiezentren, Think tanks etc. lassen weitere Institutionen in der nahen Zukunft erwarten. Robert Kappel, der ehemalige Präsident des Giga-Instituts Hamburg, weist zudem darauf hin: „Brasilien, Indien und Südafrika kooperieren etwa im Bereich der Biotechnologie und im Gesundheitswesen, entwickeln gemeinsame Produkte und tauschen sich in der Forschung aus.“ (FAZ v. 14. 8. 2014). Außerdem haben die BRICS-Länder mit der Etablierung eigener Rating-Agenturen begonnen (amerika 21 v. 1. 2. 2015).

c) Die BRICS-Gruppe hat in den letztjährigen weltpolitischen Krisenszenarien (Ukraine-Krise, Flüchtlingsbewegungen, Syrienkonflikt, Streit um südostasiatische Inseln etc.) ihren Test bestanden, d.h. sich nicht auseinanderdividieren lassen, sondern mit einer Stimme dazu verschiedentlich Stellung genommen. Eine Verurteilung Russlands – beispielsweise – im Ukraine-Konflikt vor der UNO bzw. im Sicherheitsrat ist nicht, wie es der „Westen“ gewünscht hatte, erfolgt.

d) Es könnte sein, dass nach der weiteren ökonomischen und finanziellen „Aufwertung“ Chinas (Renminbi als Teil des Korbs der Reservewährungen seit Ende 2015) dadurch weitere positive Seiteneffekte auf die anderen BRICS-Länder ausgehen.

Insgesamt wird sich die Rolle der BRICS-Ländergruppe mittelfristig eher festigen und verstärken (so wie umgekehrt die Rolle und das Gewicht der sog. G7 weiter abnehmen wird); das bedeutet zugleich, dass die Forderungen nach Veränderungen in der Weltwirtschaft immer weniger überhört werden können. Auch wenn das Gewicht der US-Ökonomie und das der EU weiter rückläufig sein werden, bedeutet dies aber nicht automatisch bzw. zwangsläufig, dass die US-Hegemonie in naher Zukunft schlagartig zusammenbrechen wird. Die Überlegenheit auf militärischem Gebiet, im finanziellen Bereich (der US-Dollar wird sogar von den BRICS-Institutionen „Neue Entwicklungsbank“ als Verrechnungseinheit benutzt!)<sup>5</sup>, aber auch die Dominanz in der digitalen Wirtschaft und Technologie sowie die immer noch fast ungebrochene Rolle im kulturellen Bereich (Film, Medien, Musik etc.) scheinen darauf hinzudeuten, dass die US-Hegemonie auch mittelfristig Bestand haben wird.

---

<sup>5</sup> So vermerkt E. Altvater, dass trotz der hohen symbolischen Bedeutung der Gründung einer BRICS-Entwicklungsbank und eines eigenen Währungsfonds auch sie sich „für den neu gegründeten Währungsfonds („Contingency Reserve Arrangement“ – CRA) mit einer Erstaussstattung von 100 Mrd. US-Dollar und die New Development Bank mit einem Kapital von 50-100 Mrd. US-Dollar auf den US-Dollar als Verrechnungseinheit und New York als Ort der Gerichtsbarkeit“ festgelegt haben. (Altvater 2014: 4)

Viel wird davon abhängen, ob die internationalen Finanzmärkte wenigstens teilweise eingehegt und regulierbar gemacht werden können bzw. ob Ländergruppen wie BRICS sich aus diesen Kreisläufen mittelfristig ausklinken können und inwieweit die die US-Hegemonie abstützenden Integrationsprojekte TPP und TTIP sich so umsetzen lassen, wie sie von den USA geplant und konzipiert wurden. Eine stärker vereinheitlichte Politik der BRICS-Länder sowie vorwärtsweisende Politik- und Wirtschaftsalternativen, die für die übrigen Entwicklungs- und Schwellenländer akzeptabler als der „westliche Weg“ sind, wären dafür allerdings notwendig.<sup>6</sup>

Der Übergang von einer bipolaren Welt des Kalten Kriegs und der Systemkonkurrenz (1945-1990) über die kurze Zwischentappe einer unipolaren Welt mit fast absoluter Dominanz der USA (1990 bis ca. 2000) hin zu einer multipolaren Weltordnung ist vor allem von den BRICS-Ländern – ob als Einzelstaaten oder als Gruppe – maßgeblich beeinflusst worden und wird mit großer Wahrscheinlichkeit auch in naher Zukunft eine erhebliche Rolle spielen.

Eine andere, weitergehende Frage ist, wie eine solche multipolare Weltordnung im Einzelnen aussehen könnte<sup>7</sup>: Sind damit strukturelle Veränderungen der Weltwirtschaft verbunden – in Richtung auf Ausgleich und Annäherung (zwischen Nord und Süd z.B.), oder wird es nur eine Fortschreibung der alten Ordnung sein – nun erweitert um zusätzliche staatliche „global players“? Wird damit die Weltwirtschaft „gerechter“ werden, die Welt konfliktärmer, wie weit ist der Begriff „Alternative“ zu verstehen? Ist die Entgegensetzung „Gegenmacht oder subimperialistischer Ordnungsfaktor“ (Ingo Schmidt) zutreffend oder schließt sich beides gleichzeitig keineswegs aus? Die weitere Entwicklung wird es zeigen.

Nach dem augenblicklichen Stand der Dinge ist eine übermäßige Begeisterung über die anti-hegemoniale (und potenziell emanzipatorische) Rolle der BRICS-Staaten und den Niedergang der „alten Weltordnung“ ebenso zu vermeiden wie die Einschätzung, dass sich mit BRICS mittelfristig nichts an der neoliberalen Globalisierung und den alten Hierarchien ändern werde.

## Literatur

Altvater, Elmar (2014): BRICS – Konkurrenz für IWF und Weltbank, in: Weltwirtschaft und Entwicklung, W&E-Hintergrund, August 2014

Bieling, Hans-Jürgen (2014): Die BRIC(S) in der globalen politischen Ökonomie: Weltordnungspolitische Perspektiven der Europäischen Union, in: Nölke, Andreas u.a. (Hg.): Die großen Schwellenländer, Wiesbaden, S. 377-394

<sup>6</sup> Manche Autoren scheinen allerdings anzunehmen, dass die den neoliberalen Politiken entgegen gesetzten wirtschaftspolitischen Leitlinien der BRICS-Länder mit zunehmender Integration in den kapitalistischen Weltmarkt abgeschliffen und schließlich gänzlich verschwinden werden; womit allerdings die Potenziale dieser Länder für ein – auch intern – alternatives Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell schwinden würden (Ochkina 2015: 15).

<sup>7</sup> Siehe hierzu Gedanken aus politiktheoretischer und philosophischer Sicht bei Chantal Mouffe (Mouffe 2007: 118 ff. sowie Mouffe 2014: 45ff.).

- Bond, Patrick/Garcia, Ana (Hg.) (2015): BRICS. An anti-capitalist critique, London
- Goldberg, Jörg (2010): Afrika und die neuen asiatischen Wirtschaftsmächte: Entwicklungspartnerschaft oder Balgerei um Rohstoffe?, in: PROKLA Nr. 161 (Dezember 2010)
- Goldberg, Jörg (2015): Die Emanzipation des Südens. Die Neuerfindung des Kapitalismus aus Tradition und Weltmarkt, Köln
- Follath, Erich (2013/2015): Die neuen Großmächte. Wie Brasilien, China und Indien die Welt erobern, München
- Kappel, Robert (2011): Der Abstieg Europas und der Vereinigten Staaten – Verschiebungen in der Weltwirtschaft und Weltpolitik (GIGA –Focus, Nr.1)
- May, Christian (2013): Die Dissoziation der BRICS im finanzialisierten Kapitalismus, in: Peripherie 130/131 (August 2013)
- Monatsbericht der Deutschen Bundesbank (2015): Zur Wachstumsverlangsamung in den Schwellenländern, Nr. 7, Juli 2015
- Mouffe, Chantal (2007): Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion, Frankfurt/M.
- Mouffe, Chantal (2014): Agonistik. Die Welt politisch denken, Frankfurt/M.
- Neelsen, John (2014 a): Die Peripherie macht Mobil. Der Aufstieg von Staaten wie Brasilien, Russland und China stellt das neoliberale System dennoch nicht infrage (RLS Standpunkte 6/2014)
- Neelsen, John P. (2014 b): Das Empire schlägt zurück: TTIP versus BRICS, in: Sozialismus, Nr.12, Dezember 2014
- Nölke, Andreas u.a. (Hg.) (2014): Die großen Schwellenländer. Ursachen und Folgen ihres Aufstiegs in der Weltwirtschaft. Wiesbaden
- Ochkina, Anna (2015): BRICS – Kern einer alternativen Weltordnung? isw-report, Nr. 102
- Prys, Miriam (2013): Realität oder Rhetorik? In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) Nr.50/51, Dez. 2013 (Schwerpunkt: BRICS)
- Prys, Miriam/Franz, Benedikt (2014): Der 6. BRICS-Gipfel: Rückschritt oder Institutionalisierung?, Giga-Focus Global Nr.5
- Schmalz, Stefan/Ebenau, Matthias (2011): Auf dem Sprung – Brasilien, Indien und China. Zur gesellschaftlichen Transformation in der Krise, Berlin
- Schmalz, Stefan (2015): An den Grenzen des American Empire: Geopolitische Folgen des chinesischen Aufstiegs, in: PROKLA Nr. 181 (Dezember 2015)
- Schmid, Fred (2013): Dynamik der Schwellenländer, in: isw-report Nr. 94
- Wahl, Peter (2015): Die BRICS-Staaten – Projekt mit anti-hegemonialem Potenzial, in: Sozialismus, Nr.5, Mai 2015

## Der Finanzmarktkapitalismus

### Warum postkapitalistische Perspektiven blockiert werden

Spätestens die zweite internationale Finanzkrise 2008 hat offenbart, dass das Finanzkapital in den letzten Dekaden einen dramatischen Funktionswandel erfahren hat. Experten verschiedener Couleur beschrieben diesen Funktionswandel auf unterschiedliche Weise. Der *Global Wealth Report 2014* der Unternehmensberatung *Boston Consulting* hob deshalb „eine gefährliche Fehlentwicklung“ hervor, die „im zentralen Maschinenraum des Kapitalismus“ stattgefunden hat. „Früher sorgten“ so der Report „Banken, Fonds und Investmentgesellschaften dafür, die Ersparnisse der Bürger in technischen Fortschritt, Wachstum und Arbeitsplätze zu verwandeln. Heute organisieren sie die Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums von unten nach oben, was nicht zuletzt Angehörige der Mittelschicht trifft. Viele Normalverdiener erleben seit Jahren, dass ihr Wohlstand nicht mehr wächst, sondern schrumpft.“<sup>1</sup> Der Finanzwissenschaftler Rudolf Hickel konstatierte in diesem Zusammenhang, „dass sich Aktivitäten auf den Finanzmärkten stark von der dienenden Funktion seit Anfang der neunziger Jahre im letzten Jahrhundert entkoppelt haben“. Dahinter verberge sich, so Hickel, die Verschiebung der Rangordnung der Märkte in „Richtung einer machtvollen Dominanz der Akteure auf den Finanzmärkten“<sup>2</sup>.

Die außerordentlich schädlichen Folgen dieses Funktionswandels lassen sich auch empirisch veranschaulichen. Dazu gehört vor allem eine überproportionale Ausdehnung des Finanzvolumens in nahezu allen kapitalistischen Industrieländern. So erhöhte sich das Verhältnis der Bilanzsumme inländischer Banken zum BIP zwischen 1990 und 2013 in Deutschland von 170 auf 280, in Frankreich von 210 auf 325, in den Niederlanden von 215 auf 445 und in Großbritannien von 210 auf 540 Prozent.<sup>3</sup> Eine parallele Entwicklung ist auch für die gesamte Weltwirtschaft festzustellen. 2003 waren die Aktien, Anleihen und Bankanlagen der Welt 100.000 Milliarden Dollar wert, 2013 rund 270.000 Milliarden Dollar – das Vierfache der Weltwirtschaftsleistung.<sup>4</sup> Mit der überproportionalen Zunahme des Finanzsektors wächst ein Bereich, der selbst keine Werte schafft, also unproduktiv ist, jedoch einen Großteil des hoch qualifizierten Fachkräftpotentials der Gesellschaft absorbiert. Der US-Experte Gautam Mokunda bringt diese Misere in *Harvard Business Review* so auf den Punkt: „Die Großbanken, die ein fantastisches Wachstum des Finanzvolumens verursachten, stellen im Grunde genommen das Herz der Finanzordnung dar. Aber wenn ein Herz zu

---

<sup>1</sup> Der Spiegel 43/2014, Das Zombie-System.

<sup>2</sup> Frankfurter Rundschau v. 30.09.2015.

<sup>3</sup> Der Spiegel, a. a. O., S. 67.

<sup>4</sup> Frankfurter Rundschau v. 27./28.09.2013, Finanzmärkte dominieren die Realwirtschaft.



groß wird, wird es den Körper schädigen. Das Herz, das den Körper schützen sollte, könnte mit Leichtigkeit den Körper an der Erfüllung seiner Aufgaben hindern. Die US-Ökonomie leidet unter einem zu groß gewordenen Herzen.<sup>5</sup>

Mit dieser Entwicklung finden wir auf jeden Fall einen Kapitalismus mit einer neuen Qualität vor, in dem sich der produktive und Werte schaffende Teil dem spekulativen und unproduktiven Teil unterordnet. In der kapitalismuskritischen Literatur wird mit den Begriffen „Finanzialisierung“, „Finanzgetriebener Kapitalismus“ oder noch genauer „Finanzmarktkapitalismus“ der neuen Qualität des Kapitalismus Rechnung getragen. In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, den spezifischen Triebkräften, Akkumulations- und Verteilungsmechanismen des neuen Kapitalismus sowie den gesellschaftlichen Kräften, die sich dahinter verbergen, auf den Grund zu gehen. Eine so formulierte analytische Zielsetzung ist m. E. aus zwei Gründen längst fällig: *Erstens*, weil die Analyse gesellschaftlicher Kräfte des Finanzkapitals die Voraussetzung liefert, realitätsnahe Schritte und Strategien zur Bändigung und langfristig auch zur Überwindung des Kapitalismus zu beschreiben. *Zweitens*, weil die mit dem Namen Hilferding verbundenen Konzepte und Begrifflichkeiten zum Finanzkapital, auf die sich nahezu alle kapitalismuskritischen Analysen des Finanzkapitals in der Vergangenheit und heute beziehen, wie unten begründet wird, eine differenzierte Analyse des Finanzkapitals und seiner sozialen Träger eher blockieren.

## Finanzkapital als überschüssiges Kapital

Hilferdings Werk *Das Finanzkapital*<sup>6</sup> war nach Marxens *Kapital* zweifellos das wichtigste marxistische Werk mit großem Einfluss auf die späteren klassischen Imperialismustheorien von Bucharin, Luxemburg und vor allem Lenin. Es wurde daher auch oft als vierter Band des *Kapitals* von Marx tituliert.<sup>7</sup> Es ist in der Tat auch heute noch ein wichtiges Lehrbuch für ein umfassendes Verständnis des Bank- und Finanzwesens. Seine Theorie des Finanzkapitals beruht im Kern auf der Verknüpfung von zwei realen Entwicklungen: *Erstens* der von Marx vorausgesagten und am Ende des 19. Jahrhunderts sichtbar gewordenen Konzentration und Zentralisation des Kapitals und *zweitens* der Verflechtung des Bankkapitals mit dem Industriekapital. Am deutlichsten formuliert Hilferding beide Phänomene bei der Behandlung kapitalistischer Monopole, im 14. und 15. Kapitel. Im Finanzkapital, so Hilferding „erlischt der besondere Charakter des Kapitals. Das Kapital erscheint als einheitliche Macht, die den Lebensprozess der Gesellschaft souverän beherrscht, als Macht, die unmittelbar entspringt aus dem Eigentum an den Produktionsmitteln, an Naturschätzen und der gesamten akkumulierten vergangenen Arbeit, und die Verfügung über die lebendige Arbeit, als unmittelbar entspringend aus den Eigentumsverhältnissen. Zugleich erscheint das Eigentum, konzentriert und zentralisiert in der Hand einiger großer Kapitalassoziationen,

<sup>5</sup> Gautam Mokunda, The Price of Wall Street's Power, in: Harvard Business Review, June 2014.

<sup>6</sup> Rudolf Hilferding, *Das Finanzkapital*, Frankfurt a. Main 1968.

<sup>7</sup> So der Herausgeber der 1968 erschienenen Neuauflage des Finanzkapitals, Eduard März, a.a.O., S. 5.

unmittelbar entgegengesetzt der großen Masse der Kapitallosen.“<sup>8</sup> „Ein immer wachsender Teil des Kapitals der Industrie gehört nicht den Industriellen, die es anwenden. Sie erhalten die Verfügung über das Kapital nur durch die Bank, die ihnen gegenüber den Eigentümer vertritt. Andererseits muss die Bank einen immer wachsenden Teil ihrer Kapitalien in der Industrie fixieren. Sie wird damit in immer größerem Umfang industrieller Kapitalist. Ich nenne das Bankkapital, also Kapital in Geldform, das auf diese Weise in Wirklichkeit in industrielles Kapital verwandelt ist, das Finanzkapital [...]. Das Finanzkapital entwickelt sich mit der Entwicklung der Aktiengesellschaft und erreicht seinen Höhepunkt mit der Monopolisierung der Industrie.“<sup>9</sup> „Mit der Kartellierung und Trustierung erreicht das Finanzkapital die höchste Stufe seiner Macht, während das Handelskapital seine tiefste Erniedrigung erlebt.“<sup>10</sup>

Im Grunde beschreibt Hilferding die Erscheinungsformen der realen Entwicklung des Kapitalismus seiner Ära, indem er die Kartellbildung, die monopolistischen Tendenzen und die Verflechtung des Bankkapitals mit dem Industriekapital hervorhebt. Ob er jedoch damit ein begriffliches Instrument zur Analyse jenes Finanzkapitals geschaffen hat, das sich erstmals am Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat und das in den letzten vier Dekaden erneut und in voller Montur aufgetaucht ist, muss bezweifelt werden. Im Einzelnen können folgende Kritikpunkte gegen Hilferdings Konzept des Finanzkapitals angeführt werden:

1. Hilferding geht grundsätzlich von einer linearen Stufenentwicklung des Kapitalismus aus, die aus den inneren Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus zwangsläufig die Stufen Freihandel und Konkurrenz, dann Monopol und Finanzkapital durchläuft. Lenin fügt noch den Imperialismus als eine weitere Stufe, sozusagen „als letztes Stadium des Kapitalismus“, hinzu, das ebenso linear zwangsläufig zum Sozialismus führe. Doch widerspricht die reale Entwicklung des Kapitalismus im 20. Jahrhundert bis heute, die einen ständigen Strukturwandel durchlaufen hat, der Hilferding-Leninschen Annahme der linearen Entwicklung. Denn das Monopol zementiert in der Regel die Beharrungskräfte im Kapitalismus und blockiert jene der Konkurrenz eigentümliche Dynamik, die zwangsläufig Veränderungen hervorruft. Insofern ist das Monopol der Garant für den kapitalistischen status quo in jeder Hinsicht und es verhindert im Grunde jeglichen Strukturwandel. Der historische Strukturwandel mit seinen spezifischen technisch-stofflichen Besonderheiten hätte ohne Konkurrenz nicht stattgefunden: Zunächst dominierten Eisen-, Stahl- und Kohle-Konzerne im 19. Jahrhundert in der kapitalistischen Entwicklungsgeschichte, dann waren es Ölkonzerne und die Kraftfahrzeugindustrie, die im 20. Jahrhundert im Vordergrund standen. Und schließlich dominierten die IT-Konzerne, die die heutige Weltwirtschaft prägen. Dies beweist aber, dass nicht das Monopol, sondern die Konkurrenz die treibende Kraft der kapitalistischen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten war. Die Konkurrenz generierte ständige

---

<sup>8</sup> Hilferding, a.a.O., S. 323.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 309.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 310.

Produktivitätssteigerungen, somit auch eine Kapitalentwertung, nicht zuletzt auch bei den als Folge der zu starken Kapitalkonzentration weniger produktiven Unternehmen. Konzentration und Dezentralisation von Kapital sind die zwei Seiten einer und derselben Medaille und im Übrigen immer wiederkehrende Tendenzen, die – durch Konkurrenz und Kapitalbewegung hervorgerufen – zur Entstehung von neuen innovativen Unternehmen und Wirtschaftssektoren führen und letztlich dem historischen Strukturwandel im Kapitalismus zum Durchbruch verhelfen. Diese unbestreitbar die Realität des Kapitalismus widerspiegelnde Tatsache wurde von Hilferding, Lenin und weiteren Imperialismustheoretikern offensichtlich in ihren Analysen ausgeblendet.

2. Das Finanzkapital kann nicht auf die Verflechtung von Banken- und Industriekapital reduziert werden. Die Verflechtung des Bankenkapitals mit dem Industriekapital, die Hilferding als Finanzkapital interpretierte, resultiert tatsächlich aus der Entstehung von Aktienmärkten und Börsen, ist somit Ausdruck der vollen Entfaltung des Kapitalismus und der Konkurrenz. Durch die Verflechtung bleibt das Bankenkapital eher an das Industriekapital gebunden und kann daher im Verhältnis zum letzteren nicht überproportional wachsen. Hingegen ist die überproportionale Ausdehnung des Geldkapitals und das Ausufern eines neuen unproduktiven Sektors, wie wir ihn vor der ersten Weltfinanzkrise und heute beobachten können, ein herausragendes Indiz für eine spezifische Kapitalform, die wir Finanzkapital nennen, und die die Tendenz hat, sich von der Realwirtschaft abzukoppeln und diese unter die eigenen Bewegungsgesetze zu subsumieren. Insofern hat Hilferding dieses Finanzkapital eigentlich nicht im Blick gehabt.

3. Das Kapital und das Finanzkapital bilden keine Einheit, wie Hilferding und übrigens nahezu alle zeitgenössischen Kapitalismuskritiker unterstellen, weil sie, wie noch unten ausführlicher zu zeigen sein wird, völlig verschiedenen Quellen entspringen und letztlich auch unterschiedlichen Akkumulationslogiken folgen. Eine Verflechtung von Banken- und Industriekapital (also Finanzkapital nach Hilferdings Verständnis) wäre per se eigentlich kein Grund für schwerwiegende Finanzkrisen, wie sie 1929 und 2008 entstanden sind. Dagegen entspringt die Krise 2008 (aller Wahrscheinlichkeit auch die Finanzkrise 1929) daraus, dass das der Realwirtschaft entzogene Kapital, das fortan dem unproduktiven und spekulativen Finanzsektor zugeführt wird, den ökonomischen Hintergrund der Finanzkrisen darstellt. Dieses überschüssige Kapital mit spezifischen Eigenschaften, das den Kapitalismus deformiert, kann als Finanzkapital bezeichnet werden. Um diese These ausführlicher zu begründen, wird zunächst der Frage nachgegangen, woher eigentlich das überschüssige Kapital kommt.

## Quellen des Finanzkapitals

Man kann drei unterscheidbare Quellen des Finanzkapitals und seines astronomisch wachsenden Volumens identifizieren, die historisch zur Entstehung des Finanzsektors geführt haben. *Erstens* die Grundrenten aus Grundeigentum für Immobilien, die sich Grundeigentümer aneignen. *Zweitens* die bei der Öl- und insgesamt der Rohstoffproduktion entstehenden Differentialrenten und

drittens die durch Lohndumping von der Arbeits- zur Kapitaleseite umverteilten Geldeinnahmen.

## Renten aus Grund und Boden und Immobilieneigentum

Die im Feudalismus mächtigste Klasse der Grundeigentümer verlor mit dem Aufkommen des Kapitalismus zwar ihre Herrschaft, sie verschwand jedoch nicht gänzlich. Im Kapitalismus verwandelte sie sich in eine weiterhin einflussreiche soziale Klasse, die dank ihres Monopols an landwirtschaftlichem Grund und Boden sowie an Immobilieneigentum in der Lage war und auch weiterhin ist, sich Jahr für Jahr einen Teil der geschaffenen Wertschöpfung als Grundrente anzueignen, ohne eine Gegenleistung zu erbringen (leistungsloser Kapitalstrom). Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Rentiers nur einen kleinen Teil ihrer Renteneinnahmen selbst verkonsumieren und dass sie den deutlich größeren Teil als Überschuss in den Finanzmarkt investieren. In Deutschland, um eine Vorstellung vom Umfang dieses Kapitalüberschusses zu erhalten, beträgt die Summe der Grundrenten (sonstige Zinseinnahmen und Pacht) jährlich rund 60 Milliarden Euro.<sup>11</sup> Bei einer Übertragung dieser Größe auf alle OECD-Staaten betrügen die OECD-Immobilienrenten grob geschätzt ca. 21.000 Milliarden Euro, so dass davon ausgegangen werden kann, dass dieser Betrag in den letzten 50 Jahren in den Finanzsektor investiert worden ist.

## Renteneinnahmen aus Bodenschätzen

Analog zu der oben genannten Form partizipiert eine noch mächtigere Gruppe von Privat- und Staatseigentümern, auch hier dank des Monopols an Kohle- und Ölquellen und zahlreichen anderen Bodenschätzen, an den Differentialrenten.<sup>12</sup> Allein die angeeigneten Ölrenten durch die Ölkonzerne und die Ölstaaten seit Beginn der Ölproduktion auf dem Planeten dürften mehrere tausend Billionen US-Dollar betragen. Es muss davon ausgegangen werden, dass der größte Anteil dieser Renten als überschüssiges Kapital den Weg in den Finanzsektor eingeschlagen hat, weil angenommen werden kann, dass die Absorptionsfähigkeit produktiver Sektoren deutlich langsamer wächst als die Renteneinnahmen. Der besonders markante Anstieg des weltweiten Finanzvolumens seit 2000 resultiert aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem rapide steigenden Ölpreis, der im Zeitraum 2001-2005 von 40 auf 120 und mehr US-Dollar/Barrel angestiegen ist. Tatsächlich sind Saudi-Arabien und andere Ölstaaten am Persischen Golf auch die größten Gläubiger auf den Finanzmärkten. Der Umfang der Öl-Differentialrente, die weltweit kumulativ in der Zeit von 1965 bis 2014 entstanden ist, beträgt schätzungsweise 25.000 Milliarden US-Dollar, ca. 1,7 Prozent des Weltsozialprodukts im selben Zeitraum.<sup>13</sup> Zwar ist ein Teil dieser Summe in die Realwirtschaft, z. B. der Öl-

<sup>11</sup> Statistisches Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland 2014.

<sup>12</sup> Da sich die Marktpreise von Rohstoffen auf der Grundlage der Produktionskosten unter ungünstigsten natürlichen Förderbedingungen bilden, beziehen alle anderen Produzenten, über normale Profite hinaus, zusätzliche Einnahmen, die als Differentialrenten bezeichnet werden.

<sup>13</sup> Eine genaue Berechnung dürfte kaum möglich sein. Um eine Vorstellung von dieser Quelle

staaten selbst, investiert worden, ein beträchtlicher Teil davon dürfte jedoch als überschüssiges Kapital in den Finanzsektor geflossen sein. Diese hier grob geschätzte Kapitalgröße als eine wichtige Quelle des Finanzkapitals müsste im Grunde um die Summe der bei sämtlichen Rohstoffen angeeigneten Differentialrenten erweitert werden, die in beträchtlichem Umfang ebenfalls in den Finanzsektor umgeleitet wurden.

## Umverteilung von Arbeit zum Kapital

Diese Quelle des Finanzkapitals resultiert aus der Unterbezahlung der Arbeit (Lohndumping). Dies ist möglich entweder wegen der überschüssigen Bevölkerung, wie wir sie im 19. Jahrhundert vorfinden, oder aber sie entsteht unter den Bedingungen einer anhaltend hohen Massenarbeitslosigkeit von 3 bis 5 Prozent und mehr, wie wir sie im neoliberalen Finanzmarktkapitalismus seit dem Beginn der 1970er Jahre in den großen kapitalistischen Ländern beobachten können. Der Systemwechsel vom Keynesianischen (bzw. Rheinischen) zum Finanzmarktkapitalismus wurde bekanntlich zunächst durch den Thatcherismus und Reaganismus durchgesetzt und dann durch die Blair/Schröder-Reformen vertieft. Der Kern dieses neuen Systems besteht, in Anlehnung an neoliberale Konzepte vor allem von Hayek und Friedman, vereinfacht gesagt darin, die Rahmenbedingungen der Unternehmer zur Gewinnsteigerung nach Möglichkeit zu verbessern. Diese neue Strategie der Kapitalakkumulation wurde durch signifikante Steuersenkungen für Unternehmer und die Senkung der Lohnkosten durch Deregulierung der Arbeitsmärkte (sprich Schwächung oder gar Zerschlagung der Gewerkschaften) auch tatsächlich umgesetzt. Dementsprechend sanken in den vier letzten Dekaden die Lohnquoten.

Pikettys umfangreiche Langzeitstudien belegen, dass sowohl im 19. wie im 20. Jahrhundert die Lohnquoten jeweils vor den Finanzkrisen 1929 und 2008 gesunken sind. Demnach ist die Lohnquote z. B. in Großbritannien von ca. 66 Prozent im Jahre 1790 auf 57 Prozent 1850 und von 68 Prozent 1890 auf 63 Prozent 1910 gefallen.<sup>14</sup> Auch in Frankreich sank die Lohnquote von 74 Prozent 1890 auf 66 Prozent 1910.<sup>15</sup> Für das Deutschland des 19. Jahrhunderts kann Piketty zwar mangels zuverlässiger Daten keine Berechnung vorlegen, die verfügbaren Indizien zeigen aber, dass auch hier die Reallöhne vor der ersten Weltfinanzkrise stark gesunken waren. So blieb das Realeinkommen der arbeitenden Bevölkerung in Deutschland zwischen 1821 und 1880 auf dem gleichen Niveau,<sup>16</sup> während das Nettosozialprodukt in realen Größen schätzungsweise weit über das Fünffache angestiegen war.<sup>17</sup> Wirtschaftsgeschichtliche Quellen bestätigen diese Entwick-

---

des Finanzkapitals zu vermitteln, wurde diese Kapitalsumme mit Hilfe folgender Annahmen ermittelt: a) weltweite Ölproduktion im Zeitraum 1965 bis 2014 und b) eine durchschnittliche Differentialrente, in Preisen von 2014, von 20 Dollar/Barrel.

<sup>14</sup> Thomas Piketty, *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014, S. 267, Grafik 6.1.

<sup>15</sup> Ebenda, Grafik 6.2.

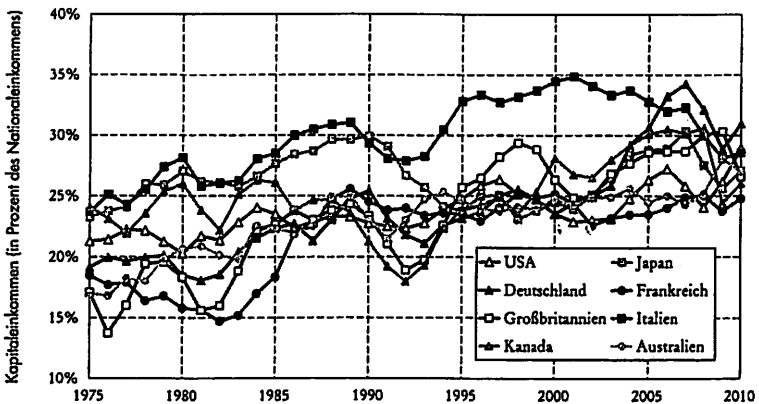
<sup>16</sup> Jürgen Kocka, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen*, Bonn 1990.

<sup>17</sup> Carlo M. Cipolla/Knut Borchardt, *Europäische Wirtschaftsgeschichte*, Band 3, Stuttgart 1985, S. 138.

lung. Demnach betrug in Deutschland im Zeitraum 1780-1800 die Lohnquote 88 Prozent, sie sank in den Jahren 1910/1913 jedoch drastisch auf 70 Prozent.<sup>18</sup>

Viel genauer sind sinkende Reallöhne in allen kapitalistischen Industrieländern für den Zeitraum ab 1970 dokumentiert, wie Piketty berechnet hat (s. Grafik 1). Demnach betrug 1970 die Lohnquote in den wichtigsten OECD-Staaten zwischen 85 und 75 Prozent, sie sank im Zeitraum 2000 und 2010 jedoch um 10 Punkte auf durchschnittlich 75 bis 65 Prozent.<sup>19</sup> Piketty ermittelt hier zwar den Anteil der Kapitaleinkommen, also die Gewinnquote; sie spiegelt jedoch im Umkehrschluss den Verlauf der Lohnquote wider.

### Grafik 1: Der Anteil des Kapitals in den reichen Ländern, 1975-2010



Grafik 6.5.: Die Kapitaleinkommen machten 1975 in den reichen Ländern 15–25 % des Nationaleinkommens aus. bis 2010 25–35 % des Nationaleinkommens aus.

Quellen und Reihen: siehe [piketty.pse.ens.fr/capital21c](http://piketty.pse.ens.fr/capital21c).

Quelle: Piketty, 2014: S. 294, Grafik 6.5

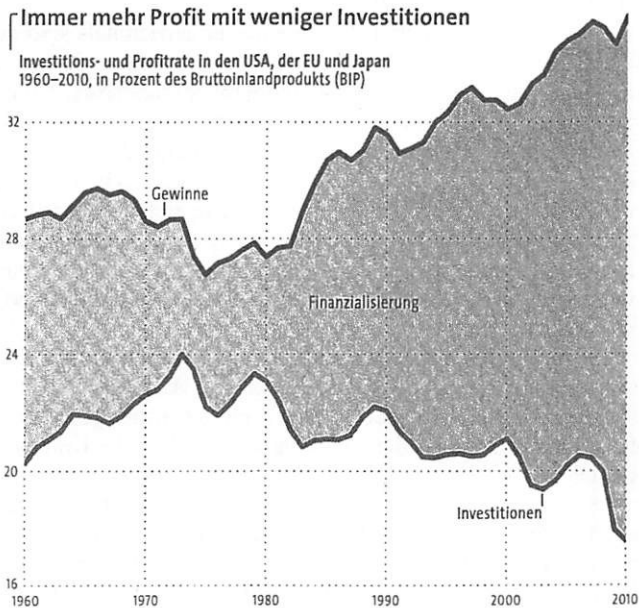
Tatsächlich ist im gegenwärtigen Finanzmarktkapitalismus auch die Massen-erwerbslosigkeit dramatisch gestiegen, die Gewerkschaften sind massiv geschwächt oder gar zerschlagen worden. Daraus folgten ganz im Sinne der

<sup>18</sup> Friedrich-Wilhelm Henning, *Die Industrialisierung in Deutschland 1800-1914*, Paderborn, München, Wien, Zürich 1995, S. 30.

<sup>19</sup> Piketty, der die Zeitreihen zur Lohnquote berechnete, verfolgte freilich andere inhaltliche Ziele. Indem er aber bei der Untersuchung der Entwicklung der Ungleichheit am Beispiel der USA explizit die Frage stellt, ob „womöglich der Anstieg der amerikanischen Ungleichheiten zur Entfesselung der Finanzkrise von 2008 beigetragen“ hat, stellt er indirekt auch einen Zusammenhang zwischen Lohnsenkung und Finanzkrise her. „Bedenkt man,“ schreibt er weiter, „dass der Anteil des obersten Dezils am amerikanischen Nationaleinkommen zweimal Höchststände erreicht hat, einmal 1928 (am Vorabend der Krise von 1929) und einmal 2007 (am Vorabend der Krise von 2008), fällt es schwer, die Frage nicht zu stellen.“ Piketty, 2014, S. 391.

Marktgesetze sinkende Löhne und Lohnquoten sowie eine Umverteilung von der Lohn- zur Kapitaleseite. Dadurch erlangten die Unternehmer, vor allem die großen multinationalen Konzerne, einen beträchtlichen Kapitalüberschuss: Denn in diesem neuen System mit dauerhafter Massenarbeitslosigkeit gehen sinkende Lohnquoten unter normalen Bedingungen mit schrumpfender Binnenkaufkraft und folglich abnehmender Absorptionsfähigkeit von produktiven Investitionen einher. Diese kausale Beziehung, die sich in sinkenden Investitionsquoten widerspiegelt, ruft zwangsläufig einen Kapitalüberschuss hervor. So sind in den USA, in der EU und in Japan die Investitionsquoten, wie die folgende Grafik 2 darstellt, tatsächlich drastisch geschrumpft, und zwar von 24 Prozent 1973 auf 18 Prozent 2010.

**Grafik 2**



Quelle: Atlas der Globalisierung, Berlin 2015, S. 20.

Zwar fehlt das Datenmaterial über die Investitionsquoten für den Zeitraum vor der ersten Weltfinanzkrise. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass auch damals durch sinkende Lohnquoten und eine massive Umverteilung von unten nach oben gleichzeitig eine sinkende Binnennachfrage und sinkende Investitionsquoten hervorgerufen wurden. Denn sinkende Lohnquoten bedeuten stets auch eine sinkende Binnennachfrage.

Der durch die Umverteilung von der Arbeits- zur Kapitaleseite ständig entstehende Kapitalüberschuss fließt wie die anderen zwei Quellen – die Immobilienrenten und

die Bodenschatz-Differentialrenten – in den internationalen Finanzsektor und bläst dessen Volumen enorm auf. Diese von der Realwirtschaft zum Finanzsektor umverteilte Kapitalmenge betrug, um sich von deren Dimension eine halbwegs realistische Vorstellung machen zu können, allein in Deutschland im Zeitraum 1991-2012 ca. 1.500 Milliarden Euro.<sup>20</sup> Wollte man die im genannten Zeitraum für Deutschland ermittelte Summe auf alle OECD-Staaten im Zeitraum 1980 bis 2012 übertragen, so ergäbe sich der astronomische Betrag von 30,3 Billionen US-Dollar.<sup>21</sup> Im Unterschied zu den anderen zwei Quellen des Finanzkapitals wird diese dritte Quelle im Grunde zum Schlüssel des Systemwechsels, eben zum Finanzmarktkapitalismus, der entsteht, weil sich durch die Herstellung dauerhaft ungleicher Machtverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit das Koordinatensystem des Kapitalismus von der Kapitalakkumulation durch Mehrwertproduktion in Richtung Kapitalakkumulation durch Umverteilung verschiebt.

Alle drei oben analysierten Quellen des Finanzkapitals sind durch folgende zwei Wesensmerkmale gekennzeichnet: *Erstens* handelt es sich bei dem in den Finanzsektor umgeleiteten Geldkapital (Immobiliengrundrente, Differentialrente der Öllandbesitzer<sup>22</sup> und der Arbeit vorenthaltene Lohnanteile) um „leistungslose“ Bestandteile der Wertschöpfung, die einseitig, d. h. ohne Gegenleistung, der Wertschöpfungskette entzogen und dem Finanzsektor zugeführt werden. Und *zweitens* ist der Hebel dieser Umverteilung stets die gesellschaftliche Macht: a) die Macht der Immobilieneigentümer, die darin besteht, qua ihres Monopols an Grund und Boden über die von Nutzern gezahlte Grundrente (dies gilt entsprechend auch für landwirtschaftlichen Grund und Boden) zu verfügen; b) die Macht der Öllandbesitzer (und Eigentümer sonstiger Bodenschätze), die sich teilweise beträchtliche Differentialrenten von Öl und Bodenschätzen aneignen und sie im Finanzsektor anlegen und c) das zusätzliche Machtpotential der Unternehmer, das über die „normale“ Eigentümermacht im gegenwärtigen Kapitalismus hinaus entsteht, weil sich wegen der Massenarbeitslosigkeit die Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit zu Gunsten des Kapitals verschieben. Dieser Machtvorsprung versetzt die Unternehmer in die Lage, über den „normalen“ Durchschnittsprofit hinaus zusätzlich durch Umverteilung von der Lohn- zur Kapitaleseite einen Extraprofit zu erzielen, der letztlich in Gestalt von überschüssigem Kapital in den Finanzsektor fließt. Gerade diese letztgenannte Quelle des Finanzkapitals unterscheidet sich aus mehreren Gründen wesentlich von den anderen Quellen, weil sie an einen für die Zukunft der Menschheit fundamentalen Systemwechsel gekoppelt ist, der die in-

<sup>20</sup> Mohssen Massarrat, Der Skandal der Massenarbeitslosigkeit, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 11/2013, S. 30.

<sup>21</sup> Die obige Schätzung ergibt sich aus der Relation von 1.500 Milliarden Euro zu Deutschlands Nationaleinkommen in diesem Zeitraum, die durchschnittlich 3,8 Prozent beträgt, und ermittelt dann die absolute Summe aus der Relation von 3,8 Prozent zum OECD-Nationaleinkommen im Zeitraum 1980 bis 2012.

<sup>22</sup> Zu dieser Kategorie gehören auch internationale Ölkonzerne, die nach dem zweiten Weltkrieg auf Grund von neokolonialistischen Verhältnissen einen großen Teil der Ölrenten für sich selbst angezapft und in den Finanzsektor umgeleitet haben. Vgl. dazu Mohssen Massarrat, Weltenergieproduktion und Neuordnung der Weltwirtschaft, Frankfurt a. Main 1980, S. 185 ff.



nerkapitalistische Evolution massiv blockiert und das Potential hat, sämtliche positive Errungenschaften des historischen Kapitalismus zunichte zu machen.

## Allianz der Reichen als Träger des Finanzmarktkapitalismus

Die Grundeigentümer (Immobilien und Bodenschätze) waren im Kapitalismus schon immer die gesellschaftliche Basis des traditionellen Finanzsektors, und die durch sie angeeigneten Grundrenten fanden im Kapitalismus des 19. und 20. Jahrhunderts den Weg in den Finanzsektor. Die Beteiligung der Unternehmerklasse mit ihrem überschüssigen Kapital an der Expansion des Finanzsektors setzt jedoch, wie erwähnt, den Systemwechsel und einen qualitativen Sprung zum Finanzmarktkapitalismus voraus. In diesem neuen System findet eine rückwärts gewandte Revolution durch eine zweifache Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse statt: Zum einen bei dauerhafter Massenarbeitslosigkeit zu Lasten der lohn- und gehaltsabhängig Arbeitenden, die – wie wir noch sehen werden – den Kapitalismus selbst verändert. Und zum anderen zu Gunsten der parasitären Grundeigentümerklassen, der Rentiers, weil die mächtigen Großkonzerne und mit ihnen ein Teil der gierigen Mittelschichten, die in den Besitz des überschüssigen Kapitals gelangen, mit den Grundeigentümern im Finanzsektor de facto eine unheilige Allianz eingehen und sich gegen den Rest der Gesellschaft stellen. Namhafte Analytiker, wie beispielsweise David Harvey<sup>23</sup> und Thomas Piketty<sup>24</sup>, erkennen zwar die wachsende Macht der Rentiers, übersehen aber ihre Allianz mit einem Teil der Kapitalisten im Finanzsektor und dadurch auch den Finanzmarktkapitalismus als selbständiges System einer insgesamt rückwärts gewandten Kapitalformation. Dieses neue gesellschaftliche Bündnis ist aber, mit dem alles beherrschenden Finanzsektor im Rücken, in der Lage, erstens den Hauptwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital in Richtung eines Widerspruchs zwischen Arm und Reich zu verschieben und zweitens ein neues Modell der Akkumulation durch Umverteilung zu etablieren, das sich vom originär kapitalistischen Modell der Akkumulation durch Mehrwertproduktion grundsätzlich unterscheidet.

## Imperialismus und ökonomische Stagnation statt Kreativität und Ausgleich

Marx ist unter anderem auch für manche kapitalismusfreundlichen Aussagen bekannt. Dazu gehört, dass der Kapitalismus trotz seines ausbeuterischen Wesens der Menschheit, historisch gesehen, einen Fortschritt gebracht, ja sogar einen un-

<sup>23</sup> David Harvey, Katastrophenkapitalismus, Teil II, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 8/2015, S. 65f. Harvey führt in manchen seiner Beiträge sämtliche übermäßigen Profite offensichtlich intuitiv und ohne analytische Begründung mehr oder weniger nebulös auf eine „Akkumulation durch Enteignung“ zurück. Die hier dargestellte „Akkumulation durch Umverteilung“ mag Harveys begriffliche Unklarheit gewissermaßen beseitigen.

<sup>24</sup> Piketty, a.a.O., S. 562f. Piketty scheint allerdings weder eine klare Vorstellung vom Umfang der Rente im Kapitalismus vor heute noch ihrer Bedeutung für den Finanzsektor zu haben. „Der Landbesitz ist zum Immobilien-, Industrie- und Finanzkapital geworden, aber dadurch hat sich an dieser elementaren Realität nichts geändert.“ Ebenda, S. 564.

vergleichbaren revolutionären Prozess entfacht hat. Tatsächlich hat er, der Kapitalismus, die rückwärtsgewandten feudalen Grundeigentümer und ihre Diktatur in Europa beseitigt und den Weg für eine Industrialisierung, für Freihandel, für soziale Emanzipation und politische Freiheit der Besitzenden, zunächst vor allem für Kapitaleigentümer, geebnet. Die Erben der feudalen Grundeigentümer haben es jedoch geschafft, sich den neuen bürgerlichen Gesellschaften anzupassen und ihr Monopol an Grund und Boden sowie Bodenschätzen in Gestalt von „Naturkapital“<sup>25</sup> mit einer unscheinbaren aber sehr einflussreichen Macht zu reproduzieren. Ihre (oben geschätzten) Einnahmen stellen im Grunde einen Abzug von der Wertschöpfung dar, der zu einem guten Teil nicht in die Realwirtschaft als Ort der Wertschöpfung zurückfließt und stattdessen jenen parasitären Finanzsektor erzeugt, der sich im Finanzmarktkapitalismus die Realwirtschaft und die gesamte Gesellschaft unterwirft.

Hatte sich das Kapital im 19. und 20. Jahrhundert bemüht, den Einfluss dieser parasitären Schichten zu beschneiden, weil sie mit der Aneignung eines Teils der Wertschöpfung die Kapitalakkumulation, also den Hauptzweck der Profitmaximierung, massiv blockierten und ökonomische Stagnation und gesellschaftlichen Stillstand förderten, so bedeutet das neue Bündnis des mächtigen Teils der Unternehmerklasse mit den Grundeigentümern im Finanzmarktkapitalismus eine Renaissance von feudalistischen Machtstrukturen und einen historischen Rückschritt. In diesem System tritt neben Wertschöpfung und Produktivität eine erschreckend starke Tendenz zur permanenten Umleitung des Kapitals, wie wir bereits wissen, von der produktiven Realwirtschaft zum unproduktiven Finanzsektor.

In diesem System treten an die Stelle von Kreativität und Abbau von Ungleichheiten in allen gesellschaftlichen Bereichen Stagnation, Korruption und die Tendenz zu Imperialismus und Krieg. Die Vereinigten Staaten mit der stärksten Machtallianz der reaktionären Kräfte und dem eigentlichen Herz des internationalen Finanzkreislaufs sind längst dazu übergegangen, sich globale Reichtümer imperialistisch anzueignen. Ganz im Interesse kurzfristiger Bereicherung der großen Rüstungs- und Rohstoffkonzerne sowie der Grundeigentümerklasse investieren die Vereinigten Staaten in den Militärisch Industriellen Komplex und zahlreiche Kriege und folgen so der Machtlogik dieser Allianz. Diese Politik stellt, wie wir aktuell im Mittleren Osten beobachten können, eine große Gefahr für den Weltfrieden dar, und sie schadet obendrein auch den langfristigen Interessen der eigenen kreativen Kapitalfraktionen.<sup>26</sup>

Auch innerhalb der EU dominiert bei mächtigeren EU-Staaten die Tendenz, sich durch eine Politik von Lohndumping und Exportüberschüssen zu Lasten der schwachen südeuropäischen Staaten zu bereichern. Die Griechenlandkrise

---

<sup>25</sup> Ein populärer Begriff für Grund und Boden und Naturschätze im Kapitalismus, der insofern missverständlich ist, weil er die Nichtreproduzierbarkeit der Natur verschleiert.

<sup>26</sup> Ausführlicher dazu siehe Mohssen Massarrat, Chaos und Hegemonie. Wie der Dollarimperialismus die Welt dominiert, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 5/2014.

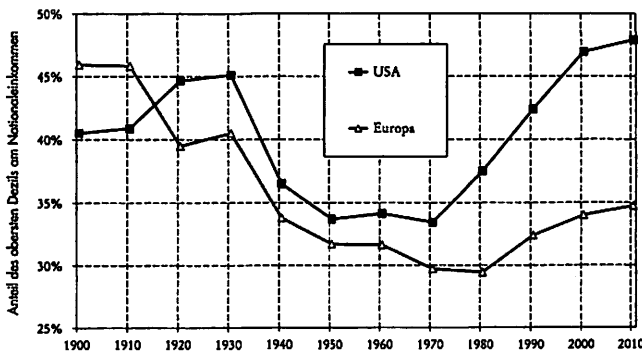
führt vor Augen, wie große EU-Staaten allein durch ihre Macht ein europäisches Volk und eine sozial orientierte Reformregierung offen imperialistisch und um den Preis der Entwertung demokratischer Entscheidungen in die Knie zwingen können. Die ökonomisch vernünftige Alternative zu diesem finanzmarktkapitalistischen Unsinn wäre eine auf Solidarität beruhende Politik der Ausgleichszahlungen innerhalb der EU. Auf diesem Weg würde die Gesamtnachfrage im Interesse aller EU-Staaten gesteigert, um nicht nur die Ökonomie der reichen EU-Staaten anzukurbeln, sondern auch südeuropäischen Staaten wie Griechenland innerhalb der EU eine menschenwürdige Perspektive zu sichern.<sup>27</sup>

### Wachsende Einkommensungleichheit

Wie folgende Grafik aus Pikettys Studie veranschaulicht, beobachten wir überraschenderweise seit 1900 bis heute in den kapitalistischen Hauptländern zwei Perioden mit extremer Einkommensungleichheit, nämlich die Zeiträume

Grafik 3

Die Ungleichheit der Einkommen: Europa und die Vereinigten Staaten, 1900–2010



Grafik 9.8.: Der Anteil des obersten Dezils am Nationaleinkommen war 1900–1910 in Europa höher; 2000 bis 2010 ist er hingegen in den USA deutlich höher. Quellen und Reihen: siehe piketty.pso.ens.fr/capital21c.

Quelle: Picketty 2014, S. 429.

1910-1930 und ab 1970 bis heute. In der ersten Periode bewegen sich die Anteile des reichsten Dezils am Nationaleinkommen in den Vereinigten Staaten und in Europa zwischen 40 Prozent und 45 Prozent. Dieser Anteil sinkt da-

<sup>27</sup> Viele Indizien sprechen dafür, dass der Imperialismus am Anfang des 20. Jahrhunderts auf der Grundlage jenes um die Jahrhundertwende entstandenen Finanzmarktkapitalismus (Dominanz des unproduktiven Finanzsektors, sinkende Binnennachfrage, wachsende Einkommensungleichheit sowie monopolistische Machtstellung einer rückwärtsgewandten Allianz der Superreichen) entfesselt worden ist und nicht aus der linearen Entwicklung des Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus resultierte, wie Lenin und andere Klassiker meinten.

nach in den USA bis 1970 auf 33 Prozent und in Europa bis 1980 auf ca. 29 Prozent, um anschließend, wie Piketty zeigt, erneut auf 47 Prozent bzw. 35 Prozent zu explodieren.<sup>28</sup> Überraschend ist dieser Befund deshalb, weil diese beiden Perioden mit der Dominanz des Finanzkapitals, d.h. mit dem Finanzmarktkapitalismus, zusammenfallen. Das ist aber, wie ich weiter unten näher begründen werde, durchaus nicht zufällig. Wie erklärt aber Piketty, in dessen weltweit anerkannte Studie die Frage der Einkommensverteilung und Einkommensungleichheit in der Geschichte des Kapitalismus eine zentrale Rolle spielt, dieses Phänomen?

Zunächst beschäftigt sich Piketty mit der neoklassischen Lehre, die die Lohnungleichheit auf Ungleichheit von Grenzproduktivitäten der Lohn- und Gehaltsempfänger zurückführt. Im Kern besagt diese Theorie, dass die Unternehmer zur Erzielung von Maximalprofiten ihre Produktion solange ausdehnen, bis durch den Einsatz des letzten Arbeiters der Profit auf Null sinkt. Dieser Punkt sei, so die Lehre, unter Bedingung vollkommener Konkurrenz identisch mit dem Preis der eingesetzten Produktionsfaktors Arbeit. Demnach soll der Faktorpreis der Arbeit, also der Lohn, gleich der Grenzproduktivität der Arbeit oder dem Grenzlohn sein. Bei näherem Hinsehen handelt es sich bei dieser Theorie, die als allgemeingültige Theorie der Einkommensverteilung angesehen wird, im Grunde um eine Tautologie. Denn die Grenzproduktivität ergibt sich nach dieser Theorie bei einem Mengen-Preis-Diagramm aus dem Schnittpunkt zwischen Angebotskurve der Produktionsmenge mit dem Lohnniveau. Somit wird der Lohn selbst, der durch die Grenzproduktivität erst erklärt werden soll, zur Voraussetzung für die Bestimmung der Grenzproduktivität. Im Grunde erklärt diese Theorie keineswegs den Lohn, weil sie ihn als schon bekannt voraussetzt. Tatsächlich ergeben sich aber Lohn und Lohnniveau aus den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen zwischen Kapital und Arbeit. Insofern ist die Grenzproduktivitätstheorie hinsichtlich der Einkommensverteilung eine willkürliche Konstruktion und keine belastbare Theorie.<sup>29</sup>

Piketty äußert zu Recht Zweifel an der einkommenstheoretischen Aussagekraft der Grenzproduktivitätstheorie, ist allerdings mit viel Aufwand und in einem längerem Abschnitt seines Buches bemüht, deduktiv und empirisch eine Theorie zu widerlegen, die eigentlich gar keine ist.<sup>30</sup> Auf die von ihm selbst gestellte Frage, wie sich die Explosion der Ungleichheit in den Vereinigten Staaten erklären lässt, verweist Piketty auf die im Wesentlichen subjektiven, kulturellen und sozialen Normen und Empfindungen, worüber, wie er selbst sagt, „die größte Ungewissheit herrscht“<sup>31</sup>. Die subjektiven Faktoren, die Piketty heranzieht, mögen tatsächlich die exorbitanten Spitzenvergütungen beeinflusst haben. Die gesellschaftlichen

---

<sup>28</sup> Piketty 2014, a.a.O., S. 415 ff.

<sup>29</sup> Hingegen erteilt die Grenzproduktivität Anhaltspunkte über die Verteilung von Produktionsfaktoren in der Volkswirtschaft und ist somit eine Allokationstheorie.

<sup>30</sup> Vgl. dazu Piketty, a. a. O, S. 415 ff.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 441.

Kräfteverhältnisse, letztlich der wichtigste Hebel der Einkommensverteilung, kommen bei Piketty jedoch gar nicht oder nur andeutungsweise vor.<sup>32</sup>

## **Steuerentlastung und Staatsverschuldung**

Wie Grafik 3 zeigt, finden sich extreme Einkommensungleichheiten in den Vereinigten Staaten, Europa, Japan und in allen OECD-Staaten in zwei Epochen, erstens am Anfang des 20. Jahrhunderts und zweitens ab 1970 in den USA bzw. ab 1980 in anderen Regionen, also in beiden Epochen der Dominanz des Finanzkapitals und des Finanzmarktkapitalismus. Die Voraussetzungen für den Übergang zu dieser speziellen Form des Kapitalismus sind aber, wie oben dargelegt, veränderte Kräfteverhältnisse zu Gunsten der Kapitaleseite mit der Folge, dass ein mächtiger, die Realwirtschaft dominierender Finanzsektor entsteht, der fortan alle Politikbereiche und Institutionen einschließlich staatlicher Bereiche manipulativ beeinflusst oder gar steuert, ganz im Interesse der reichen Elite der Gesellschaft. In einem solchen System bildet sich eine Elite, oder genauer eine Parallelgesellschaft, heraus, die aus Spitzenmanagern der großen Konzerne und Finanzinstitutionen sowie sonstigen Superreichen zusammengesetzt ist und die für sich und jenseits von demokratischen Institutionen Sonderrechte beansprucht. In diesem System breitet sich auch eine Kultur aus, die es als selbstverständlich erscheinen lässt, dass Spitzenmanager ihre eigenen Gehälter und Boni selbst festlegen.

Diese Parallelgesellschaft kann in einer Demokratie natürlich politisch nicht legitimiert und auch nicht geschützt sein. Die Festigung der Herrschaft der finanzgeführten Machtallianz erfolgt im Rahmen eines bewährten neoliberalen Konzepts, das darin besteht, Steuerentlastungen für Unternehmen und Reiche als ein immer sinnvolles Muss zu propagieren und die dadurch entstehenden Haushaltsdefizite zunächst mittels Neuverschuldung auszugleichen. Dazu gehört aber auch, die so steigende Staatsverschuldung gleichzeitig massiv zu tabuisieren, um dann Sozialabbau als ökonomisch einzige Alternative erscheinen zu lassen. Dieses Muster lässt sich bei den meisten wirtschafts-, finanz- und sozialpolitischen Maßnahmen der wichtigsten kapitalistischen Länder seit Thatcherismus und Reaganismus der 1970er und 1980er Jahre dokumentieren. Dieses Konzept, nennen wir es Steuerentlastungs-Staatsverschuldungssenkungskonzept, das zweifelsohne eine Strategie für eine reiche und superreiche Minderheit in den kapitalistischen Staaten ist, erscheint als ein im Interesse des Gemeinwohls unabdingbares und alternativloses Konzept. Wenn diese Argumentation, die von allen Kapitalfraktionen im Finanzsektor und den ihnen nahestehenden Wissenschaftlern und Medien tagein tagaus verbreitet wird, tatsächlich eine Funktion hat, dann allein die, um die Herrschaft der finanzgeführten Machtallianz im Finanzmarktkapitalismus zu legitimieren und die Partikularinteressen der reichen Minderheit als Gemeinwohl der gesamten Gesellschaft hinzustellen. Skandalös und dazu noch dreist ist es jedoch, den Mechanismus dieser Umverteilung, nämlich die Schuldenbremse, in der Verfassung festzuschreiben. Tatsächlich ist dies inzwischen in den meisten Verfassungen

---

<sup>32</sup> Ebenda, S. 440.

kapitalistischer Staaten, aber auch in der EU-Verfassung, fest verankert – mit der Begründung, die Staatsverschuldung im Interesse künftiger Generationen begrenzen zu müssen. Indem aber einem ökonomischen Hebel, der die Einkommensverteilung zu Gunsten der Kapitaleseite auf verdeckte Weise reguliert, Verfassungsrang verliehen wird, wird der Widerspruch zwischen den Interessen einer Minderheit und der überwältigenden Mehrheit geschickt verschleiert.

Pikettys Langzeitstudie liefert auch hier den empirischen Beleg dafür, dass die Steuersenkung für die reiche Elite in beiden Perioden der Dominanz des Finanzmarktkapitalismus ein unverzichtbares Element ist. Piketty selbst geht es nicht um die Analyse des Systemwechsels vom Kapitalismus zum Finanzmarktkapitalismus. Ihm ist dieses Phänomen im Grunde auch gar nicht bewusst. Vielmehr interessiert ihn der Zusammenhang zwischen einer schichtspezifischen Steuersenkung und der Einkommensungleichheit.<sup>33</sup> Demnach bewegten sich die Steuersätze der Spitzenverdiener im Zeitraum 1900 bis 1920 für die großen kapitalistischen Länder USA, Großbritannien, Deutschland und Frankreich knapp über Null. Danach stiegen sie in den USA und Großbritannien sehr drastisch auf 80 bis 90 Prozent und in Deutschland und Frankreich auf ca. 50 Prozent. Erst nach 1980 bzw. 1990 werden in den USA und Großbritannien, in der Ära von Thatcher und Reagan, diese Steuern erneut drastisch gesenkt, in den USA auf 50 und in Großbritannien auf 40 Prozent, in den beiden letztgenannten Ländern Deutschland und Frankreich um ca. 15 Prozent.<sup>34</sup>

Diesen Befund unterstreichen folgende Fakten: In beiden kapitalistischen Epochen, am Anfang und am Ende des 20. Jahrhunderts, wird eine zu dramatischer Einkommensungleichheit führende Steuerpolitik praktiziert, die für finanzmarktkapitalistische Verteilungspolitik typisch ist. In unserer Gegenwart ist das Ende dieser skandalösen Ungleichheitsentwicklung offensichtlich immer noch nicht erreicht. Laut einer aktuellen *Oxfam*-Studie besitzen inzwischen 62 Superreiche zusammen so viel wie die arme Hälfte der Weltbevölkerung. Vor fünf Jahren waren es 388 Milliardäre.<sup>35</sup> Das durch Umverteilung rasant angewachsene Finanzkapital – im Unterschied zum Bankenskapital, das ein vernachlässigbarer Bruchteil von diesem ist – wird insgesamt zu einem unproduktiven und parasitären Sektor, da es weder direkt noch indirekt zur gesellschaftlichen Wertschöpfung beiträgt. Ganz im Gegenteil behindert es massiv die Neuwertschöpfung, in dem es völlig falsche Anreize für die Umleitung von Ressourcen (Geldkapital und bestens ausgebildete Fachkräfte) in den Finanzsektor schafft.

## Finanzkapital als Macht

Oben wurde dargestellt, dass das Hauptmerkmal des Finanzmarktkapitalismus darin besteht, dass sich das Kapital in zwei unterschiedliche Modelle der Kapitalakkumulation spaltet: Kapitalakkumulation durch Mehrwertproduktion (pro-

<sup>33</sup> Ebenda, S. 686.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 670.

<sup>35</sup> Frankfurter Rundschau vom 18. Januar 2016.

duktiver Sektor) und Kapitalakkumulation durch Verteilung (unproduktiver Sektor). Im letzteren Sektor beruht die Umverteilung ausschließlich auf Macht, also auf einem außerökonomischen Faktor. Somit besteht kein Zweifel, dass Kapitalakkumulation und Reichtumsansammlung im Finanzsektor ausschließlich der Logik der Macht folgen. Letzteres bedarf näherer Erläuterungen.

Macht hat in allen Gesellschaften, also auch in kapitalistischen Gesellschaften, eine eigenständige Existenzweise, allein schon deshalb, weil sie einer anderen Logik folgt als der des Kapitals. Macht folgt der Logik des Monopols, der Logik des Beharrens und des Konservierens bestehender Verhältnisse. Monopol ist ein Zustand, der nur mit Macht, militärischer eingeschlossen, aufrechterhalten werden kann. Und umgekehrt wohnt der Macht die Eigenschaft inne, monopolistische Zustände herzustellen. Mächtige Individuen oder gesellschaftliche Gruppen, die mit Machtressourcen ausgestattet sind, neigen zu allererst dazu, Monopole zu errichten. Und umgekehrt sind Monopolisten gleichzeitig auch die Mächtigen. Macht ist also ein Instrument zur Privilegierung weniger und zur Ausgrenzung und strukturellen Benachteiligung vieler. Als solche ist sie so auch ein wirkungsmächtiger Hebel der Umverteilung (Nullsummenspiel), jedoch nicht ein Mittel zur Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums (Plussummenspiel). Da Monopol auf Ausgrenzung beruht, setzt monopolistische Aneignung Ausgrenzung voraus. Daher mangelt es dem Monopolisten strukturell an der gesellschaftlichen Legitimation, mehr noch: er ist der permanenten Gefahr ausgesetzt, durch Ausgegrenzte delegitimiert und beseitigt zu werden. Um der Selbstbehauptung willen bleibt dem Monopolisten nur die Alternative der Machtvermehrung übrig. Noch mehr Macht, um das geschaffene Machtpotential zu sichern, die grenzenlose Machtakkumulation wird zur treibenden Kraft als Ersatz für die Legitimationslücke. Machtakkumulation steht also im direkten Verhältnis zu sinkender Legitimation. Die akkumulierte Macht in materialisierter Form ist aber nichts weiter als die quantitative Vermehrung der monopolisierten Ressourcen (z. B. Vermehrung von Eigentumsrechten bzw. territoriale Ausdehnung des Besitzes) bei gleichzeitiger Vermehrung von Machtinstrumenten (Waffenarsenale etc.).<sup>36</sup> Schöpferische Tendenzen gehen nur insofern mit der Reproduktion von Macht einher, wie sie zur Absicherung des Monopols (und des Herrschaftssystems) erforderlich sind, das seinem Wesen nach jedoch keine andere Perspektive als gesellschaftliche Stagnation zulässt.

Im Finanzsektor haben sich vor der ersten Weltfinanzkrise am Anfang des 20. Jahrhunderts, jedoch viel expansiver und systematischer als in den letzten vier Dekaden, alle Voraussetzungen entwickelt, um dem Finanzsektor als Ganzem einen monopolistischen Status gegenüber dem Rest der Gesellschaft zu verleihen. Das Finanzkapital fungiert im Finanzmarktkapitalismus als Macht, es hat die Tendenz, sich die Realwirtschaft und die Gesellschaft insgesamt unterzuordnen. Um diese sicherlich überraschende These näher zu untermauern, werden im Fol-

---

<sup>36</sup> Vgl. ausführlicher Mohssen Massarrat, Macht im Kapitalismus, in: Z 93 (März 2013), S. 48-65; ders., Umverteilung im Kapitalismus. Theorie und Mechanismen, in: Sozialismus 3/2013.

genden die wichtigsten institutionellen und funktionellen Hebel der Macht im Finanzsektor skizziert.

## Konzentration im Finanzsektor

Der Finanzsektor ist einzigartig stark konzentriert. „Hier dominiert ein Netz von megamächtigen Anbietern und Nachfragern“, meint Hickel. „Nach einer aktuellen Untersuchung aus der Schweiz gibt es weltweit ein kleines, geschlossenes System von im weiteren Kreis hundertvierzig, im engeren Kreis dreißig Finanzgruppen, Banken, Hedgefonds, Private-Equity-Fonds, Finanzinvestitionsfonds und Pensionsfonds“<sup>37</sup>. Hinzu kommt die personelle Verflechtung des Finanzsektors mit internationalen Finanzinstitutionen und Regierungen. Sie dient dazu, wichtige finanzpolitische Entscheidungen im Sinne des Machterhalts des Finanzsektors zu kontrollieren und politische Entscheidungen, wie z.B. die Deregulierung der Finanzmärkte, durchzusetzen. Dafür steht das globale Netzwerk von Goldman Sachs: Etwa 25 US-amerikanische und europäische Spitzenfinanzmanager von Goldman Sachs, darunter John Whitehead, Robert Rubin, Henry Fowler, Lawrence Summers, Robert Zoellik, Josh Bolton, Gary Gensler, Mario Draghi, Romano Prodi, Mario Monti, Otmar Issing, Christoph Brand und andere übernahmen in den letzten Dekaden den Posten des Finanzministers bei diversen US-Regierungen von Reagan bis Obama, sie fungierten als Berater derselben, wechselten zur Weitbank, zum IWF, zur US- und zu den europäischen Zentralbanken, zu Mitgliedern der Parlamentsausschüsse in wichtigen Ländern und zu Beratern in EU-Expertengruppen.<sup>38</sup> Durch diese netzwerkartig verwobene Beziehung unter den Topmanagern des internationalen Finanzsektors kann auf die Politik der Regierungen und sogar auf die Gesetzgebung souveräner Staaten direkt Einfluss ausgeübt und dem Finanzkapital zu größtmöglichen Freiheiten verholfen werden.

## Komplexe Finanzprodukte

Komplexe Finanzprodukte werden durch hoch bezahlte und beste Mathematiker und Finanzspezialisten der Welt ausgeheckt, um deren Risiken verstecken zu können, damit Anleger außerstande sind, diese zu erkennen. Die aus dieser Komplexität herrührende Macht der großen Finanzunternehmen öffnet betrügerischen Manipulationen Tür und Tor. Erfindungsreiche Spezialisten verpacken und verschachteln klassische Anlageformen wie Aktien, Anleihen, Rohstoffe zu Derivaten und verkaufen sie mit allen darin versteckten Risiken weiter. „Die größere Komplexität der Verkettung innerhalb und zwischen Finanzsystemen macht inzwischen sogar einem Mann Angst, der von Berufs wegen eigentlich

---

<sup>37</sup> Rudolf Hickel, *Zerschlagt die Banken – entmachtet die Finanzmärkte*, Berlin 2012, S. 39.

<sup>38</sup> Detaillierte Ausführungen dazu: Gisela Schmalz, *Götter der Gerissenheit*, in: *Cliquenwirtschaft*, München 2014, und: Conrad Schuhler, *Das Anschwellen der Finanzmärkte oder die Finanzialisierung des globalen Kapitalismus*, in: *Umbruch im globalen Kapitalismus*, ISW Report 100/101, München 2015.



den Durchblick haben müsste.<sup>39</sup> Der 2008 amtierende Präsident der Europäischen Zentralbank, Jean Claude Trichet, beklagte in einem Vortrag an der New Yorker Universität die „Obskurität und Wechselwirkungen vieler Finanzinstrumente“, „die oft mit hohem Verschuldungsgrad gepaart sind“.<sup>40</sup> Das gigantische Volumen der Kapitalüberschüsse, die zwecks Renditen angelegt werden müssen, zwingt die Banken, ihre Kunden um weniger abgesicherte Kreditnehmer (Quelle der faulen Kredite) zu erweitern. Um jedoch das Risiko derartiger Kredite zu verschleiern, bedienen sich die Banken neuer Finanzprodukte, wie beispielsweise der Kreditausfall-Swaps, die als die gefährlichsten Derivate bezeichnet werden. Darin sind gute wie weniger gesicherte Kredite neu verbrieft; Finanzinvestoren, die unter dem Druck ihrer Rendite suchenden Anleger stehen und an Einnahmen durch Handelsgebühren interessiert sind, investieren in dieses neue Finanzprodukt in der Hoffnung, Spekulationsgewinne einzustreichen.<sup>41</sup> Spekulationsgewinne sind die Antriebskraft des Handels, der durch weitere Verbriefung solange fortgesetzt wird, bis die dadurch entstandene Blase platzt. Ratingagenturen können mit einer positiven Bewertung des Finanzprodukts zum wachsenden Volumen dieser Art des Derivatehandels erheblich beitragen. Im Frühjahr 2010 war das Volumen der Derivategeschäfte zehn Mal höher als das Weltsozialprodukt.<sup>42</sup> Der Betrug beginnt damit, dass die Verbriefung die Beziehung zwischen Kreditgeber und Kreditnehmer zerreißt.<sup>43</sup> Dadurch können tatsächliche Risiken des Produktes versteckt werden, Marktteilnehmern fehlt einfach die Möglichkeit, die Verkettung transparent zu machen und sich die nötigen Informationen für die Risikoermittlung zu beschaffen. Im Grunde wird so der Wettbewerb, der auf vollständigen Informationen beruht, ausgehebelt. Gewinner des Casinos sind in diesem Spiel mächtige Finanzinvestoren, die in der Lage sind, sich quasi monopolistisch die nötigen Informationen zu beschaffen oder aber diese mit Hilfe von Ratingagenturen selbst herzustellen. Den weniger mächtigen Anlegern, wie in Deutschland den Landesbanken, wurde dieser Betrug erst bewusst, nachdem sie viel Geld verloren hatten. Spezialistentum generiert bekanntlich die monopolistische Macht eines winzigen Insiderkreises gegen die Masse der ahnungslosen Mitwirkenden auf den Finanzmärkten. Nicht Leistung, sondern Täuschung wird zur Hauptquelle des Erfolges.

## Ratingagenturen

Dies sind von großen Finanzunternehmen geschaffene Institutionen, die mit Hilfe zweifelhafter Kriterien die Risiken von Finanzprodukten, die Kreditwürdigkeit

---

<sup>39</sup> Der Spiegel 40/2008, Der Offenbarungseid, S. 28.

<sup>40</sup> Ebenda.

<sup>41</sup> Heinz-J. Bontrup, Zur größten Finanz- und Weltwirtschaftskrise seit achtzig Jahren, DGB-Bezirk Niedersachsen-Bremen-Sachsen-Anhalt, Hannover 2012.

<sup>42</sup> Hickel, a. a. O., S. 59.

<sup>43</sup> Joseph Stiglitz, Im Freien Fall. Vom Versagen der Märkte zur Neuordnung der Weltwirtschaft, München 2012, S. 42.

ganzer Staaten und Geldinstitutionen je nach Bedarf negativ oder positiv einstufen und dadurch die Existenz dieser von der Spekulationslaune der Finanzmärkte abhängig machen. Ratingagenturen sind privatwirtschaftliche Unternehmen, sie verdienen ihr Geld nicht durch Aufträge seitens einer unabhängigen Institution, sondern durch Anbieter von Finanzprodukten, sind somit abhängig von jenen Marktakteuren, die bewertet werden wollen. Die Finanzmärkte erzeugen durch komplizierte Finanzprodukte erst Informationsdefizite, um dann die Ratingagenturen mit der Erstellung von „benötigten“ Marktinformationen zu beauftragen. „Die Ratingagenturen,“ konstatiert der US-Ökonomie-Nobelpreisträger Stiglitz, „die die Zunahme der toxischen Instrumente hätten eindämmen sollen, bestätigten ihre Unbedenklichkeit, was andere in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern dazu ermunterte, sie zu kaufen – darunter auch Pensionsfonds, die nach sicheren Anlagen für die Gelder suchten, die Arbeitnehmer für ihre Altersversorgung beiseitegelegt hatten.“ Dem Markt unterlief auch ein Fehler, sagt er weiter, „als er den Ratingagenturen und Investmentbanken vertraute, als sie die zweitklassigen Hypotheken in neue Produkte umwandelten und diesen neuen Produkten den höchsten Bonitätsgrad zuerkannten.“<sup>44</sup>

Um die Macht des Finanzkapitals mit Hilfe dieser Unternehmen deutlich zu machen, wird das Beispiel der Herabsetzung des griechischen Kreditratings genannt, die sich die Agentur Standard & Poor's am 27. April 2010 vorgenommen hat. „Die Märkte reagierten, als habe eine Bombe eingeschlagen. Die Aktienkurse purzelten weltweit, der Euro sank, griechische Anleihen wurden mit 20 bis 25 Prozent Abschlag gehandelt. Das Szenario wiederholte sich tags darauf, als auch die Schuldenpapiere von Portugal und Spanien herabgestuft wurden.“<sup>45</sup> Dabei war an diesen zwei Tagen weder in Griechenland noch in Portugal und Spanien etwas Besonders passiert. Vielmehr waren sämtliche Informationen zur Zahlungsfähigkeit und -willigkeit aller drei Länder längst öffentlich bekannt und wurden auch von den Medien wöchentlich verbreitet. Allein die Tatsache, dass eine Ratingagentur durch eine simple Pressemitteilung die gewaltigen Kursbewegungen zu Lasten dieser Staaten auslöste und skrupellos Jobverluste für Millionen Menschen in den drei Volkswirtschaften in Kauf nahm, belegt die ungeheure Macht, die der Finanzsektor besitzt und die er gegen die Gesellschaft und die demokratisch legitimierte Regierungen gezielt einsetzen kann.

## **Weltwirtschafts- und Finanzkrisen 1929 und 2008**

Im Finanzmarktkapitalismus ist Instabilität angelegt. Unter den monopolistischen Voraussetzungen, wie sie oben beschrieben wurden, können durch die Finanzkapitalinstitutionen für die Finanzakteure horrende und sich von der Realwirtschaft abhebende Renditen von, wie Joseph Ackermann postulierte, 25 Prozent und mehr erzielt und mit falschen Anreizen immer mehr Geldkapitalmassen und andere Ressourcen von der Realwirtschaft abgezogen und in den spekulativen Finanzsektor

---

<sup>44</sup> Ebenda, S. 33f.

<sup>45</sup> Werner Vontobel, Stammeln statt Denken, in: Freitag v. 6. Mai 2010.

umgeleitet werden. Hohe Renditen im Finanzsektor sind deshalb möglich, weil das angelegte Kapital, das quasi „leistunglos“ erworben wurde, die Kapitaleigner zu höherer Risikobereitschaft und Spekulation animiert und so den Finanzsektor zu einem Kasino im Kapitalismus verwandelt. So wird im Grunde der Kapitalismus nunmehr unter Mitwirkung eines Teils der Industriekapitalisten auf den Kopf gestellt, indem sich der Finanzsektor dank seiner wachsenden gesellschaftlichen Macht über die produktive Realwirtschaft erhebt, die Regierungen zu seinem Erfüllungshilfen degradiert und die Akkumulationsbedingungen des Realkapitals den eigenen irrationalen Akkumulationstriebkraften subsumiert. Es entsteht damit ein Kreislauf der Umleitung des Kapitals von der Realwirtschaft zum Finanzsektor, weil hohe Renditen im Finanzsektor die Unternehmen der Realwirtschaft dazu animieren, die Produktion einzuschränken und ebenfalls in den Finanzsektor zu investieren. Dieser Prozess kann sich, solange im Finanzsektor höhere Renditen erzielt werden können, fortsetzen. Das Ergebnis ist, dass am Ende des Tages die Massenkaufkraft und der allgemeine Lebensstandard zu Gunsten neuer Umverteilungen von unten nach oben weiter sinkt, dass sich die Tendenz der Umleitung des Kapitals aus der Realwirtschaft in den Finanzsektor verstärkt und sich dieser menschenfeindliche Prozess letztlich als ein Dauerzustand ohne Alternative festsetzt.

Die rapide ansteigende Macht des Finanzsektors drückt sich statistisch u. a. dadurch aus, dass das globale Finanzvermögen von 54.000 Milliarden Dollar 1990 bis 2010 auf 212.000 Milliarden Dollar, also um das Vierfache, angewachsen ist,<sup>46</sup> während im selben Zeitraum das Weltsozialprodukt deutlich langsamer von 22.300 Milliarden Dollar auf 66.600 Milliarden Dollar, um knapp das Dreifache, angestiegen ist. Noch deutlicher zeigt sich dieser Trend in den kapitalistischen Industriestaaten. In Deutschland sank sogar das Realvermögen der Unternehmen zwischen 1981 und 2011 von ca. 260 auf ca. 170 Prozent der Nettowertschöpfung, während im selben Zeitraum das Finanzvermögen der Unternehmen von ca. 85 auf beinahe 200 Prozent der Nettowertschöpfung stieg.<sup>47</sup>

Diese Entwicklung zeigt zudem auch die eindeutig negative Wirkung des wachsenden Finanzvolumens auf die Realwirtschaft. In dem Maße, wie Geldkapitaleigentümer ihr Geldkapital aus der Realwirtschaft in den Finanzsektor umleiten, müssen sich Unternehmen, Haushalte und Staat verschulden. So ist die globale Verschuldung dieser Akteure im Zeitraum 2000 bis 2014 von 87.000 auf 199.000 Milliarden Dollar gestiegen.<sup>48</sup> Auch die vielerorts vertretene Hypothese der Abkoppelung des Finanzsektors von der Realwirtschaft<sup>49</sup> findet hier ihre soziologische Begründung: Das produktive Kapital (die Realwirtschaft) und das unproduktive, weil parasitäre Finanzkapital, folgen wie oben dargelegt unterschiedlichen

---

<sup>46</sup> Atlas der Globalisierung, Berlin 2015, S. 21.

<sup>47</sup> Ebenda.

<sup>48</sup> Conrad Schuhler, a. a. O., S. 43.

<sup>49</sup> So sehr frühzeitig bei Elmar Altvater in zahlreichen Beiträgen, u. a. im mit Birgit Mahnkopf verfassten Werk „Grenzen der Globalisierung“, Münster 1996, S.129ff.; Lukas Menkop/Norbert Tolksdorf, Finanzmärkte in der Krise? Zur Abkopplung des Finanzsektors von der Realwirtschaft, Stuttgart 1999.

Logiken, der Logik der Mehrwertproduktion und der Wertschöpfung einerseits und der Logik der Umverteilung durch Macht andererseits. Ihre Abkoppelung voneinander ist in diesen Kapitalformen in ihren unterschiedlichen Funktionen angelegt.

Jede große Krise, so die Weltwirtschafts- und Finanzkrisen 1929 und 2008, resultiert daraus, dass mehrere Strukturprobleme des Kapitalismus zeitlich zusammenfallen oder sich gegenseitig verstärken. Um die komplexen Zusammenhänge der genannten Krisen möglichst realitätsnah herauszuarbeiten, kommt es also darauf an, erstens Ursache und Wirkung auseinander zu halten, und zweitens die Hauptstränge des Ursachenkomplexes ganzheitlich, d.h. in ihrem Entstehungszusammenhang, zu erfassen. Die Krise von 2008 ist mittlerweile aus unterschiedlichen Perspektiven untersucht worden. Dabei überwiegen Analysen, die selektiver Natur sind und daher kaum zum Verständnis dieser Krise beitragen. Der Vorteil von selektiven Analysemethoden ist bekanntlich, dass man mit ihnen alles beweisen und auch alles widerlegen kann. Ihr Nachteil ist, dass nichts dabei herauskommt. Neoliberale Ökonomen können beispielsweise mit diesen Methoden Staatsversagen für die Finanzkrisen verantwortlich machen. Nur beweisen sie damit im Grunde, was sie eigentlich schon vorher wussten. Keynesianische Krisenanalysen kommen der Realität viel näher. Joseph Stiglitz hebt immerhin die Deregulierung des Finanzsektors mit den neu „ausgetüftelten“ und hoch riskanten Finanzprodukten und den Ratingagenturen, die oft die Risiken der Finanzprodukte falsch bewerteten, als Krisenursache hervor. Schließlich haben diese Faktoren zum „Freien Fall“ des Systems geführt.<sup>50</sup> Paul Krugman fügt darüber hinaus die global fehlende Nachfrage und die, wie er sagt, durchgeknallten Banker sowie die Einkommensungleichheit zu den von Stiglitz herausgestellten Aspekten hinzu.<sup>51</sup> Max Otte, um einen viel zitierten deutsch-amerikanischen Ökonomen zu nennen, führt „ein System der organisierten Verantwortungslosigkeit“<sup>52</sup> aller Finanzinstitutionen als Ursache an, die in Verbindung mit Regierungsentscheidungen in den USA und in der EU, zusammen mit Immobilienkäufern und Wirtschaftsprüfungsgesellschaften sowie tendenziös arbeitenden Ökonomen, sozusagen kollektiv die Finanzkrise ausgelöst haben.

Mit größerem Tiefgang als keynesianische Ökonomen gehen einige kapitalismuskritische Ökonomen der Krisenursache auf den Grund. Jörg Huffschmid, der leider verstorbene deutsche Ökonom, bescheinigte dem Finanzsektor auf Grund der Erfahrungen mit der Asienkrise bereits acht Jahre vor der Krise 2008, ein Hort der ökonomischen Korruption zu sein. „Die Wirtschaftsprüfer erweisen sich“, schrieb er in einer deutlichen Sprache, „als Komplizen des Betrugs, Analysten und Ratingagenturen hatten sich schon in der Asienkrise auf Grund ihrer völligen Ahnungslosigkeit blamiert. Jetzt ist auch ihr moralischer Ruf rampo-

<sup>50</sup> Joseph Stiglitz, Im freien Fall, vom Versagen der Märkte zur Neuordnung der Weltwirtschaft, München 2010, S. 27ff.

<sup>51</sup> Paul Krugman, Vergesst die Krise. Warum wir jetzt Geld ausgeben müssen, Frankfurt/New York, 2012, S. 37, 68 und 88f.

<sup>52</sup> Max Otte, Die Finanzkrise und das Versagen der modernen Ökonomie, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 59/202, S. 10.

niert, nachdem bekannt wurde, dass sie enthusiastisch Kaufempfehlungen für Unternehmeraktien gaben, die sie intern als ‚Stück Scheiße‘ bezeichneten.<sup>53</sup> Umfassender und aktueller als Huffschmid arbeitete Rudolf Hickel so gut wie alle wichtigen ökonomischen und politischen Ursachen der „entfesselten Finanzmärkte“, heraus, die, wie er meint, als „massives Politikversagen wahrgenommen werden.“<sup>54</sup> Wie Paul Krugman führt auch Hickel die Einkommensungleichheit als Folge der „gigantischen Vermögenskonzentration“ als einen „entscheidenden Grund“ der „expandierenden Finanzmärkte“<sup>55</sup> an

Bei aller Differenziertheit und Ausführlichkeit der bisherigen Analysen, die hier nicht ausführlicher rezipiert werden können, ist hervorzuheben, dass sie alle den Hauptgrund für die Finanzkrise gänzlich ausblenden oder ihn bestenfalls nur beiläufig erwähnen: das überschüssige Kapital und seine Quellen. Zwar führt Krugman in einem Szenario zur Erklärung der Immobilienblase an, dass am Anfang „amerikanische Unternehmen ihre Überschüsse an Banken verliehen haben, die damit wiederum Hypothekenkredite vergaben.“<sup>56</sup> Wie dieses überschüssige Kapital aber entstand, thematisiert er genauso wenig wie Hickel, der die Vermögenskonzentration als Ursache der Finanzkrise für entscheidend hält, jedoch die Frage nicht weiterverfolgt, was sich eigentlich dahinter verbirgt. Dabei sind die historischen Finanzquellen für die Art und Weise der Entstehung des Finanzsektors sowohl Anfang des 20. Jh. wie ab den 1970er Jahren für die Wesensmerkmale dieses Sektors wie für die jeweiligen Finanzmarktkapitalismen und Finanzkrisen fundamental und konstitutiv. Wie oben dargestellt, sind in beiden Weltwirtschafts- und Finanzkrisen sinkende Lohnquoten und massive Umverteilung von der Lohn- zur Kapitaleseite ein wichtiges gemeinsames Merkmal, das in doppelter Weise krisenverursachend wirkt, weil diese Umverteilung einerseits das überschüssige Kapital entstehen lässt und andererseits die Binnennachfrage massiv einschränkt. Hinzu kommen die gigantischen Öldifferentialrenten als Folge der dramatischen Ölpreissteigerung am Anfang der 2000er Jahre, die das Volumen des Finanzkapitals abermals steigerten. Auf dieser bisher bei allen Analysen systematisch ausgeblendeten Grundlage der Kapitalüberschussexplosion soll der Prozess und der Verlauf beider Krisen, zunächst die jüngere Finanzkrise 2008 und dann die erste Finanzkrise 1929, knapp nachgezeichnet werden.

## Finanzkrise 2008

Ausgangspunkt der Finanzkrise 2008 war der Immobiliensektor. Das überschüssige und anlagensuchende Kapital in den USA floss über US-Banken zu einem großen Teil ohne genaue Überprüfung der Bonität der Kreditnehmer in den Bau-sektor. Eine ähnliche Entwicklung fand auch in Europa statt. Hier landete dieses

---

<sup>53</sup> Jörg Huffschmid, Politische Ökonomie der Finanzmärkte, Hamburg 2000, S. 13.

<sup>54</sup> Rudolf Hickel, a.a.O..

<sup>55</sup> Ebenda, S. 35.

<sup>56</sup> Paul Krugman, a.a.O., S. 43.

Kapital über die spanischen Banken in Spaniens Immobiliensektor, ebenso ohne genaue Überprüfung der Bonität der Kreditnehmer. Die Vorstände der Banken und sonstiger Finanzinstitute hätten wissen müssen, dass die zu erwartenden Kreditausfallraten bei Kreditnehmern mit faulen, d.h. nicht hinreichend abgesicherten Krediten, mittel- und langfristig große Risiken in sich bergen. „Tatsache ist, dass die Banken es nicht wissen wollen“, sagt Joseph Stiglitz.<sup>57</sup> Die Gehälter und Boni eben dieser Vorstände waren an kurzfristige Aktienkurse gekoppelt. Durch die angeblich innovativen Finanzprodukte, d. h. durch Verschleierung riskanter Hypotheken und ihre Verbriefung, handelten diese Banken dank der Deregulierung – d. h. dem Fehlen hinreichender Kontrollen analog zum Prinzip „nach mir die Sintflut“ – fahrlässig, bescherten sich selbst und ihren Klienten jedoch märchenhafte Renditen. Steigende Immobilienpreise als Folge steigender Nachfrage nach Eigenheimen bzw. Immobilien als Kapitalanlage führten zu steigenden Renteneinnahmen bei den Grundeigentümern, letztlich also abermals zur Aufblähung des Kapitalvolumens auf den Finanzmärkten. Außerdem strömten astronomische Kapitalmassen als Folge der steigenden Ölpreise und Öldifferentialrenten auf die globalen Finanzmärkte und stärkten massiv den Druck, neue Märkte und Kreditnehmer zu erschließen. Vor allem freuten sich die US-Amerikaner über billige und kaum abgesicherte Konsumentenkredite und kurbelten die US-Ökonomie künstlich an. Dieses Geschäftsmodell wurde bald global. Die USA hatten die Deregulierung und ihre riskanten Finanzprodukte längst exportiert. Doch als sich Kreditausfälle durch zahlungsunfähige Kreditnehmer mehrten, geriet das Modell ins Stocken. Die Banken bremsten ihre bisher verantwortungslose Kreditpraxis und sorgten dadurch erst recht dafür, dass die enorm aufgestaute Finanzblase platzte. „Zu guter Letzt“ schreibt Stiglitz „tappten die Banken dann in ihre eigene Falle. Die Finanzinstrumente, die sie entwickelt hatten, um die Armen auszubeuten, wandten sich gegen die Finanzmärkte und zogen sie in den Abgrund.“<sup>58</sup> Die Konsumenten in den USA reduzierten drastisch ihren Konsum, die Unternehmen investierten nicht mehr und der Immobilienmarkt kollabierte. Schließlich brach mit dem Konkurs der US-Großbank Lehman Brothers das Kreditsystem komplett zusammen. Sowohl in den USA wie in Europa schrumpfte das Brutto-Sozialprodukt und stieg die Massenarbeitslosigkeit spürbar. Dank gigantischer Bankenrettungsprogramme (nach Spiegelonline im Umfang von 10.000 Milliarden Dollar<sup>59</sup>) und einem koordinierten Vorgehen von öffentlichen Finanzinstitutionen wie dem IWF, den Notenbanken sowie übergeordneten Konsultationen gelang es, ein protektionistisches Gegeneinander und letztlich den völligen Zusammenbruch des Handels und damit eine Weltwirtschafts- und Finanzkrise, wie sie 1929 stattfand, zu verhindern. Dafür wurden neue Staatsschulden und die Abwälzung der Krisenkosten auf untere und mittlere Einkommensgruppen in Kauf genommen.

---

<sup>57</sup> Stiglitz, a.a.O., S. 42.

<sup>58</sup> Stiglitz, a.a.O., S. 44.

<sup>59</sup> Nach Berechnung der Experten von Commerzbank, Spiegelonline 29.08.2009.

## Finanzkrise 1929

In der wirtschaftshistorischen Literatur gibt es eine breite Übereinstimmung über den Hergang der Finanzkrise, die mit dem New Yorker Börsenkrach am 24. Oktober 1929 (Schwarzer Donnerstag) begann und die erste Weltwirtschafts- und Finanzkrise auslöste. Auch die Krisen begünstigenden Ausgangsbedingungen, vor allem das durch den ersten Weltkrieg am Boden liegende Europa, werden als Krisenursache angeführt. Dazu gehören die hohe Staatsverschuldung Großbritanniens, Frankreichs und vor allem Deutschlands bei den Vereinigten Staaten als Folge der Rüstungsausgaben im ersten Weltkrieg. Dazu gehören auch die besonders hohen Reparationszahlungen, die Deutschland wegen Kriegsschäden im Vertrag von Versailles auferlegt worden waren.

Tatsächlich herrschte seit Anfang des Jahrhunderts zwischen allen kapitalistischen Staaten ein Klima der militärischen und imperialistischen Konkurrenz zur Erweiterung der eigenen kolonialen Gebiete nach außen und zur nationalistischen Abschottung durch Protektionismus nach innen. Letzteres blockierte die Abtragung von Europas Schulden an die USA erst recht. Alles in allem befand sich die kapitalistische Weltwirtschaft Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts in einem strukturellen Umbruch: Die Ära des Freihandels, des freien Kapitalverkehrs und der zaghaften innereuropäischen Kooperation war durch eine neue Ära des Protektionismus und der Konfrontation abgelöst worden. Hinzu kamen ungleichgewichtige Handels- und Kapitalbeziehungen mit einem gefährlich überschuldeten Europa, das den ökonomisch boomenden und mit wachsenden Kapitalüberschüssen gesegneten USA gegenüberstand. Diese krassen Ungleichgewichte führten dazu, dass der New Yorker Börsenkrach wie ein Funke in einem vollständig ausgetrockneten Wald einen Flächenbrand auslöste.

Insofern unterscheiden sich die historischen Ausgangsbedingungen der ersten und der zweiten Weltfinanzkrise in einigen Punkten. Was aber diese beiden Krisen durchaus, und zwar in entscheidenden Punkten, vergleichbar macht, sind die Kapitalüberschüsse, die sich vor allen nach dem ersten Weltkrieg in den USA aufgetürmt hatten und auch wie diese Überschüsse entstanden waren. In der Literatur wurde dieser Aspekt der auf den Finanzmärkten Rendite suchenden Kapitalüberschüsse bisher als Krisenursache weitgehend ausgeblendet. Die Quelle dieser Überschüsse waren jedoch ähnlich wie im 20. Jahrhundert auch um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert außer Renten der Grundeigentümer und Differentialrenten der Bodenschätze, wie oben gezeigt wurde, vor allem stagnierende bzw. sinkende Löhne in den USA und ganz besonders in Europa. Die Massenarbeitslosigkeit und die daraus resultierende erbarmungslose Konkurrenz ließ den Beschäftigten keine andere Alternative, als Lohnsenkungen hinzunehmen. Mit der doppelten Wirkung von sinkenden Löhnen, die unweigerlich mit sinkender Binnennachfrage einhergehen, türmten sich die überschüssigen Gewinne der Unternehmer in Europa auf den Finanzmärkten ähnlich wie vor der Finanzkrise 2008. Dieses überschüssige Kapital erhöhte massiv den Druck auf die Banken, Konsumentenkredite auszu-

weiten. Betrogen 1919 die Konsumentenkredite in den USA – um die rasche Expansion dieser Kredite zu veranschaulichen – noch 100 Millionen Dollar, stiegen sie bis 1929 um das Siebzigfache auf 7 Milliarden Dollar.<sup>60</sup>

Die speziellen Bedingungen der Bankenkredite dieser Zeit sind leider nicht so umfassend und detailliert wie für den Zeitraum vor der Finanzkrise 2008 untersucht worden. Wäre es aber dennoch zu weit hergeholt davon auszugehen, dass auch vor 100 Jahren der Druck des überschüssigen Kapitals die Banken zu rigoros riskanten Krediten veranlasste und damit, ähnlich wie Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, eine Spekulationsblase nach der nächsten erzeugt und die Finanzkrise ausgelöst wurde? Es dauerte jedenfalls weniger als zwei Jahre bis der New Yorker Börsenkrach auf Europa, letztlich auch auf ein besonders fragiles und noch hoch verschuldetes Deutschland, überschwappte. Im Juni 1931 brachen das deutsche Bankensystem und damit auch große Teile der Realwirtschaft in Deutschland und ganz Europa zusammen. Viele Indizien sprechen dafür, dass bereits in jener Epoche erstmals in der Geschichte des Kapitalismus mit der Dominanz des Finanzkapitals über die Realwirtschaft ein Finanzmarktkapitalismus entstanden war, wie wir ihn auch Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts erleben: Private Vermögenskonzentration und Einkommensungleichheit unvorstellbaren Ausmaßes, massiv steigende öffentliche Verschuldung und Massenarbeitslosigkeit, diese und andere Erscheinungen sind Indizien mit verblüffender Ähnlichkeit vor den beiden Weltwirtschafts- und Finanzkrisen 1929 und 2008. Auch Thomas Piketty fällt auf, dass es zwischen der Einkommensungleichheit und den beiden Finanzkrisen einen kausalen Zusammenhang geben muss. Auf die Frage, ob „der Anstieg der amerikanischen Ungleichheiten zur Entfesselung der Finanzkrise von 2008 beigetragen“ hat, schreibt er, „fällt es schwer, diese Frage nicht zu stellen“, wenn man bedenkt, „dass der Anteil des obersten Dezils am amerikanischen Nationaleinkommen zweimal Höchststände erreicht hat, einmal 1928 (am Vorabend der Krise von 1929) und einmal 2007 (am Vorabend der Krise von 2008)“.<sup>61</sup> Ein weiterer „vielleicht noch ausschlaggebender“ Grund als die „Ungleichheit in den Vereinigten Staaten“ ist nach Piketty „der strukturelle Anstieg des Kapital-Einkommens-Verhältnisses (namentlich in Europa), begleitet von dem enormen Anstieg internationaler Bruttovermögenspositionen.“<sup>62</sup> Pikettys Untersuchungsergebnisse veranschaulichen in zahlreichen Grafiken, wie frappierend ähnlich die Vermögenskonzentration und die ungleiche Einkommensentwicklung vor 1929 und 2008 sowohl in den USA wie in Europa waren.<sup>63</sup>

Ungeachtet ihres unterschiedlichen Hergangs hinsichtlich des Auslösers, des Ablaufs und der Dauer sind beide Finanzkrisen, 1929 und 2008, ihrem Wesen

---

<sup>60</sup> Florian Pressler, Die erste Weltwirtschaftskrise. Eine kleine Geschichte der Großen Depression, München 2013.

<sup>61</sup> Piketty, a. a. O., S. 391

<sup>62</sup> Ebenda, S. 393.

<sup>63</sup> Ebenda, S. 395-431.



nach Ausdruck eines Systemwechsels innerhalb des Kapitalismus – von der Dominanz der Realwirtschaft hin zur Dominanz des Finanzkapitals, eben zum Finanzmarktkapitalismus. Im ersten Fall führte die Markt-anarchie und eine nationalistisch und Macht gesteuerte Politik der einzelnen Staaten in der Weltwirtschaft zu Protektionismus, Chaos, Massenelend und Faschismus sowie letztlich auch zum zweiten Weltkrieg. In der gegenwärtigen Weltwirtschafts- und Finanzkrise gelang es den Regierungen kapitalistischer Staaten, den Protektionismus weitgehend zu vermeiden und durch gigantische Bankenrettungspakete der Menschheit einen vollständigen Zusammenbruch der Banken und der Wirtschaft, einschließlich eines Dritten Weltkriegs, zu ersparen. Die massiven Kosten der Rettungsmaßnahmen gingen jedoch durch umfangreiche Kürzungen zu Lasten der Renten, der Bildung und der Gesundheit.

## **Jenseits des Finanzmarktkapitalismus**

Der Finanzmarktkapitalismus hat sich nach der obigen Analyse als großes Hindernis für sozialen Fortschritt im Kapitalismus erwiesen. Der keynesianisch regulierte Kapitalismus stellte im Grunde einen zivilisatorischen Höhepunkt in der Geschichte des Kapitalismus dar. Er beinhaltete Potentiale und gesellschaftliche Träger einer Perspektive hin zur postkapitalistischen Gesellschaft. Diese nach dem zweiten Weltkrieg bis zum Anfang der 1970er Jahre weltweit dominierende Form des Kapitalismus konnte sich über weite Strecken durch Wohlstandsvermehrung, durch Anpassung an demokratische Entwicklungen und durch ein Maß an sozialer Gleichheit, die der Kapitalismus überhaupt zulassen kann, legitimieren. In dieser Epoche konzentrierte sich der Finanzsektor im Wesentlichen auf geld- und kreditwirtschaftliche Aufgaben, die für das Funktionieren einer wachsenden Realwirtschaft unabdingbar sind. Hier gelang es den arbeitenden Menschen, vielleicht erstmalig in der Geschichte des Kapitalismus, den tatsächlichen Wert ihrer Arbeitskraft zu realisieren. Die Gewerkschaften konnten wie nie zuvor eine Stärke gewinnen, die ein ordentlich funktionierender gleichgewichtiger Kapitalismus benötigt. Ein strukturell überschüssiges Kapital, das der Realwirtschaft den Rücken kehrt, konnte erst gar nicht entstehen. Selbst die im Prinzip parasitären Rentierklassen investierten einen Teil ihrer Renditen in die Realwirtschaft. Auch der Imperialismus wurde in dieser Ära nahezu an den Rand gedrängt und jenen Kräften (besonders im EU-Agrarbereich) überlassen, die ihre Stellung auf den Weltmärkten durch monopolistische Sonderregeln und Machthebel hielten. Die Gewerkschaften waren stark genug, um über tarifpolitische Fragen hinaus soziale und demokratische Reformen anzustoßen und auch voranzubringen. In jener Epoche waren die Gewerkschaften sogar in der Lage, Arbeitszeitverkürzungen durchzusetzen, damit die Früchte der Produktivitätsentwicklung auch den arbeitenden Menschen zugutekommen. Über Jahrzehnte war Vollbeschäftigung kein Tabu, sondern das Wunschziel aller Regierungen. Die Annahme, dass der keynesianische Kapitalismus auf dem eingeschlagenen Weg der Arbeitszeitverkürzung im Begriffe war, die Voraussetzungen für eine neue postkapitalistische Ära zu begünstigen, ist kein Hirngespinnst, sondern ein historisches Erfordernis und übriges auch ein durchaus realistisches.

Doch haben linke Reformer jener Zeit leider übersehen, dass klassische keynesianische Regulierungsinstrumente nur unter den Bedingungen von hinreichend verfügbaren Wachstumsreserven zu mehr Wohlstand führen. Zudem haben sie auch nicht begriffen, dass bei einer Erschöpfung der Wachstumsreserven steigende Staatsausgaben eher zu Inflation, Stagnation, Arbeitslosigkeit und Armut führen können. Leider haben sie auch versäumt, sogar ganz im Sinne von Keynes selbst, durch einen radikalen Paradigmenwechsel statt auf Wachstum konsequent auf weitere Arbeitszeitverkürzungen zu setzen, um sowohl die drohende Massenarbeitslosigkeit zu vermeiden als auch den Zeitwohlstand zu vermehren.<sup>64</sup> Genau auf diesen historischen Fehler der europäischen und amerikanischen Reformbewegungen hatten Hayek und andere Neoliberale gewartet. Quasi über Nacht haben liberalkonservative Parteien überall Reformregierungen abgewählt und, möglicherweise auch aus Angst, dass weitere Reformen am Ende des Tages den Untergang des Kapitalismus befeuern könnten, mit voller Wucht und dem Neoliberalismus als Ideologie im Rücken das Ruder übernommen. Neoliberale Scheinalternativen und das Versprechen, durch Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, durch Deregulierung der Finanzmärkte, durch Liberalisierung der Weltmärkte und durch Privatisierung der Dienstleistungen Arbeitsplätze und Wohlstand erzielen zu können, führten – wie wir überall sehen können – für die Menschen zu einer sozialpolitischen Katastrophe, für den Kapitalismus jedoch zur Entstehung des Finanzmarktkapitalismus.

In diesem System verliert das Kapital seinen ihn legitimierenden zivilisatorischen Auftrag, weil hier die arbeitenden Menschen ihrer Autonomie und Kreativität beraubt werden und ihnen stattdessen der Status einer ständig in der Defensive gehaltenen und um ihre Zukunft bangenden Klasse der Besitzstandbewahrer zugewiesen wird. Von zentraler Bedeutung ist dabei die dramatische Verschiebung der Kräfteverhältnisse zu Lasten der arbeitenden Klassen durch die bewusste Zerschlagung von Gewerkschaften einerseits und durch die neue Allianz der – wie oben ausführlich dargelegt – im Finanzsektor beheimateten Rentierklassen mit einem beträchtlichen Teil der in der Realwirtschaft tätigen Großkonzerne andererseits. Das Ergebnis dieser Machtverschiebung lässt sich beispielsweise in der EU ablesen. Zahlreiche Errungenschaften der Arbeiterbewegung wie Kündigungsschutz und Flächentarifverträge wurde dramatisch abgeschwächt oder ganz abgeschafft, Feiertage gestrichen und Lohnstopp verhängt. Die Liste von Maßnahmen, die darauf ausgerichtet waren, die Konkurrenz der arbeitenden Menschen untereinander auf ein möglichst hohes Maß zu steigern und deren Kampfkraft auf ein möglichst niedriges Niveau zu senken, ist lang und bisher auch längst nicht voll abgearbeitet. In Großbritannien ist beispielsweise ein Gesetz in Vorbereitung, das bei Urabstimmungen den Anteil der Streikbefürworter auf die Hälfte der Abstimmungsberechtigten erweitern und damit die Schwelle von Urabstimmungen für Streikbeschlüsse anheben soll.

---

<sup>64</sup> Norbert Reuter, *Ökonomik der „Langen Frist“*. Zur Evolution der Wachstumsgrundlagen in Industriegesellschaften, Marburg 2000; Karl Georg Zinn, *Die Keynesche Alternative*, Hamburg 2008, S. 40.

Demnach soll es auch Unternehmern leichter gemacht werden, bei Streiks Zeitarbeiter einzusetzen. Zudem sollten Gewerkschaften zwei Wochen vor den Streiks die Polizei über geplante Aktivitäten informieren. Auf EU-Ebene, um ein anderes Beispiel zu nennen, sind Bestrebungen im Gang, die Kommission zu ermächtigen, sich bei Bedarf in die nationale Lohnfindung einzuschalten.<sup>65</sup>

Um es schon an dieser Stelle auf den Punkt zu bringen: Der Finanzmarktkapitalismus ist buchstäblich zu einem Bollwerk geworden, das eine emanzipatorische Perspektive über den Kapitalismus hinaus nahezu unmöglich macht. Im Finanzmarktkapitalismus ist die Herstellung von Angst und existenziellen Bedrohungen Dreh- und Angelpunkt der Herrschaft und der Überlebensstrategie der herrschenden Klassenallianz geworden: Angst der arbeitenden Menschen vor Entlassung in die Arbeitslosigkeit, Angst vor einem sozialen Absturz, Angst vor einem Leben ohne Würde, letztlich auch Angst vor einer aussichtslosen Zukunft der eigenen Kinder. Wachsende Langzeitarbeitslosigkeit und Aufrechterhaltung derselben ist ein zentrales Element, ja sogar ein Schlüssel des Erfolges dieser Strategie, die nicht nur Angst reproduziert, sondern gleichzeitig auch alle anderen erwünschten Zustände und Tendenzen (Absenkung des Lohnniveaus, Anpassungsbereitschaft der arbeitenden Menschen, Abschaffung der Tarifautonomie etc.) beinahe von selbst erzeugt.

Der Finanzmarktkapitalismus ging auch außenpolitisch zu einer offen aggressiven imperialistischen Strategie über. Er verstärkte massiv die bereits vorhandenen Bedrohungsängste und Feindbilder, bauschte den Islam zur neuen Bedrohung für den Westen auf (siehe Huntingtons „Krieg der Zivilisationen“) und machte diese Strategie anstelle von Gewaltfreiheit und Kooperation zur Richtschnur der internationalen Wirtschaftsbeziehungen, um analog zur nationalen Politik der Umverteilung von unten nach oben auch international das Modell Akkumulation durch Umverteilung von Reichtümern zu Lasten anderer Völker zu vervollständigen. Daraus folgten, wie wir weltweit beobachten können, Imperialismus, Chaos und Terrorismus, Wiederbelebung des Nationalismus, Kriege und globale Flüchtlingsbewegungen, die an dramatische Fluchtbewegungen des zweiten Weltkrieges erinnern. Die zwei Weltkriege und der Faschismus scheinen nach dieser Lesart der Geschichte der Ausdruck finanzmarktkapitalistischer Konterrevolution am Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen zu sein. Angesichts der nuklearen Vernichtungskapazitäten von heute vermag man sich nicht vorzustellen, wohin eine neue finanzmarktkapitalistische Katastrophe führen könnte.

Gleichzeitig ist diese menschenfeindliche Strategie das Fundament einer Überlebensstrategie jener rückwärtsgewandten finanzgetriebenen Klassenallianz, die sich – offensichtlich von ihrem Egoismus verblendet – über die geschichtlichen Erfahrungen des zweiten Weltkrieges und des Faschismus hinwegsetzt. Das gemeinsame Klasseninteresse am Überleben des Kapitalismus mag erklären,

---

<sup>65</sup> Ausführlicher siehe Sebastian Borger, Stephan Kaufmann, Eva Roth: Im Reich der Wettbewerbsfähigkeit, in: Frankfurter Rundschau v. 9./10. Januar 2016.

warum auch ein Teil der von produktiver Wertschöpfung lebenden Kapitalisten bereit ist, die Dominanz des von Umverteilung zehrenden unproduktiven Finanzkapitals stillschweigend hinzunehmen. Dazu gehört übrigens auch die Ignoranz gegenüber der schleichenden Entdemokratisierung und Entsolidarisierung in nahezu allen kapitalistischen Gesellschaften der Gegenwart.

Im Finanzmarktkapitalismus – dank der geballten Macht des Finanzkapitals – unterwirft sich der unproduktive Finanzsektor sämtliche Gesetzmäßigkeiten der produktiven Realwirtschaft und des gesellschaftlichen Zusammenhalts, einschließlich der Weltordnung. Allein dieser Sachverhalt der Herrschaft der Irrationalität über die rationalen Erfordernisse im realen Leben macht das System zu einer Zeitbombe und zu einer großen Gefahr für den gesellschaftlichen Frieden. Dieses System ist alles andere als stabil, es produziert periodisch gesellschaftliche Tsunamis, die immer wieder zu neuen Erschütterungen führen: Eine Finanzblase schwappt über zur nächsten, ein Krieg löst den nächsten ab, eine Umweltkatastrophe ruft die nächste hervor, eine Flüchtlings- und Armutskrise folgt der nächsten. Die Elite dieses Systems ist – offensichtlich von der Angst des eigenen Untergangs getrieben – sichtbar bestrebt, dieses System von oben nach unten und an den Menschen vorbei in den Institutionen, in den Verfassungen und den Verträgen für alle Ewigkeit zu verankern. Die im Vertrag von Maastricht, um ein Beispiel zu nennen, festgeschriebene Schuldenbremse macht es möglich, dass die EU-Kommission demokratisch beschlossene sozialpolitische Maßnahmen eines EU-Staates blockieren kann. Wie im Falle Griechenlands im Sommer 2015 vorexerziert, mobilisierten die finanzmarktkapitalistischen Eliten ihre geballte politische und institutionelle Macht, um – mit Verweis auf „die Einhaltung von gemeinsamen Regeln“, die sie selbst nach neoliberalen Messlatten schufen – jegliche Alternative zum gescheiterten neoliberalen Politikmuster rücksichtslos im Keim zu ersticken. Auch TTIP muss als weiterer Versuch des Finanzmarktkapitalismus aufgefasst werden, um im globalen Rahmen alle Standards und letztlich Projekte, die strategisch dem Finanzkapital abträglich sind, zur Strecke zu bringen.

Kurzum: der Finanzmarktkapitalismus lässt postkapitalistische Perspektiven in eine Zukunft verschieben, die so gut wie nie erreichbar sein soll. Deshalb, so meine Schlussfolgerung der obigen Analyse, stehen kapitalismuskritische Bewegungen und Parteien vor neuen gewaltigen Herausforderungen: Dazu gehört zuerst die Erkenntnis, dass postkapitalistische Perspektiven erst dann auf der Tagesordnung stehen, wenn das größte Hindernis, eben der Finanzmarktkapitalismus, überwunden ist. Demnach muss es das Ziel der kapitalismuskritischen Bewegungen und Parteien sein, die eine Zukunft frei von Ausbeutung, frei von der Herrschaft einer Minderheit der Reichen und Mächtigen aufbauen wollen, eine evolutionäre Strategie zu entwickeln, die aus zwei klar unterscheidbaren Etappen besteht. Dies ergibt sich daraus, dass der Finanzmarktkapitalismus eine selbstständige und vom gleichgewichtigen (keynesianischen) Kapitalismus unterscheidbare Kapitalformation ist, die – wie oben dargelegt – aus einer in sich widersprüchlichen Allianz aus parasitären Rentierklassen einerseits mit einer von der Wertschöpfung zehrenden Kapitalfraktion andererseits besteht. In diesem Modell richtet sich die Politik der herrschenden Allianz nicht nur gegen die

arbeitenden Menschen, sondern auch gegen die Interessen des Mittelstandes und insgesamt gegen jene Unternehmer, die selbst Opfer der Politik der Akkumulation durch Umverteilung geworden sind und daher auch Teil einer gegnerischen Allianz für einen nach vorne gerichteten Kapitalismus sein könnten.

Die obige Analyse führt jedenfalls zur politischen Schlussfolgerung, dass eine Strategie, die ernsthaft auf emanzipatorische und solidarische Verhältnisse jenseits des Kapitalismus aus ist, zwei klar unterscheidbare Etappen auseinanderhalten muss:

Das politische Ziel in der *ersten Etappe* muss die Überwindung des Finanzmarktkapitalismus sein, ein Ziel, das in den Vordergrund zu stellen ist, da erst dann politische Rahmenbedingungen zu erwarten sind, die für einen fairen Wettstreit um gesellschaftliche Alternativen unabdingbar sind. Ein fairer Wettstreit um eine bessere Zukunft wäre unter den Bedingungen der absoluten Dominanz des mächtigen Finanzkapitals, das über sämtliche materiellen und kulturellen Ressourcen verfügt, ohnehin so gut wie chancenlos. Anders verhielte sich der Sachverhalt, wenn in dieser Etappe die Austrocknung der Quellen des Finanzkapitals und die Schwächung der im Finanzmarktkapitalismus führenden Elite erfolgreich stattfände, indem die zum Himmel schreienden und noch nie da gewesenen Ungleichheiten beseitigt und die Demokratie weiterentwickelt würde. In der Perspektive der Überwindung des Finanzmarktkapitalismus setzt sich der soziale Träger aus einer breiten Allianz zusammen, die Hauptverlierer dieses System sind. Nach all den obigen Überlegungen gehört zu dieser Allianz, außer den arbeitenden Menschen, jener Teil der Kapitalfraktionen, die in der Realwirtschaft von der Mehrwertproduktion leben, aber kein überschüssiges Kapital erzielen, vielmehr im Konkurrenzkampf mit dem Finanzkapital um das eigene Überleben bangen und allmählich, aber unaufhaltsam, ihr Vermögen verlieren.

Erst dann und in einer *zweiten Etappe* wären kapitalismuskritische Kräfte gefordert, die Menschen für bessere Alternativen jenseits des Kapitalismus zu gewinnen. Nur wenn Menschen die Chance hätten, sich selbst von besseren Alternativen in ihrer Lebenspraxis überzeugen zu können, dann bestünde auch die Hoffnung, dass eine bessere Welt sich mehr oder weniger von selbst durchsetzt. Diese zweite Phase böte die Möglichkeit und günstigere Bedingungen, um für bessere Alternativen den theoretischen und praktischen Beweis zu erbringen. Zudem stünden antikapitalistische Kräfte bei den neuen, von parasitären und krankhaft gierigen Schichten befreiten Mächten politisch ganz anders da, um den Emanzipationsprozess vorantreiben.

Insofern hat die obige Etappenteilung auch den politisch pragmatischen Vorteil, emanzipatorisches Kräftepotential optimal einzusetzen, zuerst, auf der Basis einer breiten Allianz, den Finanzmarktkapitalismus zu überwinden, um dann den emanzipatorischen Weg fortzuführen. Man stelle sich nun vor, man entschiede sich dafür, mit dem zweiten Schritt vor dem ersten zu beginnen, d. h. also den Finanzmarktkapitalismus wegzuzaubern, um dann gleich die Überwindung des Kapitalismus in den Vordergrund zu stellen: Dann wäre doch klar, dass man

dadurch nur das Kunststück vollbrächte, sämtliche per se nicht antikapitalistischen Kräfte – und diese sind bei weitem mehr als nur die Kapitalisten selbst – in das Lager des Finanzkapitals zu treiben. Ich möchte an dieser Stelle behaupten, dass antikapitalistische Strömungen und Theoretiker, mit Ausnahme von Antonio Gramsci, seit über einem Jahrhundert genau dieser selbst blockierenden Verwechslung des zweiten mit dem ersten Schritt unterliegen.<sup>66</sup> Dies gilt auch für heute. Im linken, antikapitalistischen Lager dominieren Vorstellungen, die ausschließlich ein Ziel kennen und von Etappen zur Überwindung des Kapitalismus nichts wissen wollen. Trotz umfassender und aufschlussreicher Kritik am Finanzmarktmarktkapitalismus wurde bisher fast flächendeckend die Tatsache, dass dieses System als selbständige Kapitalformation mit einem qualitativ unterscheidbaren Akkumulationsmodell zu sehen ist, nicht einmal in Betracht gezogen. Stattdessen florieren postkapitalistische Debatten, in denen schon jetzt antikapitalistische Strategien im Vordergrund stehen. Mit einer solchen Vorstellung gäbe man doch freiwillig die historische Chance aus der Hand, zusammen mit dem humanistischen Teil der Unternehmer eine breite Allianz zu schmieden, die gewillt ist, dem Finanzkapital den Boden unter den Füßen zu entziehen und die zahlreichen unmenschlichen finanzmarktkaipalistischen Projekte zu stoppen. Diese Sicht analytisch transparent zu machen und angemessen darzustellen, stellte die Hauptmotivation für diese Analyse dar.

## Gegenstrategien

Ein gesellschaftliches Bündnis mit der Perspektive der Zerschlagung des Finanzsektors und dessen Reduktion auf originär geld- und kreditpolitische Aufgaben in der Volkswirtschaft braucht politische Projekte, die geeignet sind, die neoliberalen Politikmuster und das System Finanzmarktkaipitalismus zu delegitimieren. Folgende zwei Projekte lassen sich aus der obigen Analyse ableiten:

### 1. Austrocknung der Quellen des Finanzkapitals

Hier geht es vor allem um die Renten der Eigentümer an Grund und Boden und der Eigentümer an natürlichen Rohstoffen. Die langfristige und radikalste Lösung für Renteneinnahmen als Quelle des Finanzkapitals ist die universale Vergemeinschaftung sämtlicher Eigentumstitel an der Natur. Die Natur und ihre Gaben sind im ethisch-philosophischen Sinn das Erbe der Menschheit und können weder Eigentum von Individuen noch von Staaten sein. Individuen und Staaten sind alle Nutzer und müssten an die Weltgemeinschaft Pachtgebühren entrichten. Kurzfristig müssten die gegenwärtig erzielten Differentialrenten (Sondereinnahmen bei der Produktion fossiler Energieträger und sonstiger Rohstoffe) überproportional zu Gunsten globaler Fonds besteuert

<sup>66</sup> Ich habe den Verdacht, dass im Finanzmarktkaipitalismus von der Jahrhundertwende 19. zum 20. Jahrhundert Kommunistische Parteien und Bewegungen genau dieser Illusion verfielen und statt mit der Sozialdemokratie gegen Imperialismus, Krieg und Faschismus zu kämpfen, die Sozialdemokratie zu einem gefährlicheren Gegner kürten und den Weg für die faschistische Machtergreifung ebneten, eine These, die allerdings empirisch erhärtet werden müsste.

werden, z. B. für den Ausbau von regenerativen Energien in weniger entwickelten Ländern und für die globale Energiewende in ihrer Gesamtheit.

## 2. Systematische Unterbindung einer Umverteilung von unten nach oben

Dies kann und soll durch schrittweise Verkürzung der Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich und die Herstellung von Vollbeschäftigungsverhältnissen erreicht werden. Nur dadurch könnten die Löhne auf das Niveau der tatsächlichen Werte der Arbeitskraft gehoben werden, wodurch auch eine Umverteilung von der Arbeits- zur Kapitalseite und die Entstehung überschüssigen Kapitals, das in den Finanzsektor fließt, unterbunden würde. So ist der Kampf für schrittweise Arbeitszeitverkürzung der sozialpolitische Schlüssel zur Herstellung neuer gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und zur Zerschlagung des Finanzmarktkapitalismus. Deshalb haben die Eliten des Systems die größte Angst vor diesem sozialpolitisch richtungweisenden Projekt. Nicht von ungefähr definiert die EU in der Praxis ziemlich willkürlich die Höhe einer „hinnehmbaren strukturellen Arbeitslosenrate“ als normal, um keine beschäftigungspolitische Maßnahmen vornehmen zu müssen.<sup>67</sup>

Während die Austrocknung der Quellen des Finanzkapitals durch die Besteuerung der Differentialrenten der Grundeigentümer ein globales Projekt ist und aller Wahrscheinlichkeit nach auch von Kapitalisten in der Realwirtschaft mitgetragen werden dürfte – weshalb diese für eine breite Allianz gegen den Finanzmarktkapitalismus gewonnen werden müssten – ist die Arbeitszeitverkürzung zunächst ein national oder EU-weit zu realisierendes Projekt und müsste auch von einer gesellschaftlichen Allianz ohne Kapitalfraktionen erkämpft werden. Langfristig müsste so oder so die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit bei vollem Lohnausgleich in Abhängigkeit von der Produktivitätssteigerung in der Verfassung festgeschrieben werden. Die Beschäftigten hätten so einen handfesten Anreiz, die Produktivitätssteigerung in den Betrieben zu unterstützen, dafür hätten sie die Gewissheit, dass sie ihren Zeitwohlstand vermehren.

---

<sup>67</sup> Aus der Sicht der EU-Kommission „liegt eine Krise vor [...], wenn die aktuelle Arbeitslosenrate weit über dem liegt, was man strukturelle Arbeitslosenrate nennt. [...] Die EU schätzt die strukturelle Arbeitslosenrate so, dass sie immer der tatsächlichen folgt, starke Abweichungen werden weggeschätzt, damit auch die Krise!“ Derzeit liegt diese Rate in der Eurozone bei zehn Prozent. „Die EU geht davon aus, dass die Arbeitslosenquote auch dann zehn Prozent beträgt, wenn die Wirtschaft normal läuft.“ Und deshalb dürften bei dieser Rate „Staaten nicht mehr Geld ausgeben, um die Wirtschaft anzukurbeln, damit neu Jobs entstehen. Diese Arbeitslosen hat die EU abgeschrieben und für derzeit nicht brauchbar erklärt.“ Stephan Schulmeister, „Der nächste Crash kommt“, Interview mit der „Frankfurter Rundschau“ v. 2./3. Januar 2016.

*Dominik Feldmann/John Lütten/Patrick Ölkrug*

# **Migration durch Kapitalismus – Migration im Kapitalismus**

## **Begriffe, Motive, Dimensionen und Klassenfragen**

Pegida und AfD bilden Beispiele dafür, wie ein nicht zu verachtender Teil der deutschen Bevölkerung den Nationalismus als richtige und adäquate Reaktion auf steigende Zahlen von Geflüchteten in Deutschland betrachtet. Dies illustriert eine Haltung, welche es in jeder Hinsicht verfehlt, einen grundsätzlichen Zusammenhang zu enttarnen: Die Ausbeutung durch den Kapitalismus und dadurch entstehendes Leiden, soziale Schief lagen sowie Armut auf dieser Welt, die sich u.a. in den momentan viel diskutierten Migrationsbewegungen äußern. Da die kapitalistische Wirtschaftsweise und Migrationsbewegungen auf vielfältige Weise miteinander in Verbindung stehen, versucht dieser Beitrag entgegen der in den öffentlichen Diskursen stattfindenden Beschränkung auf das Erreichen zahlreicher MigrantInnen Deutschlands (Europas) einen Querschnitt möglichst vieler Aspekte von Migration in ihrer Entstehung, in den Migrationsströmen und der Situation im Zielland darzulegen. Dazu werden nach einer terminologischen Differenzierung der im Kontext Migration verwendeten Begriffe (Kapitel 1) die zentralen Motive für Migration dargestellt (Kapitel 2). Anschließend werden verschiedene Ströme von Migration, welche der europäisch- und deutsch-fokussierten Betrachtungsweise einen Gegenentwurf vorlegen, betrachtet (Kapitel 3). Schließlich wird die klassenspezifische Situation im Zielland Deutschland erörtert (Kapitel 4).<sup>1</sup>

### **1. Migration und Flucht – zum Verständnis**

Nicht immer ist klar, was mit den Begriffen Migration und Flucht genau gemeint ist und mitunter werden die Begriffe synonym gebraucht. Dabei ist Migration ein Oberbegriff, und Flucht eine besondere Form der Migration. Eine Übersicht über verschiedene Formen der Migration samt ihrer Merkmale liefert Jochen Oltner, der außerdem zwischen mehreren Formen der freiwilligen und unfreiwilligen Migration unterscheidet (vgl. Oltner 2012). Jeder Flüchtling ist folglich Migrant, doch nicht jeder Migrant auch Flüchtling. Diese Unterscheidung ist nicht nur juristisch, sondern vor allem politisch bedeutsam. Denn mit der Unterscheidung verschiedener Motive und Ursachen von Migration werden Aussagen über deren Legitimität verbunden. Ein Beispiel dafür ist die häufig geäußerte Unterscheidung von „Kriegsflüchtlingen“ und so genannten „Wirtschaftsmigranten“. Während die Flucht vor Krieg – zumindest formal – als legi-

---

<sup>1</sup> Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Einstiegs- und Überblicksreferats, das im März 2016 bei der „Marxistischen Studienwoche“ zum Thema „Migration und Kapitalismus“ gehalten wurde und in dem ausgewählte Rechercheergebnisse präsentiert wurden.



tim und schutzbedürftig anerkannt wird, wird die Flucht vor wirtschaftlicher Not als freiwillige Entscheidung verstanden, die keines staatlichen Schutzes bedürfe. Im politischen Diskurs wird damit eine Trennung von „echten“ und „unechten“ bzw. legalen und illegalen Flüchtlingen geschaffen.

## Genfer Flüchtlingskonvention

Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) definiert Flüchtlinge auf Grundlage der Genfer Flüchtlingskonvention als „Person, die sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt oder in dem sie ihren ständigen Wohnsitz hat, und die wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung eine wohlbegründete Furcht vor Verfolgung hat und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Furcht vor Verfolgung nicht dorthin zurückkehren kann“. Dabei vertritt das UNHCR die Position, dass auch Personen, die vor Hungersnöten in Folge von Kriegen ihr Land verlassen, als Flüchtlinge anzusehen sind. Der „Wirtschaftsmigrant“ hingegen „verlässt seine Heimat üblicherweise freiwillig, um seine Lebensbedingungen zu verbessern“ (UNHCR 2016). Als Flüchtling gilt somit, wer vor einer Hungersnot flieht, die durch einen bewaffneten Konflikt hervorgerufen wurde. Wer hingegen vor Armut flieht, die nicht unmittelbar durch einen Krieg hervorgerufen wurde, ist laut UNHCR „Wirtschaftsmigrant“ und hat keinen Anspruch auf den entsprechenden Schutz. Auch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BMBF) beruft sich auf die Genfer Flüchtlingskonvention, deren Definition Eingang in das Asylgesetz (früher: Asylverfahrensgesetz) gefunden hat.

Neben der Genfer Konvention existiert auch der subsidiäre Schutz, wie ihn die EU-Qualifikationsrichtlinie 2011/95/EU und, daran anschließend, das deutsche Asylgesetz festlegen. Subsidiärer Schutz kann ausgesprochen werden, wenn etwa „eine ernsthafte individuelle Bedrohung des Lebens oder der Unversehrtheit einer Zivilperson infolge willkürlicher Gewalt im Rahmen eines internationalen oder innerstaatlichen bewaffneten Konflikts“ besteht. Die subsidiär Schutzbedürftigen sind dann keine „Konventionsflüchtlinge“, erhalten jedoch zeitlich befristet einen Flüchtlingsstatus.

Mit den Definitionen der Genfer Flüchtlingskonvention und des subsidiären Schutzes wird die ökonomische Dimension der Migration jedoch explizit ausgeklammert. Als Flüchtling kann gelten, wer nachweisbar politisch verfolgt ist – wer „nur“ vor Armut und Hunger oder der Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen flieht, gilt als „Wirtschaftsmigrant“. Formal gelten politische, weltanschauliche und religiöse Verfolgung als Asylgründe, ein „ökonomisches Asyl“ etwa gibt es nicht. Politisch wird diese juristische Einteilung benutzt, um zwischen legitimen und illegitimen Motiven der Migration zu unterscheiden: „Wirklich Verfolgten“ soll Asyl und Schutz gewährt werden, vermeintlichen „Wirtschaftsflüchtlingen“ hingegen werden niedere und nicht legitime Beweggründe unterstellt – eine Herrschaftstechnik, die Einwanderer in „gut“ und „schlecht“ spaltet. Dabei sind die Motive zum Verlassen der Hei-

mat bzw. des jeweiligen Aufenthaltsortes unterschiedlich und nicht immer klar voneinander zu trennen.

## 2. Unterschiedliche Motive für Migration

Da der öffentliche Diskurs und die Rechtslage, wie in der terminologischen Abgrenzung von „Migration“ und „Flucht“ bereits dargelegt, mit Wertmaßstäben für die Rechtmäßigkeit einzelner Motive für Migration operieren und außerdem immer wieder, wenn auch nur oberflächlich, ein Diskurs über die Bekämpfung von Fluchtursachen geführt wird, sollen nun unterschiedliche Motive von Migration und die Entstehung dieser Motive dargestellt werden. Dabei sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich jede Migration individuell gestaltet und oftmals aufgrund einer Kombination unterschiedlicher Ursachen geschieht.

### Konflikte, Kriege, Gewalt

Bei diesem Motiv von Migration handelt es sich um eines, das im Rahmen der Terminologien als legitim bezeichnet wird. Dennoch begrenzen Deklarierungen von sogenannten sicheren Herkunftsstaaten nach Artikel 16a (3) des Grundgesetzes und Paragraph 29 (1-2a) des Asylgesetzes, bzw. dessen Anlage II, in der eine Enumeration sicherer Herkunftsstaaten vorgenommen wird, die Legitimität dieser Fluchtursache und damit die Legalität der Migration. Im Rahmen dieses Beitrages seien zwei wesentliche Konfliktgebiete ausgewählt: Afghanistan und Syrien.

In Afghanistan herrscht seit der kommunistischen Revolution im Jahr 1978 ein nicht endender Konflikt. Bis 1989 versuchte die Sowjetunion durch militärische Unterstützung die Regierung gegen islamistische Gruppierungen zu verteidigen und zu stabilisieren. Nach dem Abzug sowjetischer Truppen im Jahr 1989 und der nicht fortdauernden Hilfen durch die Auflösung der Sowjetunion 1991 begann ein Bürgerkrieg, in dem sich die Taliban im Verlauf der 90er Jahre große Gebiete Afghanistans zu eigen machten. Gemeinsam mit der „Vereinigten Front“, die jahrelang gegen den Einfluss der Taliban kämpfte, intervenierten das US-geführte Militärbündnis ISAF und die Operation *Enduring Freedom* nach den Terroranschlägen vom 11.09.2001 und eroberten weite Teile Afghanistans mit dem proklamierten Ziel der Demokratisierung und politischen Stabilisierung des Landes. Seit 2013 werden die stationierten Truppen schrittweise zurückgezogen. Die Bilanz des Krieges, vor allem die Sicherheitslage, ist gravierend: Im Jahr 2015 belegte Afghanistan auf dem weltweiten Friedensindex den drittletzten Platz (Institute for Economics & Peace 2015: 9). Laut dem UNHCR gewinnen regierungsfeindliche Gruppierungen, insbesondere die Taliban, immer mehr Einfluss, Gewalt nimmt zu, Nahrungsmittelversorgung, Gesundheit und Bildungszugang verschlechtern sich weiterhin (UNHCR 2013). Die Konsequenz bilden die Zahlen von den sich auf der Flucht befindenden Menschen: 2,63 Millionen. Darüber hinaus beträgt die Zahl der Binnenvertriebenen 947.872 Personen (UNHCR 2015a: 21).

Ein weiterer Ort gewaltsamer Konfliktaustragung ist spätestens seit 2011 Syrien. Nach jahrelanger Staatsführung durch Baschar al-Assad, die auch zu Repression und enormer sozialer Ungleichheit führte, bildeten sich, wie auch in anderen Län-

dern im Kontext des Arabischen Frühlings, Oppositionsbewegungen. Assad reagierte auf die zum Teil friedlichen Demonstrationen mit massiver militärischer Präsenz, welche zu Radikalisierung und Zusammenschlüssen bisher friedlicher Oppositioneller, bspw. zur Freien Syrischen Armee, die insbesondere aus den westlichen Staaten materielle Unterstützung genießt, führte. In den letzten Jahren wurde die Situation durch Eingreifen der Hisbollah und der Unterstützung Russlands für Assad sowie durch die Unterstützung vermeintlich moderater islamistischer Kräfte durch den Westen noch komplizierter. Im Rahmen des erstarkenden Islamischen Staates in syrischen Territorien hat sich Assad allerdings ebenfalls als Gegner des IS positioniert und sich folglich das Gefüge eines nationalen Bürgerkrieges zum Schauplatz weltweiter, geopolitischer Operationen gewandelt. Die Zahl der Todesopfer des gesamten Konflikts wird von verschiedenen Stellen unterschiedlich bemessen; sie schwankt zwischen 250.000 und 470.000 (Zeit Online vom 12.02.2016). Mitte 2015 meldete das UNHCR 4,18 Millionen flüchtende Menschen aus Syrien und 7,6 Millionen Binnenvertriebene (UNHCR 2015a: 23).

Einerseits legt das UNHCR dar, dass Syrien und Afghanistan die größten aller Herkunftsländer bilden (UNHCR 2015a: 21 ff.), andererseits hat sich die Zahl der weltweit ausgetragenen Konflikte stark erhöht, was die noch weiterhin zunehmende Bedeutung dieser Ursache von Flucht unterstreicht (Zeit Online vom 17.06.2015). Die ausgewählten Konfliktregionen machen außerdem deutlich, dass Interventionen aus dem Ausland die Konflikte und Menschenrechtsverletzungen in aller Regel nicht bändigen, sondern zur weiteren Eskalation und Vertiefung dieser Fluchtursache beitragen. Aussagekräftig sind im Kontext dessen die Rüstungsexporte, ohne die gewaltsame Konflikte per definitionem nicht möglich wären: Das SIPRI-Friedensforschungsinstitut in Stockholm berechnete, dass in den Jahren 2010 bis 2014 16 % mehr Waffen exportiert wurden als in den Jahren 2005 bis 2009. Die meisten Waffen exportierten dabei die USA, Russland, China, Deutschland und Frankreich (Deutschlandfunk vom 16.03.2015). Schuhler pointiert diesen Zusammenhang wie folgt: „Krieg und militärische Operationen sind die Hauptursache von Flüchtlingsbewegungen“ (Schuhler 2016: 24).

### „Globalisierung von unten“ durch „Globalisierung von oben“

Die Globalisierung, das Vernetzen und Zusammenwachsen der Welt, bedeutet insbesondere eine Erweiterung von Methoden der Profitmaximierung. Die Auslagerung von Produktion und die damit einhergehenden sozialen Verwerfungen (z.B. unmenschliche Arbeitsbedingungen, Kinderarbeit), bilden dabei einen Aspekt. Die ökonomische Globalisierung sichert den Industrienationen *darüber hinaus* Absatzmärkte, welche das Bestehen von nationalen Unternehmen insbesondere in der Landwirtschaft südlicher Staaten der Welt erschweren. Ein scheinbar unbegrenzter Zugang zu Rohstoffen in den südlichen Ländern mithilfe korrupter Machträger lässt die Globalisierung zusätzlich als sichere Mehrung von Profit erscheinen. Diesen Prozess bezeichnet Thomas Gebauer demnach zutreffend als „Globalisierung von oben“ (Gebauer 2015), welche den Besitzenden Vorteile verschafft. Die mit der Globalisierung einhergehende ökonomische Unterdrückung der südlichen Länder, vor allem durch erzwungene Strukturanpassung an den

Weltmarkt realisiert, formte für die Verlierer dieser Entwicklung jedoch undemokratische Strukturen, die soziale Ungerechtigkeiten reproduzieren und erweitern bis hin zu entstaatlichten Konstrukten, innerhalb derer sich die Unmenschlichkeit von z.B. Warlords gänzlich äußern kann. Die dadurch entstehende, weltweite Ungleichverteilung verdeutlichen die im Jahr 2016 von Oxfam publizierten Zahlen: die 62 reichsten Menschen der Welt besitzen so viel Vermögen wie die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung. Die Tendenz einer sich ausdehnenden Ungleichheit wird daran deutlich, dass Oxfam im Jahr 2014 noch berechnete, dass die reichsten 85 so viel besitzen wie die ärmeren 3,5 Milliarden Menschen der Welt. Die Reaktion dieser „Globalisierung von oben“, welche nicht das Versprechen einlöst, dass auch die Armen reicher werden, sondern Ungleichheiten verschärft werden, bildet eine „Globalisierung von unten“ (Gebauer 2015): Migrationsbewegungen. Menschen machen sich auf den Weg um neue Orte zu suchen, an denen sie sicher überleben können. Dies ist ein Motiv, das sich als ökonomisch ausweisen lässt und deswegen in der öffentlichen Diskussion Diskreditierung erleidet.

## Klima und Umwelt

Die dritte ausgewählte Ursache für Migration ist eine, die bisher wenig Beachtung findet, doch Zahlen und Schätzungen machen eine künftige Auseinandersetzung unausweichlich. Unterschiedliche Institutionen, bspw. die Internationale Organisation für Migration (IOM), geben an, dass sich im Jahr 2000 25 Millionen Menschen aufgrund von Klimaveränderungen auf der Flucht befanden, im Jahr 2015 waren es bereits 50 Millionen und für das Jahr schätzt man 200 Millionen (Gebauer 2015). Die Vorgänge der Erderwärmung und Umweltverschmutzung sowie die damit einhergehenden ökologischen Veränderungen, welche insbesondere durch die Art und Weise des Wirtschaftens zu erklären sind, verringern die Nutzbarkeit natürlicher Ressourcen (Boden, Trinkwasser), befördern die Anzahl an Naturkatastrophen, insoweit diese auf die menschlich verursachten Umweltveränderungen rückführbar sind, und zerstören Lebensräume. Dies betrifft in besonderer Härte die Entwicklungsländer, deren Armut sich dadurch weiter intensivieren wird, wie eine Studie von Greenpeace darlegt. Dafür werde vor allem die hohe ökonomische Abhängigkeit von der Natur und die Tatsache, dass viele Entwicklungsländer geographisch in den besonders von Klima- und Umweltveränderungen betroffenen Gebiete liegen, als Gründe benannt (Jakobeit/Methmann 2007: 33).

## 3. Globale Migrationsströme: Einige Schlaglichter

In medialen Diskursen und öffentlichen Debatten nimmt das Thema „Flucht“ seit 2015 einen sehr großen Raum ein. Allerdings bildet Flucht, wie bereits erörtert, nur eine mögliche Form von Migration und Zwangsmigration. In den teils sehr aufgeregten Debatten rund um die aktuelle Flüchtlingskrise (besser Flüchtlingsfrage) wird häufig fast ausschließlich über Migrationsströme aus Ländern anderer Kontinente nach Europa gesprochen und diskutiert. Dieser Teil des Beitrags reißt exemplarisch ein paar Beispiele an, die sich mit Migration aus Europa in Länder

anderer Kontinente sowie binnenarabischer und -afrikanischer Wanderung beschäftigen. Damit sollen die Eindimensionalität der Debatte um Flucht und Migration etwas aufgebrochen und Verhältnismäßigkeiten aufgezeigt werden.

Um sich generell der Bedeutung von Migration (in geschichtlicher Perspektive) zu nähern, kann mit dem Migrationsforscher Jochen Oltmer von „Migrationsgeschichte als Menschheitsgeschichte“ gesprochen werden. Menschen sind seit dem „Homo Sapiens“ immer in Bewegung gewesen und „Migration bildet seit jeher ein zentrales Element der Anpassung des Menschen an Umweltbedingungen und gesellschaftliche Herausforderungen“ (Oltmer 2012: 8). Auch die Einwanderungswelle, die Deutschland derzeit erlebt, ist nicht die erste und einzige seiner Geschichte. Erinnert sei z.B. an Hunderttausende von „Gastarbeitern“, die im Zuge des so genannten Wirtschaftswunders in den 1950er und 1960er Jahren vor allem aus den Ländern Südeuropas kamen, oder an die hunderttausend Geflüchteten, die aufgrund der Jugoslawienkriege die Balkanländer verließen. Neben den Zyklen der Einwanderung muss erwähnt werden, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts starke deutsche bzw. europäische Auswanderung in die USA erfolgte, dem mit großem Abstand beliebtesten überseeischen Ziel der Migrationsbewegungen dieser Zeit. In der Hochphase der USA-Einwanderung (1840er bis 1880er Jahre) zog es ca. 15 Millionen Europäer in die Vereinigten Staaten (u.a. über vier Millionen Deutsche, drei Millionen Iren, drei Millionen Briten und eine Million Skandinavier) (vgl. Oltmer 2012: 43).

### Arbeitsmigration im „Europa der Krise“: Das Beispiel Portugal

Die europäische Krise seit 2009/2010 hat Auswirkungen auf die Migrationsströme innerhalb Europas und von Europa in Länder außerhalb des Kontinents. Im Hinblick auf Migration kann Portugal seit längerer Zeit als eine Art „Durchgangs- bzw. Zwischenstation“ (Küpeli 2012: 39f.) im Bereich der Migrationspolitik bezeichnet werden: Das Land entwickelte sich in den 1990er Jahren zu einer „Semi-peripherie im globalen Migrationssystem“ (Góis/Marques 2010: 37 zit. n. ebd.: 40). Seither ist Portugal geprägt von zwei Migrationsbewegungen. Auf der einen Seite wandern PortugiesInnen nach Nordeuropa – vor allem Frankreich – aus. Auf der anderen Seite verzeichnet das Land Einwanderung von prekarierten ArbeiterInnen, die insbesondere aus den ehemaligen Kolonien in das Land auf der Iberischen Halbinsel kommen (vgl. ebd.). Die Arbeitsmigration der PortugiesInnen hat sich in der europäischen Krise allgemein deutlich verstärkt und es kommt ein weiterer, auf den ersten Blick etwas paradoxer, Migrationsstrom hinzu. Es handelt sich dabei um eine Umkehrung eines bereits bestehenden Stromes. Viele BewohnerInnen des iberischen Landes wandern aufgrund hoher Arbeitslosigkeit und schlechter Zukunftsperspektiven – neben den reicheren europäischen Ländern – in ehemalige Kolonien wie Angola und Mosambik aus. Paradox mutet das aufgrund der historischen Rolle als ehemalige Kolonialherren dieser Länder an: „Der Zustrom aus Portugal wirkt wie eine Umkehr der Geschichte“ (FAZ vom 22.05.2012). Verständlich wird es, wenn man den wirtschaftlichen Aufschwung in Angola und Mosambik den Problemen der portugiesischen Wirtschaft gegenüberstellt: Angolas Entwicklung ist durch eine wachsende Erdölindustrie ge-

kennzeichnet, in der mittlerweile viele gut ausgebildete ArbeiterInnen aus Portugal beschäftigt sind (Küpeli 2013: 40). In Mosambik zieht die Rohstoffindustrie (Kohle-, Gold- und vor allem Gasvorkommen) insbesondere portugiesische Ingenieure an (Zeit Online vom 31.01.2013).

## Globale Fluchtbewegungen im Kontext der Debatte um Flucht nach Deutschland

Ein populärer Satz, der häufiger im öffentlichen und privaten Raum geäußert wird, lautet: „Deutschland kann nicht die Flüchtlinge der ganzen Welt aufnehmen“. Der Satz, so richtig er in seiner rein sachlichen Feststellung wäre, impliziert doch auch, dass die weltweit Flüchtenden allesamt vor den Toren Deutschlands stünden. Dem ist mitnichten so und auch vor den Toren Europas stehen sie nicht. Gebauer etwa formuliert treffend: „So groß das weltweite Ausmaß von Flucht und Migration heute ist, so sehr entbehren die politisch geschürten Befürchtungen der Grundlage, Europa könne von Flüchtlingswellen, von ‚Überfremdung‘ und Gewalt überschwemmt werden“ (Gebauer 2015). Dem „Global Trends Report“ vom UNHCR (Juni 2015) für das Jahr 2014 wiederum lässt sich entnehmen, dass „allein im Jahr 2014 insgesamt 13,9 Millionen Menschen zu Flüchtlingen oder Binnenvertriebenen [wurden] – viermal so viele wie noch 2010. Weltweit gab es [...] insgesamt 19,5 Millionen Flüchtlinge (2013: 16,7 Millionen), 38,2 Millionen Binnenvertriebene (2013: 33,3 Millionen) und 1,8 Millionen Asylsuchende, die noch auf den Ausgang ihres Asylverfahrens warteten (2013: 1,2 Millionen). Besonders alarmierend: Die Hälfte aller Flüchtlinge sind Kinder“ (UNHCR 2015b; vgl. UNHCR 2014a: 5).

In den „Mid-Year Trends“ 2015 des UNHCR lautete die Prognose für 2015: „As the number of refugees, asylum-seekers, and internally displaced persons (IDPs) worldwide continued to grow in 2015, it is likely that this figure has far surpassed 60 million“ (UNHCR 2015a). Was die Aufnahme dieser 60 Millionen Geflüchteten in Deutschland (und Europa) betrifft, so zeichnet sich ein eindeutiges Bild ab, wenn man die Zahl der aufgenommen Geflüchteten und die Bevölkerungsgröße der Aufnahmeländer in Beziehung zueinander setzt: „Unter den ersten zehn waren 2014 [...] als einzige europäische Länder Schweden mit 15 und Malta mit 14 Flüchtlingen pro 1.000 Einwohner – auf Platz neun und zehn. An der Spitze lag Libanon mit 232 pro 1.000, in weitem Abstand gefolgt von Jordanien mit 87 pro 1.000. Unter den ersten zehn befanden sich mit dem Tschad und Südsudan auch zwei Länder, die selbst Ausgangspunkt von Fluchtbewegungen sind“ (jW vom 08.10.2015; vgl. UNHCR 2014a: 15).

Im Jahr 2015 erreichten fast 1,1 Millionen registrierte Geflüchtete Deutschland (IAB 2016: 4). Die meisten geflüchteten Menschen weltweit aber leben in armen Ländern, was eine sehr ungleiche globale Verteilung verdeutlicht, die auch in Zeiten stark ansteigender Fluchtströme fortbesteht: „Reichere Länder nehmen weit weniger Flüchtlinge auf als weniger reiche. Knapp neun von zehn Flüchtlingen (86 Prozent) befanden sich 2014 in Ländern, die als wirtschaftlich weniger entwickelt gelten. Ein Viertel aller Flüchtlinge war in

Staaten, die auf der UN-Liste der am wenigsten entwickelten Länder zu finden sind“ (UNO 2014; vgl. UNHCR 2014a: 15).

## Binnenmigration und Flucht in Nachbarländer: Die Beispiele Afghanistan, Syrien und Südafrika

Aufschlussreich im Zusammenhang mit dem gewaltigen Anstieg der Zahl weltweit Flüchtender (2005: 37, 5 Millionen; 2013: 51,2 Millionen; 2014: 59,5 Millionen; UNHCR 2014a: 5) und ihrer Aufnahme ist die Differenzierung zwischen jenen, die ihr Land verlassen und jenen, die innerhalb ihres Landes ihren Lebensstandort wechseln. In einer Studie für terre des hommes Deutschland und die Welthungerhilfe betont Jochen Oltmer die Bedeutung von Binnenvertriebenen (Internally Displaced Persons – IDP) und erläutert die Hintergründe. Finanzielle Ressourcen seien ausschlagend und bildeten „eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung eines individuellen Migrationsprojekts, das zu einem Überschreiten von Grenzen führt“ (Oltmer 2015: 26). Bezahlt werden müssten die Formalitäten für Ein- und Ausreisen und Transportkosten (Reisekosten, eventuell Spedition). Illegal Einreisende hätten in der Regel viel Geld für „Schlepper“ aufzubringen. Zahlreiche Studien belegten auch, so Oltmer, dass Armut zu einer massiven Einschränkung der Bewegungsfreiheit führe. Deshalb wichen Flüchtende zumeist innerhalb ihres Landes aus oder aber in eins der Nachbarländer. Neben finanziellen Mitteln wird verwandtschaftlich-bekanntschafflichen Netzwerken und Pioniermigranten eine größere Bedeutung für Migrationsbewegungen beigemessen (vgl. ebd.: 26f.).

In den beschriebenen Konfliktstaaten Afghanistan und Syrien spielen die finanziellen Möglichkeiten für die Zwangsmigration Flucht eine große Rolle. Über drei Jahrzehnte lag Afghanistan in der UNHCR-Statistik an erster Stelle der Herkunftsländer mit den meisten internationalen Geflüchteten (2013: 2,47 Mio, 2014 Mitte: 2,6 Mio). Beginnend in der Mitte von 2014 hat aber Syrien durch den anhaltenden Krieg statistisch Afghanistan abgelöst (UNHCR 2014b: 4). So verließen Mitte 2015 bereits 4,2 Millionen Flüchtende Syrien, Ende 2010 waren es „nur“ 20.000 gewesen (UNHCR 2015a: 4). In beiden Fällen leben die meisten in den Nachbarländern. Flüchtende AfghanInnen wandern zu einem sehr hohen Prozentsatz nach Pakistan und in den Iran: „Both countries continued [in 2014] to host the majority of Afghan refugees, with 1.5 million and 951,000 persons, respectively“ (UNHCR 2015a). Syrische Geflüchtete gelangten häufig in die benachbarten Länder: Türkei (Ende 2014 mehr als eine Million), Jordanien (Mitte 2014: 620.000), Irak (Ende 2014: 220.000) und Libanon (Ende 2014: 1,2 Millionen) (vgl. Oltmer 2015: 27). Hinzu kommen im Fall von Syrien noch zahlreiche Binnenflüchtlinge.

Zuletzt soll ein kurzer Blick auf afrikanische Migrationsströme erfolgen. Kommen Einwanderer etwa nach Angola oder Mosambik aufgrund des Wachstums durch die großen Öl-, Gas- oder Kohlevorkommen, so locken Südafrika oder die Elfenbeinküste mit ihrer breiten industriellen Basis (FAZ Online vom 22.04.2015). Speziell Südafrika ist ein herausstechendes Beispiel für intra-

kontinentale bzw. nachbarschaftliche Migration. Das Land „beherbergt mehr Asylbewerber als ganz Europa – drei bis sieben Millionen Menschen haben sich laut Schätzungen dort als Schutzsuchende registrieren lassen“ (jW vom 02.12.2015). Hierbei ist allerdings zu beachten, dass es aufgrund eines Zusammenbruchs des Erfassungssystems keine genauen Zahlen gibt. Für Geflüchtete und Asylsuchende aus ganz Afrika ist das Land am südlichen Zipfel Afrikas ein Migrationsziel und nicht die Flucht etwa über das Mittelmeer: „Die meisten Asylsuchenden fliehen vor den Konflikten in der Demokratischen Republik Kongo und Somalia [...]. Aber auch immer mehr Menschen aus Burundi, Äthiopien, Ruanda und Simbabwe fliehen vor politischer Verfolgung und Armut nach Südafrika“. Das Land kann zugespitzt „als afrikanisches Migrationsmekka“ bezeichnet werden (DW Online vom 04.09.2015).

#### **4. Flucht, Asyl und Arbeitsmarkt – das Beispiel Deutschland**

Nach Angaben des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) sind zwischen Dezember 2014 und Dezember 2015 mindestens 955.000 MigrantInnen nach Deutschland gekommen. Die genauen Zahlen dürften laut IAB jedoch weitaus höher liegen, weil zahlreiche Zufluchtssuchende noch nicht registriert wurden. Geflüchtete stellen erwartungsgemäß den größten Anteil der MigrantInnen dar, gleichwohl gehen auch Zugewanderte etwa aus verschiedenen EU-Ländern in die Statistik ein. Etwa 1,1 Mio. Geflüchtete sind laut IAB-Angaben im Jahr 2015 neu in der Bundesrepublik erfasst worden. Wer als Flüchtling erfasst wird, wird im „Ausländerzentralregister“ (AZR) sowie im sog. „EASY-System“ aufgenommen, das zur Verteilung der erfassten AsylbewerberInnen auf die Bundesländer eingesetzt wird. Im offiziellen „Zuwanderungsmonitor“ des IAB vom Januar 2016 heißt es dazu: „Im EASY-System, das Flüchtlinge zur Verteilung über die Bundesländer erfasst, wurden von Januar bis Dezember 2015 gut 1,1 Millionen neu zugezogene Flüchtlinge gezählt, davon rund 127.000 allein im Dezember 2015. Die tatsächliche Zahl der Flüchtlinge kann aufgrund einer unvollkommenen Erfassung, aber auch aufgrund von Doppelzählungen, Rück- und Weiterreisen von den Zahlen des EASY-Systems in die eine oder andere Richtung abweichen“ (IAB 2016: 4).

Im Jahr 2015 kamen 74 Prozent der neu registrierten Geflüchteten aus den sogenannten „Kriegs- und Krisenländern“ (Afghanistan, Eritrea, Irak, Iran, Nigeria, Pakistan, Somalia und Syrien) und 13 Prozent aus den Ländern des Westbalkans. Während Asylanträge von MigrantInnen aus Syrien und dem Irak dem IAB zufolge überwiegend positiv beschieden wurden, wurden MigrantInnen aus dem Balkan meist abgelehnt.

#### **Arbeitsmarktzugang**

Für Zugezogene aus EU-Ländern gilt die sogenannte Arbeitnehmerfreizügigkeit. Flüchtlinge aus Nicht-EU-Ländern hingegen müssen auf die Bearbeitung ihres Asylantrags warten und dürfen währenddessen allenfalls eingeschränkt arbeiten. Ihr Arbeitsmarktzugang richtet sich nach der Art der Aufenthaltser-



laubnis. Es gibt mehrere Aufenthaltstitel mit unterschiedlichen Möglichkeiten des Arbeitsmarktzugangs:

Die *Aufenthaltsgestattung* gilt, solange der Asylantrag gestellt und noch nicht beschieden ist. Während dieser Zeit gilt eine eingeschränkte Arbeitserlaubnis.

Eine *Duldung* wird ausgestellt, wenn der Asylantrag negativ beschieden wurde, die Abschiebung jedoch vorübergehend ausgesetzt wurde. Währenddessen gilt eine eingeschränkte Arbeitserlaubnis (z.B. Zustimmung der Ausländerbehörde nötig).

Eine *Aufenthaltserlaubnis* wird in der Regel befristet für eine Dauer bis zu drei Jahren erteilt und kann in eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis übergehen. Während dieser Zeit besteht eine uneingeschränkte Arbeitserlaubnis.

Nur mit einer Aufenthaltserlaubnis haben Geflüchtete also uneingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt. Deren Integration in den Arbeitsmarkt verläuft nach Angaben des IAB jedoch nur langsam: Ein Jahr nach dem Zuzug sind im Schnitt nur 18 Prozent in den Arbeitsmarkt integriert; nach fünf Jahren sind es rund 50 Prozent, und erst nach knapp 13 Jahren sind 70 Prozent der Geflüchteten erwerbstätig (IAB 2015c: 10). Statistisch gesehen erhalten sie die schlechtesten Löhne. Auch zehn Jahre nach dem Zuzug beträgt das monatliche Durchschnittseinkommen in der Regel nicht mehr als 1.500 Euro, wie das IAB schreibt: „Das monatliche Durchschnittsgehalt von vollzeiterwerbstätigen Flüchtlingen betrug im ersten Jahr nach dem Zuzug rund 1.100 Euro, zehn Jahre nach dem Zuzug 1.500 Euro und stieg danach auf 1.600 bis 1.700 Euro. Die monatlichen Durchschnittseinkommen von Flüchtlingen sind damit im ersten Zuzugsjahr gut 400 Euro geringer als die von anderen Migranten-Gruppen, nach 15 Jahren immer noch um 300 Euro. Insgesamt gehören die Migranten, die als Schutzsuchende nach Deutschland gekommen sind, zu den am schlechtesten verdienenden Gruppen am deutschen Arbeitsmarkt.“ (ebd.)

## Qualifikationsstruktur unbekannt

Über die Bildungsabschlüsse, abgeschlossenen Ausbildungen usw. der jüngst nach Deutschland Gekommenen ist bislang nur sehr wenig bekannt. Das liegt zum einen an der mangelnden Erfassung insgesamt, und zum anderen daran, dass die Angaben zu Beruf und sozialer Herkunft freiwillig sind. In einem IAB-Bericht, der die Arbeitsmarktsituation von AsylbewerberInnen im September 2015 wiedergibt, hieß es: „Das BAMF erhebt auch die Qualifikation von Flüchtlingen auf der Grundlage freiwilliger Selbstauskünfte. Die Erhebung ist nach Auskunft des BAMF trotz hoher Fallzahlen nicht repräsentativ. Den Angaben zufolge haben unter den 2015 befragten Flüchtlingen 13 Prozent eine Hochschule, 17,5 Prozent ein Gymnasium, 30 Prozent Haupt- und Realschulen (Sekundarschulen), 24 Prozent Grundschulen und 8 Prozent gar keine Schule besucht.“ (IAB 2015b) Recherchen eines Zeit Online-Artikels vom vergangenen Januar kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Der Autor bezieht sich auch auf Angaben einer angeblichen internen Präsentation der Bundesarbeitsagentur, der zufolge rund 80 Prozent der erfassten Geflüchteten

keinerlei berufliche Qualifikation aufweisen würden (Zeit Online vom 16. Januar 2016).

## Reaktionen der Bourgeoisie

Dennoch hat die Kapitaleseite bislang überwiegend positiv auf die Ankunft der Geflüchteten in der Bundesrepublik reagiert. Die Statements einschlägiger „Arbeitgeber“-Zusammenschlüsse (BDA, BDI, DIHK, ZDH usw.) sowie O-Töne von Wirtschaftsvertretern machen deutlich, dass darin großes ökonomisches Potential ausgemacht wird. Die Wirtschaftswoche stellte im vergangenen September Statements von DAX-Managern und anderen Kapitalvertretern zusammen, die sich allesamt optimistisch über die Flüchtlingszahlen äußern (vgl. Wirtschaftswoche vom 7. September 2015). Verschiedene Papiere und Stellungnahmen u.a. der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) machen die Position der Kapitaleseite deutlich: Während einerseits eine schnellere Bearbeitung der Asylanträge sowie eine schnellere Abschiebung der Abgelehnten gefordert wird, schlagen die Kapitalisten verstärkte Maßnahmen zur ökonomischen Integration und Qualifizierung vor: Sprachkurse, Abbau von Hürden zur Berufsausbildung und Zugang zu staatlichen Mitteln zur Förderung der Ausbildung. Vor allem die Forderung, Geflüchtete als Leiharbeiter einsetzen zu können, wird dabei immer wieder vorgebracht: „Das Beschäftigungsverbot in der Zeitarbeit muss vollständig und unabhängig von der jeweiligen Qualifikation von Beginn an abgeschafft werden.“ (BDA/BDI/ZDH 2016: 3)

## „Wege in Ausbildung für Flüchtlinge“

Ein konkretes Beispiel für die gezielte Integration in den Arbeitsmarkt ist die Initiative „Wege in Ausbildung für Flüchtlinge“, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), der Bundesagentur für Arbeit (BA) und dem Zentralverband des Deutschen Handwerks (ZDH) initiiert wurde. Das Ziel der Initiative ist die „nachhaltige Integration von nicht mehr schulpflichtigen Asylberechtigten und anerkannten jungen Flüchtlingen sowie Asylbewerbern oder Geduldeten mit Arbeitsmarktzugang in eine Ausbildung im Handwerk“, wie es in einer gemeinsamen Erklärung heißt. Dazu verpflichten sich alle drei Institutionen zu gemeinsamen Maßnahmen: Das BMBF entwickelt ein Förderprogramm für die Berufsorientierung junger Flüchtlinge und stellt dafür 20 Mio. Euro zur Verfügung. Das erklärte Ziel ist die Integration von 10.000 Flüchtlingen in eine Handwerks-Ausbildung in den nächsten zwei Jahren. Die Bundesagentur für Arbeit stellt die Schnittstelle und Vermittlung durch Berufsberater in den jeweils zuständigen Jobcentern und fördert die entsprechenden Flüchtlinge im Zeitraum von April 2016 bis 2018. Das Handwerk (ZDH) „bietet in den Bildungszentren Teilnehmerplätze für eine vertiefte Berufsorientierung und Maßnahmen der Arbeitsförderung und unterstützt den Praxisbezug durch betriebliche Praktika für die Teilnehmer der speziellen Berufsorientierung“. Dabei stellt es 10.000 Ausbildungsplätze zur Verfügung und begleitet die Flüchtlinge durch eigene Berater während der Ausbildung (BMBF/BA/ZDH 2016: 2f.).

Neben überregionalen Initiativen zur ökonomischen Integration von Geflüchteten gibt es verschiedene ähnlich gelagerte regionale Projekte. Verschiedene Handelskammern oder „Arbeitgeber“-Vereinigungen bringen auch den Vorschlag eines sogenannten „Qualifizierungspraktikums“ ins Spiel, bei dem anerkannte Flüchtlinge probeweise und ohne Vertrag in Betrieben arbeiten, um sich für Billigjobs zu „qualifizieren“ und womöglich die Chance erhalten, in ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis überzugehen.

## Klassenfrage Migration

Das Bemühen der Bourgeoisie um die rasche Integration der Geflüchteten in den Arbeitsmarkt macht deutlich, dass Migration und die Asylfrage Klassenfragen sind. Denn hinter dem gesellschaftspolitischen Engagement der Wirtschaftsverbände steht kein abstrakter Humanismus, sondern konkretes ökonomisches Kalkül. Für die Betroffenen wären der verbesserte Arbeitsmarktzugang und staatlich unterstützte Maßnahmen zur beruflichen Qualifizierung sicherlich eine Verbesserung ihrer Situation: (Lohn-)Arbeit ist der zentrale Schlüssel zur gesellschaftlichen und ökonomischen Teilhabe, linke und andere Organisationen kritisieren daher schon lange das Arbeitsverbot für Geflüchtete ohne Aufenthaltserlaubnis – es verdammt die Betroffenen zur Apathie und schafft im Zweifelsfall Anreize zur kriminellen Geldbeschaffung.

Die Unternehmer, die jetzt den Zustrom der Geflüchteten bejubeln, werden jedoch ganz andere Motive für ihre Bemühungen haben: Sie dürften die Chance erblickt haben, sich mit staatlicher Unterstützung ein disponibles Arbeitskräftepotential zu schaffen, das wenig Ansprüche stellt – der Großteil der Geflüchteten wird froh sein, sich überhaupt ein Einkommen erwirtschaften zu können – und gegen andere Teile der Arbeiterklasse ausgespielt werden kann. Durch einen solchen Dumpingwettbewerb könnten Löhne gesenkt und Druck auf die bundesdeutschen Beschäftigten ausgeübt werden, um ihnen wichtige Zugeständnisse abzurufen. Wer gerade vor Krieg und Hunger geflohen ist, wird sich schließlich kaum für Tariflöhne, bezahlte Überstunden oder betriebliche Interessenvertretung einsetzen. Die Sorgen vor dem sozialen Abstieg sowie Status- und ökonomischen Verlusten durch die Integration der geflüchteten Menschen, die nun vermehrt geäußert werden, gründen daher nicht ausschließlich auf rassistischer Ideologie, sondern sie haben eine reale Grundlage. Einiges spricht dafür, dass die Geflüchteten für den Klassenkampf von oben missbraucht werden sollen, damit bundesdeutsche Beschäftigte und Geflüchtete sich im Wettbewerb um Jobs gegenseitig unterbieten und niederkonkurrieren. Diese Sorgen sind der Nährboden für Neofaschisten und Rechtspopulisten von Pegida, AfD und Co., wenn die Linke sie nicht aufgreifen und progressiv wenden kann. Ein moralisches und abstrakt-humanistisches „Refugees Welcome!“ reicht angesichts dessen also nicht. Es müssen Wege gefunden werden, die Konkurrenz zwischen den Geflüchteten und der deutschen Arbeiterklasse zu unterbinden, um sich gemeinsam gegen die Ursachen und Profiteure von Fluchtursachen und Ausbeutung wehren zu können.

## 5. Fazit

Wie die umrissenen Ursachen und Motive für Migration zeigen, gibt es keinen stichhaltigen Grund dazu, Fluchtursachen begrifflich oder juristisch als legitim oder illegitim zu bewerten. Es spielt keine Rolle, ob ein Mensch vor Bomben, Hunger, Naturkatastrophen oder Perspektivlosigkeit flieht; er tut es, weil er ein bestimmtes Ziel verfolgt: die Suche nach sicherem Leben. Die Entstehung in legitime und illegitime Migration verdeckt außerdem die ursprüngliche Entstehung aller Motive, deren Bezug im öffentlichen Diskurs häufig nicht hergestellt wird: „Krieg, Armut, Umweltkatastrophe – zusammengefasst: der globale Kapitalismus“ (Schuhler 2016, S. 18). Die genannte „Globalisierung von oben“, ausgewählte Konflikte in Afghanistan und Syrien, welche mittels kurzfristiger geopolitischer Ziele und ökonomischer Interessen an der Entstehung von Kriegen weiter eskalieren, sowie Klimaveränderungen sind auf den Kapitalismus zurückzuführen. Dabei offenbart sich der Blick auf Ziele von Migration als auch auf unterschiedliche Migrationsströme in der öffentlichen Debatte als äußerst beschränkt. Das Bild einer südlichen Welt, die sich ausschließlich auf den Weg nach Europa oder gar nach Deutschland macht, kann im Lichte der Vielzahl von Migrationsbewegungen nur verworfen werden. Einerseits ignorieren solche Anschauungen das enorme Ausmaß der Binnenflucht, die Aufnahme in direkt benachbarte Staaten der Konfliktländer sowie die Zielländer innerhalb anderer Kontinente, bspw. Südafrika. Andererseits bleiben Migrationsbewegungen aufgrund der EU-Krise aus Europa in die Welt unbeachtet. Schlussendlich inszeniert die Kapitalseite eine Willkommenskultur, welche durch eine Art von Integration in Ausbeutungsmechanismen versucht, billige Arbeitskraft zu rekrutieren und Löhne zu drücken. Die durch den Kapitalismus verursachte Migration wird also verwendet, um neue Formen der Kapitalakkumulation zu ermöglichen. Dabei wird das betrieben, was rechte Bewegungen stark macht: Es werden diejenigen gegeneinander aufgebracht, denen es in dieser Wirtschaftsformation am schlechtesten geht. Die Ursachen von Migration, die Aufnahmebegrenzung von Migrierenden und die Klassenfrage in den Zielländern verdeutlichen eines: Migration kann niemals ohne kapitalismuskritische Reflexion diskutiert werden. Dem oberflächlichen und neoliberalen öffentlichen Diskurs muss stattdessen ein klarer politischer Standpunkt entgegengestellt werden.

## Literatur

- BDA (2016): Integration von Flüchtlingen mit Bleibeperspektive in den Arbeitsmarkt verbessern, [http://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/id/de\\_fluechtlinge](http://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/id/de_fluechtlinge) (letzter Zugriff 17. Februar 2016).
- BDA/BDI/ZDH (2016): Gemeinsame Erklärung der Präsidenten von BDA, BDI und ZDH zur Asyl- und Flüchtlingspolitik, [http://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/res/P100416GemErkl.pdf/\\$file/P100416GemErkl.pdf](http://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/res/P100416GemErkl.pdf/$file/P100416GemErkl.pdf) (letzter Zugriff 17. Februar 2016).
- Deutschlandfunk vom 16.03.2015, Sipri-Bericht: Waffenexporte weltweit gestiegen,

- [http://www.deutschlandfunk.de/sipri-bericht-waffenexporte-weltweit-gestiegen.1818.de.html?dram:article\\_id=314319](http://www.deutschlandfunk.de/sipri-bericht-waffenexporte-weltweit-gestiegen.1818.de.html?dram:article_id=314319) (letzter Zugriff 19.02.2016).
- DW Online vom 04.09.2015, Flucht nach Südafrika, <http://www.dw.com/de/flucht-nach-s%C3%BCdafrika/a-18694158> (letzter Zugriff 15.02.2016).
- FAZ Online vom 22.05.2012, Mocambique – Die Rückkehr der Kolonialherren, <http://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/mocambique-die-rueckkehr-der-kolonialherren-11760187.html> (letzter Zugriff 13.02.2016).
- FAZ Online vom 22.04.2015, Afrika leidet unter seiner Bildungsmisere, <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/migration-afrika-leidet-unter-seiner-bildungsmisere-13553417.html> (letzter Zugriff 13.04.2016).
- Gebauer, Thomas (2015): Fluchtursache Globalisierung – Migration als Antwort, <https://www.medico.de/migration-als-antwort-16015/>, (letzter Zugriff 17.02.2015).
- Institute for Economics & Peace (2015): Global Peace Index 2015, [http://economicsandpeace.org/wp-content/uploads/2015/06/Global-Peace-Index-Report-2015\\_0.pdf](http://economicsandpeace.org/wp-content/uploads/2015/06/Global-Peace-Index-Report-2015_0.pdf) (letzter Zugriff 19.02.2016).
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2016): Zuwanderungsmonitor, Januar 2016.
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2015): Flüchtlinge und andere Migranten am deutschen Arbeitsmarkt: Der Stand im September 2015. Aktueller Bericht 14/2015.
- International Labour Organization (ILO) (2015a): ILO global estimates on migrant workers. Results and methodology. Genf.
- International Labour Organization (ILO) (2015b): Global Wage Report 2014/2015. Genf.
- Jakobeit, Cord/Methmann, Chris (2007): Klimaflüchtlinge, [https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/klimafluechtlinge\\_endv\\_0.PDF](https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/klimafluechtlinge_endv_0.PDF) (letzter Zugriff 19.02.2016).
- junge Welt Online vom 08.10.2015, Die Ärmsten schultern das Elend, <https://www.jungewelt.de/2015/10-08/003.php> (letzter Zugriff 13.02.2016).
- junge Welt Online vom 02.12.2015, Nackt im Wind – Rekolonisierung Afrikas, <https://www.jungewelt.de/beilage/art/275957> (letzter Zugriff 13.02.2016).
- Küpeli, Ismael (2013): Nelkenrevolution reloaded? Krise und soziale Kämpfe in Portugal, Münster.
- Oltmer, Jochen (2015): Zur Zukunft der globalen Beziehungen: Zusammenhänge zwischen Migration und Entwicklung (Studie für terre des hommes Deutschland/Welthungerhilfe), [http://www.tdh.de/fileadmin/user\\_upload/inhalte/10\\_Material/Themeninfos/2015-07\\_Migrationsstudie-deu.pdf](http://www.tdh.de/fileadmin/user_upload/inhalte/10_Material/Themeninfos/2015-07_Migrationsstudie-deu.pdf) (letzter Zugriff 12.02.2016).
- Oltmer, Jochen (2012): Globale Migration. Geschichte und Gegenwart, München.
- Oxfam Deutschland (2014): 85 Milliardäre besitzen so viel wie die ärmsten 3,5 Milliarden, <https://www.oxfam.de/ueber-uns/aktuelles/21-januar-2014-000-85-milliardaere-besitzen-so-viel-aermsten-35-milliarden> (letzter Zugriff 19.02.2016).
- Oxfam Deutschland (2016): 62 Superreiche besitzen so viel wie die Hälfte der Weltbevölkerung, <https://www.oxfam.de/ueber-uns/aktuelles/2016-01-18-62-superreiche-besitzen-so-viel-haelfte-weltbevoelkerung> (letzter Zugriff 19.02.2016).

- Schuhler, Conrad (2016): Die Ursachen der Flucht: Krieg, Armut, Umweltkatastrophe – zusammengefasst: der globale Kapitalismus, in: ISW-Report Nr. 104: Auf der Flucht. Fluchtursachen, Festung Europa, Alternativen, S. 18-30, München.
- UNHCR Deutschland (2013): Gesamtsituation in Afghanistan hat sich verschlechtert, <http://www.unhcr.de/home/artikel/76f96c0d22047c61f3ee756c05c89b2f/unhcr-gesamtsituation-in-afghanistan-hat-sich-verschlechtert.html> (letzter Zugriff 19.02.2016).
- UNHCR (2014a): Global Trends Report 2014, <http://unhcr.org/556725e69.html> (letzter Zugriff: 20.02.2016).
- UNHCR (2014b): Mid-Year Trends 2014, <http://unhcr.org/54aa91d89.html> (letzter Zugriff: 19.02.2016).
- UNHCR (2015a): Mid-Year Trends 2015, <http://www.unhcr.org/56701b969.html> (letzter Zugriff: 19.02.2016).
- UNHCR (2015b): Weltweit fast 60 Millionen Menschen auf der Flucht, <http://www.unhcr.de/home/artikel/f31dce23af754ad07737a7806dfac4fc/weltweit-fast-60-millionen-menschen-auf-der-flucht.html> (letzter Zugriff: 19.02.2016).
- UNHCR (2016): Wer ist Flüchtling?, <http://www.unhcr.de/questions-und-answers/fluechtling.html#c4031> (letzter Zugriff: 18.04.2016).
- UNO (2014): UNHCR-Report – Weltflüchtlingszahlen 2014, <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/zahlen-fakten/weltfluechtlingzahlen-2014.html> (letzter Zugriff: 19.02.2016).
- Wirtschaftswoche, Manager zur Flüchtlingsdebatte – „Genau solche Leute suchen wir doch“, <http://www.wiwo.de/unternehmen/industrie/manager-zur-fluechtlingsdebatte-genau-solche-leute-suchen-wir-doch/12285982.html> (letzter Zugriff 21.02.2016).
- Zeit Online vom 31.01.2013, Mosambik: Rohstoff-Bonanza im Rovuma-Becken, <http://www.zeit.de/2013/06/Mosambik-Rohstoffe-Gas-Gold> (letzter Zugriff 12.04.2016).
- Zeit Online vom 17.06.2015, Intensität bewaffneter Konflikte hat deutlich zugenommen, <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-06/global-peace-index> (letzter Zugriff 23.02.2016).
- Zeit Online vom 16.01.2016, Jung, aber wenig qualifiziert, [www.zeit.de/wirtschaft/2016-01/arbeitsmarkt-fluechtlinge-arbeitslosigkeit-lohndumping-realloehne/komplettansicht](http://www.zeit.de/wirtschaft/2016-01/arbeitsmarkt-fluechtlinge-arbeitslosigkeit-lohndumping-realloehne/komplettansicht) (letzter Zugriff 17.02.2016).
- Zeit Online vom 12.02.2016, Syrien: Doppelt so viele Tote wie bisher angenommen, <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2016-02/syrien-krieg-bilanz-bericht-tote-bevoelkerung-verletzte> (letzter Zugriff 24.03.2016).

*Maximilian Pichl*

## **„Mit Recht gegen Grenzen“**

### **Juridische Kämpfe um das EU-Grenzregime\***

#### **I. Einleitung**

Die aktuellen Auseinandersetzungen um das EU-Grenzregime haben eine Renationalisierung der Diskurse und Praktiken um Migrations- und Asylpolitik bewirkt. Innerhalb der Europäischen Union haben Grenzsicherungen und einseitig vollzogene Obergrenzen bei der Flüchtlingsaufnahme nicht nur dazu geführt, die von Geflüchteten frequentierte Balkan-Route zu schließen, sondern die europäische Freizügigkeit insgesamt infrage gestellt. Bemerkenswert ist, wie selbstverständlich politische Akteure davon ausgehen, die Flüchtlingspolitik rein nationalstaatlich gestalten zu können. Die deutsche Bundesregierung verabschiedete innerhalb dieses Kontextes eine Kaskade an Asylrechtsverschärfungen (vgl. Hohlfeld 2016). Vergessen werden die Entwicklungen der vergangenen dreißig Jahre, die durch Rechtsänderungen der EU und strategisch geführte juristische Kämpfe vor den europäischen Gerichten ein genuin transnationales Asylrecht hervorgebracht haben.

Gerade in Zeiten der Krise ist es wichtig, auf die historische Kontingenz der Entwicklungen zu verweisen. Ein Blick auf die Entwicklung des EU-Grenzregimes zeigt, wie widersprüchlich und umkämpft die Flüchtlingspolitik war und bis heute noch ist. Ich möchte daher einige bedeutsame Elemente des EU-Grenzregimes bis zum so genannten „Sommer der Migration“ (vgl. Speer/Kasperek 2015) im August und September 2015 in gebotener Kürze nachzeichnen. Mein verbindendes Element sind hierbei die rechtlichen Kämpfe um die europäische Migrationspolitik und die Verlagerung der Migrations- und Fluchtrouten durch die MigrantInnen, die immer wieder eigensinnig auf repressive Grenzsicherungen reagiert haben (vgl. Buckel 2013). Ich möchte zeigen, dass die Geschichte des EU-Grenzregimes zugleich eine Geschichte der Emergenz eines europa- und völkerrechtlichen Projektes ist. Im Gegensatz zu den 1990er Jahren, als der damalige Asylkompromiss zu einer Aushöhlung des Rechts auf Asyl geführt hat (vgl. Kannankulam 2014), lässt sich zeigen, dass in der heutigen EU Grenzabschottung nicht allein nationalstaatlich funktionieren kann. Entsprechend sind auch die Strategien von progressiven Akteuren, die die Abschottung der EU aufheben wollen, stark auf transnationale Rechtskämpfe fokussiert. Die historische Darstellung ist zwangsläufig unvollständig und wird sich auf tragende Elemente des Grenzregimes konzentrieren, die für ein Verständnis der aktuellen Krise der Migrations- und Asylpolitik relevant sind.

Freilich sind menschenrechtsbasierte Politiken ambivalent (vgl. Pichl/Vester 2015): Schon der Verfassungsrechtler Otto Kirchheimer hat hinsichtlich ge-

---

\* Vortrag bei der Marxistischen Studienwoche 2016, Frankfurt/M., 17. März 2016.

werkschaftlicher Kämpfe in der Weimarer Republik vor einer „Entpolitisierung“ durch Recht gewarnt. Innerhalb der rechtlichen Arena würde „jeder tatsächlichen, jeder Machtentscheidung auszuweichen versucht [...], alles wird neutralisiert dadurch, daß man es juristisch formalisiert“ (Kirchheimer 1976: 36f.). Hinter dieser Analyse steht die durchaus zutreffende Annahme, dass innerhalb gerichtlicher Auseinandersetzungen komplexe gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse mitunter ausgeblendet werden. Der Komplex sozialer und ökonomischer Machtverhältnisse innerhalb des Nord-Süd-Verhältnisses ist schlicht nicht durch juristische Verfahren repräsentierbar. Ein Rechtsfall verlangt vielmehr nach einem klaren Sachverhalt, rechtlicher Verantwortlichkeit und einklagbaren Rechten.

Zugleich ist jedoch zu konstatieren, dass die Bezugnahme auf das Recht gleichsam ein Ausdruck aktueller Kräfteverhältnisse ist. Progressive und linksradikale Akteure in der EU verfügen oft nur über schwache soziale Bewegungen und kollektive Akteure, die außerhalb der Gerichtssäle Machtentscheidungen herbeiführen können. Wie schon Ingeborg Maus konstatiert, ist „ziviler Ungehorsam“ heute auf Gerichte ausgerichtet und die Skandalisierung öffentlicher Probleme erfolgt nicht im Vorfeld von politischen Entscheidungen, sondern stets nachträglich, um Öffentlichkeit für Gerichtsentscheidungen zu schaffen (Maus 2011: 354) – ein Umstand, den Maus explizit kritisch sieht, wobei sie einen problematischen Machtzuwachs der Gerichte gegenüber den politischen Arenen beobachtet. Zugleich ist die Bezugnahme auf das Recht und insbesondere die Menschenrechte nicht nur Ausdruck von Strategien: Denn das Recht selbst ist Ausdruck von Kräfteverhältnissen und sozialen Auseinandersetzungen. In den Menschenrechten manifestieren sich bereits gewonnene soziale und bürgerrechtliche Kämpfe, die zu Konzessionen von Herrschaftsprojekten gegenüber Subalternen geführt haben. Schon Karl Marx beschrieb im „achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“, wie sich die Instrumente der Bourgeoisie als immanente Kritik und Maßstab gegen sie selbst wandten: „Der Rednerkampf auf der Tribüne ruft den Kampf der Preßbengel hervor, der debattierende Klub im Parlament ergänzt sich notwendig durch debattierende Klubs in den Salons und in den Kneipen, die Repräsentanten, die beständig an die Volksmeinung appellieren, berechtigen die Volksmeinung, in Petitionen ihre wirkliche Meinung zu sagen. Das parlamentarische Regime überläßt alles der Entscheidung der Majoritäten, wie sollen die großen Majoritäten jenseits des Parlaments nicht entscheiden wollen?“ (Marx 1960 [1852]: 154)

Die fehlende organisatorische Kraft der Linken innerhalb der politischen Sphäre, lässt sich zumindest insoweit juristisch kompensieren, als dass ein Gerichtsurteil mit Konsequenzen ausgestattet ist. Ein gewonnener rechtlicher Kampf hat Auswirkungen auf die Kräfteverhältnisse und kann Irritationen und Dynamiken innerhalb der politischen Arena auslösen. Eine politologisch informierte Analyse rechtlicher Kämpfe ist deshalb unerlässlich, um eine Geschichte sozialer Kämpfe zu beschreiben – gerade auch der Kämpfe um die europäische Migrationspolitik.



## II. Die Genese des EU-Grenzregimes

Die Migrations- und Asylpolitik war bis Ende der 1990er Jahre eine reine nationale Aufgabe. Zwar fanden an den nationalen Außengrenzen durchaus Maßnahmen der Grenzabschottung statt. Dennoch konnten MigrantInnen Anfang der 1990er Jahre beispielsweise über die Straße von Gibraltar von Marokko nach Spanien gelangen, ohne wie heutzutage lebensgefährliche Überfahrten zu riskieren. Freilich waren die in Spanien ankommenden MigrantInnen sodann illegalisiert und ohne gewerkschaftliche Vertretung weitestgehend rechtlos gestellt.

Der Abbau der Binnengrenzkontrollen innerhalb der Europäischen Union evolierte gleichsam das Verlangen nach einer gemeinsam koordinierten Asyl- und Migrationspolitik nach außen. Der ehemalige deutsche Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU) umschrieb diesen neuen Modus der Grenzpolitik wie folgt: „In einem Europa, in dem an den Binnengrenzen nicht mehr kontrolliert wird, werden die Grenzen jedes Mitgliedstaates an den gemeinsamen Außengrenzen überwacht. Das ist das Prinzip europäischer Integration.“<sup>1</sup>

Durch den Amsterdamer Vertrag von 1997 erhielt die EU die Gesetzgebungskompetenz für migrations- und asylrechtliche Fragen. Dies stellte eine wegweisende Entscheidung dar, denn das Europarecht ist im internationalen Vergleich ein transnationales Recht *sui generis*. Das Europarecht ist gegenüber dem nationalen Recht direkt vorrangig und wirksam. Die auf europäischer Ebene erlassenen Verordnungen und Richtlinien wurden daher sukzessive in das deutsche Asylrecht umgesetzt, um keine Rechtswidrigkeit der nationalen Regeln mit europäischem Recht zu bewirken.

Die Europäische Union hat ab Anfang der 2000er Jahre eine Vielzahl an asylrechtlichen Regularien erlassen. Die Qualifikationsrichtlinie<sup>2</sup> stellt gemeinsame Standards für alle EU-Staaten auf, unter welchen Voraussetzungen Asylsuchenden ein internationaler Flüchtlingsstatus zu gewähren ist. Der europäische Flüchtlingsbegriff ist weiter gefasst als der deutsche und bezieht auch nicht-staatliche und geschlechtsspezifische Verfolgung sowie unter besonderen Umständen die Verletzung sozialer Menschenrechte<sup>3</sup> mit ein. Durch die Aufnahme- und Asylverfahrensrichtlinie<sup>4</sup> wurden zudem Standards verabschiedet, die das Asylverfahren und die dort geltenden Rechtsansprüche von Schutzsuchenden betreffen. In mancher Hinsicht waren die europarechtlichen

<sup>1</sup> Vgl. „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 29.3.2007.

<sup>2</sup> Richtlinie 2011/95/EU des Europäischen Parlaments und des Rates vom 13.12.2011, ABl. EU vom 20.12.2011, Nr. L 337/9.

<sup>3</sup> Art. 9 EU-Qualifikationsrichtlinie.

<sup>4</sup> Richtlinie 2013/33/EU des Europäischen Parlaments und des Rates vom 26. Juni 2013 zur Festlegung von Normen für die Aufnahme von Personen, die internationalen Schutz beantragen (ABl. L 180 vom 29.06.2013, S. 96); Richtlinie 2013/32/EU des Europäischen Parlaments und des Rates vom 26. Juni 2013 zu gemeinsamen Verfahren für die Zuerkennung und Aberkennung des internationalen Schutzes (ABl. L 180 vom 29.06.2013, S. 60).

Regeln progressiver als die deutsche Rechtsprechung und Asylgesetzgebung.<sup>5</sup> Dennoch setzten die deutschen Bundesregierungen in der Vergangenheit viele subjektive Rechtsansprüche von Asylsuchenden, bspw. eine angemessene Gesundheitsversorgung, nicht adäquat in das deutsche Recht um, sodass langwierige Streitigkeiten vor den deutschen Verwaltungsgerichten folgten. Zugleich wurden jedoch, neben den rechtlichen Verbesserungen für Flüchtlinge und Schutzsuchende, ebenfalls zahlreiche Rechtspakete verabschiedet, die eine Abschottung der EU gegenüber Flüchtlingen und MigrantInnen zum Ziel hatten.

## 1. Politik der Auslagerung von Grenzkontrollen

Spanien war historisch betrachtet Anfang der 2000er Jahre eines der Hauptzielländer von MigrantInnen, insbesondere aus den nordafrikanischen und subsaharischen Staaten. Dies hängt auch mit der spezifischen Situation der spanischen Exklaven Ceuta und Melilla zusammen. Beide Städte stellen das einzige europäische Territorium auf afrikanischem bzw. marokkanischem Boden dar. Wer dort gelangt, hat die Möglichkeit, einen Asylantrag in der Europäischen Union zu stellen. Schon in den 1990er Jahren wurde zur Abwehr illegalisierter Migration ein Zaun in beiden Exklaven mit finanzieller Unterstützung der EU gebaut, der zu einer wirkmächtigen Ikonographie der öffentlichen Skandalisierung einer „Festung Europa“ wurde. Doch der Festungsbegriff hat seine Tücken und zielt an der komplexen Struktur des EU-Grenzregimes vorbei: „Die griffige Formulierung von der Festung Europa ist ihrerseits zum Mythos erstarrt. Die Metapher hat sich überlebt, sie ist zu harmlos. Europa hat keineswegs defensiv seine Brücken hochgezogen. Was einst Grenzschutz hieß, ist heute territorial entgrenzt; das so genannte integrierte Grenzmanagement findet weit im Vorfeld Europas statt (Wiedemann 2009: 12).“

Aus spanischer Perspektive bedeutet „integriertes Grenzmanagement“, dass der spanische Staat durch Verträge und Vereinbarungen mit west- und nordafrikanischen Staaten die Migrationskontrolle sukzessive auslagert. Heutzutage operiert spanisches Grenzpersonal direkt in Mauretanien oder dem Senegal und arbeitet dort mit den lokalen Grenzeinheiten zusammen, um das Ablegen von Flüchtlingsbooten bereits in afrikanischen Gewässern zu verhindern. Die Kooperation zielt darauf ab, unter allen Umständen zu verhindern, dass Schutzsuchende spanische Gewässer erreichen, da sie dann einen Anspruch auf Zugang zum Asylverfahren nach europäischem Recht haben. Zur Unterstützung der spanischen Strategie operiert auch die EU-Grenzagentur Frontex in den spanischen Gewässern, um die See zu überwachen.

Spanien hat heutzutage eines der effektivsten Grenzregime in der EU. Folglich war es vielen Flüchtlingen und MigrantInnen nicht mehr möglich, über Ceuta und Melilla nach Europa zu gelangen. Jedoch versuchten es 2005 erneut über 11.000 Menschen. Die Zaunanlagen wurden danach noch stärker befestigt. Die Fluchtrouten verlagerten sich immer mehr in andere nordafrikanische Staaten, z.B. nach

---

<sup>5</sup> Insbesondere bei der Inhaftierung von Asylsuchenden stellen die Richtlinien jedoch einen Rückschritt gegenüber dem deutschen Haftregime dar.

Libyen. Bezüglich der Grenzanlagen in Ceuta und Melilla gibt es in den letzten Jahren auch rechtspolitisch deutliche Bewegung. Der spanische Staat verfolgt das Konzept der „heißen Rückführung“, d.h. Flüchtlinge dürfen keinen Asylantrag in Spanien stellen, sofern sie nicht die meterhohen und mit Stacheldraht bewehrten Zäune und etwaige dahinterstehende Polizeiketten überwunden haben. Aktuell ist vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Straßburg eine Klage von zwei Personen anhängig, die im August 2014 im Rahmen einer „heißen Rückführung“ nach Marokko zurückgeschoben wurden, nachdem sie den Zaun bei Melilla bereits überwunden hatten. Der EGMR wird zu prüfen haben, ob diese spanische Praxis gegen das Verbot der Kollektivausweisungen aus der Europäischen Menschenrechtskonvention verstößt (Vgl. Rau 2016).

## 2. Torwächterpolitik im Mittelmeer

Die Migrations- und Fluchtrouten verlagerten sich also von Spanien weg und führten sodann über Libyen als Transitstaat, insbesondere ab dem Jahr 2006. Die Überfahrten über das Mittelmeer rückten auf einmal Italien und Malta in den Fokus. Die damalige italienische Regierung unter Silvio Berlusconi verhandelte mit Libyens Regierungschef Muammar al Gaddafi. Gegen die Zahlung von 4 Milliarden Euro im Rahmen eines „Freundschaftsvertrags“ sollte Libyen seine Grenzgewässer überwachen und Personen von der Weiterfahrt abhalten. Auch in Tunesien verhandelte die EU. Berühmt wurde u.a. ein Fall tunesischer Fischer, die 2007 mehrere Menschen aus Seenot retteten und in italienische Häfen verbrachten. Statt als Lebensretter gefeiert zu werden, kriminalisierte sie der italienische Staat, Inhaftierungen und hohe Geldstrafen folgten. Durch die erneute Abriegelung eines Zugangswegs nach Europa verlagerten sich die Routen nun über die Türkei und von dort nach Griechenland und Bulgarien.

Dennoch gelang es immer wieder einzelnen Schiffen, die libyschen Kontrollen zu umgehen. Eines dieser Schiffe wurde 2009 von der italienischen Marine aufgebracht und mit über 200 Personen an Bord nach Libyen zurückgeschifft (vgl. Pichl/Vester 2015). 23 der betroffenen Flüchtlinge klagten daraufhin vor dem EGMR mit Unterstützung von vielen zivilgesellschaftlichen Gruppierungen (Rechtssache Hirsi u.a. gegen Italien).<sup>6</sup> Sie rügten ihre kollektive Abschiebung ohne individuelle Prüfung ihrer Fluchtgründe und dass der italienische Staat sie in Libyen lebensbedrohlichen Gefährdungen ausgesetzt habe, z.B. der Folter in Gefängnissen. Noch während des Verfahrens ereignete sich der arabische Frühling. In vielen Staaten, darunter auch Libyen, wurden die Machthaber gestürzt. Die Torwächterpolitik der EU geriet zunehmend unter Druck und kollabierte schließlich. Zugleich entschied der EGMR in vollem Umfang für die Kläger und gegen den italienischen Staat. Italien habe auf dem Mittelmeer eine effektive Hoheitskontrolle über die Kläger innegehabt und ihnen durch die Rückschiebung den Zugang zum Asylverfahren verwehrt. Das Urteil ließ das souveränitätsrechtliche Denken – das die Staatsgewalt dort aufhöre, wo die Land- oder Seegrenze endet –

<sup>6</sup> EGMR, Urteil vom 23.02.2011, Hirsi u.a. gegen Italien, Nr. 27765/09.

implodieren. Auch auf der Hohen See habe der Staat gewisse Kontrollbefugnisse, übe Hoheitsgewalt aus und sei damit auch vollumfänglich an Grund- und Menschenrechte gebunden. Das Hirsi-Urteil ist heute ein wirksamer rechtlicher Maßstab, der Grenzabwehrmaßnahmen von EU-Staaten der Kritik zugänglich macht und die Staaten zwingt mit dem Urteil konforme Regelungen auszugestalten.

Der EGMR und die Aufstände in der nordafrikanischen und arabischen Welt fügten dem Europäischen Grenzregime Risse zu. Nach dem Urteil war der italienische Staat gezwungen, Menschen aus Seenot in eigene Häfen zu verbringen. Die im Jahr 2013 einsetzende Militäroperation *Mare Nostrum* rettete über 150.000 Menschen das Leben – bis sie auf Druck EU und insbesondere der deutschen Bundesregierung eingestellt wurde. Einer Studie der Goldsmith University in London zufolge, die zahlreiche EU-Dokumente ausgewertet hat, gingen die EU-Behörden und Frontex davon aus, dass der Rückzug des italienischen Staates aus dem Mittelmeer zu mehr Todesfällen führen würde. Im April 2015 ereignete sich die bis dato größte Katastrophe mit 800 toten Flüchtlingen. Nach Ansicht der Studienherausgeber Charles Heller und Lorenzo Pezzani hatte die Abschreckung klaren Vorrang vor der Rettung von Menschenleben.<sup>7</sup> Die Vorgaben des Hirsi-Urteils, Flüchtlinge zu retten und ihnen einen Zugang zum Asylverfahren zu gewähren, wurden durch die EU und ihre Mitgliedstaaten unter Kenntnis aller Umstände umgangen.

### 3. Juridische Erfolge gegen die Dublin-Verordnung

Die neuen Fluchtrouten führten ab 2007 über Griechenland in die EU. Der Schwerpunkt rechtlicher Kämpfe gegen das Grenzregime lag seit dem auf dem Widerstand gegen die Dublin-Verordnung (vgl. Oeser/Pichl 2015). Nach dieser müssen Flüchtlinge ihren Asylantrag im ersten Staat stellen, über den sie die EU betreten haben. Deshalb wurden insbesondere die Außengrenzenstaaten wie Griechenland, Italien, Bulgarien oder Malta für Asylanträge zuständig. Doch in Griechenland gab es zu diesem Zeitpunkt kein wirksames Asylsystem, vielmehr wurden Flüchtlinge willkürlich inhaftiert, da es an geeigneten Unterbringungszentren mangelte. Zugleich führte die einsetzende Wirtschaftskrise dazu, dass Griechenland noch weniger in der Lage war, die Aufnahme der Flüchtlinge zu organisieren. Durch das No-Border Camp auf Lesbos 2009 konnten inhaftierte Flüchtlinge und ihre Unterstützer die unmenschlichen Haftbedingungen öffentlich skandalisieren. Menschenrechtsorganisationen aus der gesamten EU dokumentierten Rechtsverstöße und forcierten Klagen vor den europäischen Gerichten. Der EGMR entschied 2011, dass Asylsuchende nach der Dublin-Verordnung nicht mehr nach Griechenland überstellt werden dürfen. Deutschland und andere Staaten wurden daraufhin für die Asylanträge von Flüchtlingen, die in Griechenland registriert waren, zuständig.

---

<sup>7</sup> Vgl. „Death by Rescue – The Lethal Effects of the EU’s Policies of Non-Assistance at Sea, <http://www.statewatch.org/news/2016/apr/eu-death-by-rescue-summary-for-%20press-final.pdf>.

#### 4. Die Revitalisierung des Grenzregimes: Umgehung menschenrechtlicher Erfolge

Die kurze Darstellung der vergangenen rechtspolitischen Kämpfe hat zweierlei gezeigt: *Erstens* ist es mit menschenrechtsbasierten Politiken zumindest gelungen, gewisse Mechanismen des EU-Grenzregimes auszuhöhlen oder sogar außer Kraft zu setzen. *Zweitens* haben die Flüchtlinge und MigrantInnen auf die repressive Hochrüstung der Grenze oder auf die Einbindung von Drittstaaten in das Grenzregime der EU immer wieder mit der Verlagerung der Routen reagiert. Wie Christian Jakob feststellt, ist die Migration eine „egalisierende Bewegung. Und solange die Aussichten auf eine Existenz, eine Perspektive vor und hinter Europas Toren so ungleich verteilt sind, so lange wird die Migration stark sein.“ (Jakob 2016)

Trotz der rechtlichen Erfolge und der Verlagerung der Migrationsrouten versucht die EU aktuell Mechanismen der Grenzabschottung erneut zu revitalisieren. Der EU-Türkei-Deal mit dem AKP-Regime von Recep Tayyip Erdogan ist quasi die Neuauflage des vergangenen Italien-Libyen-Abkommens. Erneut kooperiert die EU mit einem autoritären Regime, das im eigenen Land Menschenrechte systematisch verletzt und gegen die kurdische Bevölkerung einen mörderischen Krieg führt. Ob auch dieses Mal die Instabilität des türkischen politischen Systems zu einem Zusammenbruch des EU-Grenzregimes führen wird, hängt entscheidend von den sozialen Kräften in der Türkei ab, die auf ein emanzipatorisches Zusammenleben drängen.

Rechtliche Strategien alleine dürften kurzfristig nicht helfen. Zwar ist der Deal so ausgestaltet, dass er einen klaren Bruch mit dem Hirsi-Urteil des EGMR darstellt – so werden Flüchtlinge in die Türkei verbracht, ohne ein faires Asylverfahren in Anspruch nehmen zu können. Dennoch zeigen die vergangenen rechtspolitischen Kämpfe, dass das Recht mitunter lange braucht und oft nur eine Kritik vergangener repressiver Praktiken darstellt. Zugleich darf auch nicht vergessen werden, wie es der Asylrechtsanwalt Matthias Lehnert auf den Punkt bringt, dass zur wesentlichen Grundlage des EU-Grenzregimes „ein institutionalisierter Rassismus [gehört], der das kodifizierte Recht als nützliche und effektive Ausgangsbasis und Legitimationsgrundlage hat“. (Lehnert 2015: 19f.)

### III. Die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Kraft

Nach dem kurzen „Sommer der Migration“ 2015 verfolgt die EU erneut einen klaren Kurs der Grenzabschottung. Unter Aufbringung aller Mittel wird versucht, Wege in die EU abzuschneiden. Zwar dürften diese Strategien nicht vollends aufgehen; auch weiterhin werden Menschen in die EU gelangen. Dennoch zeigt sich, dass rechtspolitische Kämpfe alleine nicht weiterhelfen werden. Es bedarf gleichsam einer sozialen, kollektiven Kraft, die in der Lage ist, emanzipatorische Politik auch fernab der rechtlichen Arenen durchzusetzen. Die Niederlage der griechischen SYRIZA-Regierung in der Finanzkrise verdeutlicht dabei die Grenzen, mit denen auf den Nationalstaat bezogene strategische Ansätze verbunden sind.

Doch gerade in der Flüchtlingspolitik zeigen sich auch progressive Ansätze. So

wurde auf Initiative der linken Bürgermeisterin von Barcelona, Ada Colau, ein Abkommen zwischen der spanischen Stadt, dem italienischen Lampedusa und dem griechischen Lesbos getroffen. Da der spanische Staat weiterhin nicht zur Aufnahme von Flüchtlingen bereit ist, hat sich Barcelona eigenständig bereit erklärt 300.000 Euro humanitäre Soforthilfe an die beiden Inseln zu leisten und strukturelle Unterstützung vor Ort in Form von Beratungen für Flüchtlinge und wirtschaftlichem Aufbau zu organisieren. Innerhalb Spaniens organisieren sich bereits einige Städte unter dem Slogan „Städte der Zuflucht“ (vgl. Scheer/Hofmann 2016) und stimmen gegenseitig die Flüchtlingsaufnahme und Sozialpolitik miteinander ab. Ein Europa von unten, ausgehend von den sozialen Kämpfen in den Kommunen und solidarisch mit anderen europäischen Städten, könnte eine progressive Antwort auf das alte Europa der Nationen sein.

## Literatur

- Buckel, Sonja (2013): „Welcome to Europe“. Die Grenzen des europäischen Migrationsrechts, Bielefeld.
- Hohlfeld, Thomas (2016): Chronik einer fortgesetzten Asylverschärfung. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung 105 (März 2016), S. 95-105.
- Jakob, Christian (2016): Fluchtrouten verändern sich. Es gibt immer einen Weg nach Europa. In: taz vom 11.4.2016, URL: <http://taz.de/Fluchtrouten-veraendern-sich/!5290656/>.
- Kasperek, Bernd/Speer, Marc (2015): Of Hope. Ungarn und der lange Sommer der Migration. URL: <http://bordermonitoring.eu/ungarn/2015/09/of-hope/>.
- Kirchheimer, Otto (1976): Zur Staatslehre des Sozialismus und Bolschewismus. In: ders., Von der Weimarer Republik zum Faschismus: Die Auflösung der demokratischen Rechtsordnung, Frankfurt am Main, S. 32-52.
- Lehnert, Matthias (2015): Kämpfe ums Recht. Neue Entwicklungen im europäischen Flüchtlings- und Grenzschutzrecht. In: movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung 1 (1). <http://movements-journal.org/issues/01.grenzregime/06.lehnert--kaempfe-ums-recht.html>.
- Marx, Karl (1960 [1852]): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: ders./Engels, Friedrich – Werke, Band 8, Berlin/DDR.
- Maus, Ingeborg (2011): Über Volkssouveränität. Elemente einer Demokratietheorie, Berlin.
- Oeser, Adrian/Pichl, Maximilian (2015): Mit Recht gegen Recht. In: Hinterland Magazin 29, S. 29-31.
- Pichl, Maximilian/Vester, Katharina (2015): Auf den Spuren eines Urteils. Der Hirsi-Fall und das Projekt der Menschenrechte in der Moderne. In: Freie Assoziation 18(1), S. 15-42.
- Rau, Simon (2016): „The Border is not where the Border is“ – Die spanisch-marokkanische Grenze als Beispiel des europäischen Grenzregimes. In: Forum Recht 1/2016, S. 23-27.
- Scherr, Albert/Hofmann, Rebecca (2016): Sanctuary Cities: Eine Perspektive für deutsche Kommunalpolitik? In: Kritische Justiz 1/2016, S. 86-97.
- Wiedemann, Charlotte (2009): Mythen der Migration. In: Le Monde Diplomatique Juni 2009.

# Die „Jahrhundertrede“ auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 und ihre Wirkungen

## 1. Historischer Rahmen und Aktualität

Nach dem Tod Josef Stalins 1953 war eine weltweite Krise sichtbar geworden. Sie betraf sowohl den administrativen Staatssozialismus, der sich seit 1929 in der Sowjetunion und seit 1947 auch in Osteuropa, China, Nordkorea und Nordvietnam ausformte, als auch die bis an den Rand eines heißen Krieges zugespitzten Beziehungen der beiden Weltblöcke unter sowjetischer und US-amerikanischer Führung. Die Krise erfasste ebenso das imperialistische Kolonialsystem, das in den folgenden Jahren unter den Schlägen nationaler Befreiungsbewegungen eine „Dritte Welt“ mit eigenen Entwicklungswegen hervorbrachte. Im Unterschied zu Indien entschied sich China für einen nichtkapitalistischen Weg. War der erste Parteitag nach Stalins Tod im Februar 1956 ein Start- und Richtungspunkt zur Überwindung der existentiellen Krise im sowjetischen Imperium? Gab er auch Antworten auf die Lösung der angespannten Beziehungen zwischen den Weltmächten USA und UdSSR? Es war die öffentlich gewordene sog. Geheimrede des sowjetischen Parteiführers Nikita Chrusčov vom 25. Februar 1956 über den Personenkult und seine Folgen<sup>1</sup>, die alle anderen programmatischen Erklärungen des XX. Parteitages anfänglich in den Hintergrund der öffentlichen Debatten rückte:

- die ökonomische Hauptaufgabe der UdSSR und der wirtschaftliche Wettbewerb zwischen beiden Systemen,
- die friedliche Koexistenz der Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen,
- der friedliche Übergang zum Sozialismus und die Vielfalt seiner Formen,

---

<sup>1</sup> Die KP der Tschechoslowakei, der DDR, Polens, Ungarns, Rumäniens, Bulgariens, Albanien, Jugoslawiens, Chinas, Nordvietnams, Nordkoreas, Nordvietnams, Frankreichs und Italiens wurden mit der „Geheimrede“ am 27. Februar 1956 und am 28. März 1956 16 KP-Vertreter aus Europa; Nahost und Lateinamerika. 16 KP vertraut gemacht. Am 5. März 1956 beschloss das ZK-Präsidium der KPdSU, die gedruckte Rede den Parteiführungen aller Sowjetrepubliken, den Gebiets- und Regionskomitees zu übermitteln, um sie allen Kommunisten, Komsomolzen sowie die Aktivs der parteilosen Arbeiter, Angestellten und Kolchosbauern in Betrieben und Einrichtungen zu verlesen (vgl. Doklad N. S. Chrusčova o kul'te ličnosti Stalina na XX s-ezde KPSS, Moskva 2002, S 252-254 (Dok. 24, 25 und 26). Sie war am 4. Juni 1956 von der *New York Times*, vom USA-Außenministerium und von der *Le Monde* publiziert worden. In deutscher Sprache erschien sie in der Zeitschrift *Ost-Probleme*, Köln 1956 Nr. 25/26. In seinen Memoiren *Chruschtschow erinnert sich. Authentische Memoiren (1970)*, bestätigte der ehemalige Erste Sekretär der KPdSU, die Identität seiner Rede. Sie wurde in der UdSSR erst nach 33 Jahren abgedruckt (Izvestija Centralnogo Komiteta, Moskva 1989, Nr. 3, S. 128-170) und in deutscher Sprache nachgedruckt: *Die Geheimrede Chruschtschows. Über den Personenkult und seine Folgen*, Berlin 1990.

- die Neugestaltung der Beziehungen im sozialistischen Lager und in der kommunistischen Weltbewegung,
- der nichtkapitalistische Entwicklungsweg in der Dritten Welt.<sup>2</sup>

Die „Geheimrede“ verband erstmals die schon seit März 1953 eingeleitete erste Stufe der Entstalinisierung (Beseitigung des inhumanen und selbstzerstörenden Massenterrors gegen Nomenklatura [„Dienstklasse“] und Bevölkerung) mit der direkten Kritik an die Person Stalin. Sie löste ein gesellschaftliches Erdbeben aus, eröffnete nicht nur im sowjetischen Herrschaftsbereich und in der kommunistischen Weltbewegung öffentliche ideologische und politische Debatten, die zu Zerwürfnissen und Spaltungen führten, sondern initiierte Unruhen und Aufstände in Stalins Heimatrepublik Georgien im März 1956,<sup>3</sup> danach in Polen und Ungarn. Diese Aufbrüche boten Möglichkeiten der Entstalinisierung des sowjetischen Staatssozialismus und als auch der Beziehungen der im Entstehen begriffenen sozialistischen Staatengemeinschaft. Die Entscheidungen des XX. Parteitages beförderten einerseits eine Annäherung Jugoslawiens an die UdSSR und andererseits auch den Bruch mit China, Nordkorea und Albanien. Zugleich entwickelte die KPdSU mit der Auflösung des im September 1947 geschaffenen Kommunistischen Informationsbüros (Kominform) im April 1956 neue Formen in den Beziehungen zu den kommunistischen und Arbeiterparteien. Angesichts der ersten Auswirkungen der „Jahrhundertrede“ des sowjetischen Parteichefs im eigenen Lande, im sozialistischen Lager und in der kommunistischen Weltbewegung<sup>4</sup> sah sich die sowjetische Führung veranlasst, das für den 4. Juni 1956 einberufene ZK-Plenum zur Fortführung der Stalin-Debatte abzusetzen.<sup>5</sup> Stattdessen veröffentlichte das Parteipräsidium am 30. Juni 1956 den ZK-Beschluss „Über den Personenkult“<sup>6</sup>, der die Kritik an Stalin wesentlich abschwächte. Diese Kritik erreichte erst wieder mit dem XXII. Parteitag (1961) einen neuen Höhepunkt.

Die Folgen der „Geheimrede“ sind bis heute umstritten: Brachten diese Enthüllungen den Erben Stalins nicht zwangsläufig einen enormen Vertrauensverlust,

<sup>2</sup> Vgl. Nikita S. Chruschtschow: Rechenschaftsberichte des Zentralkomitees der KPdSU an den XX. Parteitag, Berlin 1956. Nikolai A. Bulganin: Richtlinien des XX. Parteitages der KPdSU für den sechsten Fünfjahrplan zur Entwicklung der Volkswirtschaft in der UdSSR in den Jahren 1956-1960, Berlin 1956.

<sup>3</sup> Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, S. 257-265 (Dok. 1), S. 369-376 (Dok. 36); V. A. Kozlov: Poliitičeskie volnenija v v gruzii posle XX.S-ezda KPSS, in: Otečestvennaja istorija, Nr. 3/1997, S. 22-51,

<sup>4</sup> Vgl. M. Ju. Prozumenščikov: „Sekretnyj“ Doklad N. S. Chruščova na XX c-ezde KPSS i mezdunarodnoe kommunističeskoe dviženie, in: Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, S. 17-40 und S. 609-795.

<sup>5</sup> Vgl. Archivy Kremlja: Prézidium CK KPSS 1944-1964, Černovye protokol'nye zapisi zasedanij Stenogrammy. Glavnij redaktor A. A. Fursenko, Tom I, Moskva 2004, S. 136 (Dok. 51 /25. 5. 1956) und S. 139 (Dok. 54); Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, S. 287f (Dok. 11) und S. 347f (Dok. 29). Zu den nichtgehalten Bericht von ZK-Sekretär D. T. Šepilov und dem Beitrag von Marschall Žukov, vgl. ebenda, S. 325-342 (Dok. 26) und S. 309-323 (Dok. 24)

<sup>6</sup> Vgl. *Pravda* vom 30. Juni 1956, Nachdruck in: *Neues Deutschland* (B) vom 3. Juli 1956, S. 3-4.



da sie selbst für diese Verbrechen – wenn auch in unterschiedlichem Maße – mitverantwortlich waren? War Chruščov eher ein Arzt am Krankenbett des sterbenden Stalinismus als ein Reformier für ein alternatives Modell zum sowjetischen Staatssozialismus? Die Antwort kann nur auf die konkrete Zeit gegeben werden: In der Chruščov-Ära (1953-1964) gelang es der Führung, die schon nach Stalins Tod ausgebrochene Gesellschaftskrise in den Ländern des sowjetischen Einflussbereichs zeitweilig zu überwinden. Die Entstalinisierung blieb aber in ihrer ersten Stufe stecken, sie führte nicht zum Umbau des Staatssozialismus in einen emanzipatorischen und demokratischen Sozialismus. Ein anderer Sozialismus war damals kein Thema, denn Chruščov wie auch seine Nachfolger bis zur Machtübernahme von Michael Gorbačov (1985) setzten auf den raschen Übergang zum Kommunismus.<sup>7</sup> Dennoch – der Einfluss der Sowjetunion und der mit ihr im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (1949) und im Militärbündnis Warschauer Vertrag (1955) vereinten Gruppe sozialistischer Länder auf die Weltentwicklung nahm zwischen 1953 und 1964 erheblich zu und begrenzte den internationalen Aktionsradius des Weltkapitalismus.

Die Debatte über das für und wider der Entstalinisierung ist aber bis heute nicht abgeschlossen. Die in Russland seit einem Vierteljahrhundert erschienen umfangreichen Quelleneditionen und Monographien beförderten wesentlich die wissenschaftliche Aufarbeitung des Stalinismus. Zugleich wird aber auch mit einer Flut von Publikationen, Fernsehsendungen und Filmen Stalin als der erfolgreiche Gründer und Führer der einstigen Weltmacht wieder glorifiziert und seine Politik unumschränkt positiv beurteilt, Chruščov und nachfolgende Reformier hingegen als „Revisionisten“, „Nestbeschmutzer“ und Mitverantwortliche am Untergang des sowjetischen Imperiums denunziert.<sup>8</sup> An diesen Debatten beteiligen sich auch Intellektuelle aus anderen Ländern wie der US-amerikanische Spezialist für mittelalterliche englische Literatur Grover Furr (\*1944).<sup>9</sup> Er sieht in Chruščov einen „politischen Gangster“, der „in Wirklichkeit der Verbrechen schuldig (war), die er in seiner ‚Geheimrede‘ *wissentlich und fälschlich* Stalin unterschob.“<sup>10</sup> Unbestritten ist, dass der „Geheimbericht“ nicht die ganze Wahrheit über den Stalinismus vermittelt. Das war von der damaligen Führung weder beabsichtigt, noch wäre das möglich gewesen. Das historische Dokument vom 25. Februar 1956 enthält Wahrheiten, Weglassungen und Vertuschungen. Daraus aber den Schluss zu ziehen, Chruščov

<sup>7</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe: Arbeiterunruhen in und um Novočerkassk im Juni 1962, in: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 92, Dezember 2012, S. 132-144.

<sup>8</sup> Vgl. Nikolaj Kopusov: Pamjat' strogogo režima. Istorija i politika Rossii, Moskva 2011; Anna Becker: Mythos Stalin, Berlin 2016.

<sup>9</sup> Vgl. G. Furr: Antistalinistskaja podlost', Moskva 2007; ders: Teni XX. S-ezda, Moskva 2010; Juri Muchin/Grover Furr/Aleksej Golešov: Obolžannyj Stalin, Moskva 2010; G. Furr: Stalin ve Demokrasi - Trotzki ve Naziller, Istanbul 2013.

<sup>10</sup> Grover Furr: Chruschtschows Lügen, Berlin 2014, S. 255. Zur Kritik vgl. auch Roger Keeran: Chruschtschows „Geheimrede“ und die historische Wahrheit. Zu Grover Furrs Buch, in: Marxistische Blätter 2/2016, S. 103-110.

sei der große Lügner und Verbrecher, nimmt von Stalin die Hauptverantwortung für die Massenrepressalien, ignoriert die historische Bedeutung der Geheimrede. Oleg Chlevnjuk misst diesem Geschichtsrevisionismus deshalb mehr als nur akademische Bedeutung bei: „Wir erleben eine Zeit, in der der Verstand vernebelt wird von Mythen eines ‚alternativen‘ Stalin, dessen effiziente Führung als nachahmenswertes Beispiel gepriesen wird. Stalins Apologeten versuchen heute nicht mehr wie einst, die Verbrechen seines Regimes zu leugnen. ... Der Zynismus einiger gipfelt gar in der Auffassung, der Terror sei berechtigt gewesen, da es sich bei den auf Stalins Befehl vernichteten Millionen Menschen um ‚Volksfeinde‘ gehandelt habe.“<sup>11</sup> Er erklärt, warum das Bild über den Diktator überlebt und seine Anziehungskraft in seinem Land nicht verloren hat: „Ein beträchtlicher Teil der russischen Gesellschaft sucht in der stalinistischen Vergangenheit Lösungen für die Gegenwart. Populäre Vorstellungen von der Größe des stalinistischen Imperiums, von sozialer Gleichheit und dem Kampf gegen die Korruption ... werden von skrupellosen Meinungsmachern und Politikern ausgenutzt. ... Kann es sein, dass Russland im 21. Jahrhundert in Gefahr schwebt, die Fehler des 20. Jahrhunderts zu wiederholen?“<sup>12</sup>

## 2. Krise und erster Reformschub durch Stalins Erben 1953-1955

Die Neubestimmung der innen- und außenpolitischen Strategie, die ersten Schritte der Entstalinisierung (im engeren Sinne) erfolgten nicht erst auf dem XX. Parteitag 1956, sondern bereits nach dem Tod des Diktators. Nach seinem Treffen am 28. Februar 1953 mit seinen damals vier „engsten Mitstreitern“ Georgij Malenkov (1901-1988), Lavrentij Berija (1899-1953), Nikita Chruščov (1894-1971) und Nikolai Bulganin (1895-1978), war Stalin am 1. März 1953 in seiner wenige Autominuten vom Kreml entfernten „bližnaja“ Datscha von seinen Leibwächtern bewusstlos aufgefunden worden. Erst am darauf folgenden Tag bestätigten die Ärzte, dass er durch einen Schlaganfall handlungsunfähig geworden war. Als am 3. März 1953 sicher war, das sein Tod nur noch eine Frage weniger Tagen sein werde, ergriff der verblieben Führungskreis erstmals die Initiative, eigenmächtig die höchste Macht im Staate neu zu strukturieren und untereinander aufzuteilen: Der als designierter Nachfolger angesehene Malenkov übernahm Stalins Amt als Ministerpräsident. Auf ihren hohen Posten blieben weiterhin Innenminister und Herr der Lager Marschall Berija wie auch Verteidigungsminister Bulganin. Vjačeslav Molotov (1890-1986) wurde nach seiner Kaltstellung 1949 am 2. März 1953 wieder in das ZK-Präsidium aufgenommen, erhielt erneut das Außenamt. Ebenso bekam Anastas Mikojan (1895-1978) seinen Posten als Minister für Außenhandel wieder. Zu diesen Ersten Stellvertretern des Regierungschefs gehörte auch Kaganovič (1893-1991), der sich unter Stalin auf zahlreichen wich-

<sup>11</sup> Oleg Chlevnjuk: Stalin. Eine Biographie, München 2015, S. 9 und 11.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 516.

tigen Partei- und Regierungsposten bewährt hatte. Chruščov, seit 1949 1. Sekretär der hauptstädtischen Parteiorganisation, übernahm faktisch Stalins Amt als Parteichef.<sup>13</sup> Kliment Vorošilov (1881-1969) wurde Staatsoberhaupt. Der todkranke Stalin blieb formal Mitglied des Parteipräsidiums (bis 1952 Politbüro), das allerdings von 25 auf 11 Personen verkleinert wurde.<sup>14</sup> Ministerrat, ZK-Plenum und Oberster Sowjet bestätigten diese Nachfolgeregelung am 5. März 1953, eine halbe Stunde vor Ableben Stalins. Die neue Partei- und Staatsführung ordnete eine viertägige Staatstrauer an und entschied, den einbalsamierten Leichnam Stalins neben dem Lenins im Kremlmausoleum aufzubahren. Damals war die neu gebildete kollektive Führung weder willens noch fähig, Stalin als Hauptverantwortlichen für die Verbrechen und Fehlentscheidungen zu verurteilen. Das wäre weder in der Bevölkerung noch innerhalb der Mehrheit der Mitglieder und Funktionäre der KPdSU akzeptiert worden. Die neue Kremlführung berief sich daher nach wie vor ohne Abstriche auf Stalin und sein Vermächtnis, obwohl sie dessen innen- und außenpolitischen Kurs grundlegend zu ändern begann, um die absehbar gewordene Krise in der UdSSR und im osteuropäischen Einflussbereich, aber auch in den internationalen Beziehungen zu überwinden. Schon nach dem Tod des Diktators begann zugleich innerhalb der sog. kollektiven Führung ein Machtkampf unter Stalins Erben wie schon drei Jahrzehnte zuvor nach der schweren Erkrankung und dem Tod Lenins (1923/24). Regierungschef Malenkov, der als Favorit und Nachfolger Stalins galt, und sein Erster Stellvertreter Berija, der mit dem Repressivapparat, Lagersystem und den NKWD-Truppen einen Staat im Staat beherrschte, waren zunächst die einflussreichsten Politiker, die die Entstalinisierung und den neuen innen- und außenpolitischen Kurs einleiteten. Beide trugen federführend zur Entspannung auf der Halbinsel Korea bei, beendeten die feindselige Politik mit Jugoslawien und waren besonders erfolgreich bei der zeitweiligen Überwindung der Krisen im westlichen Vorposten der UdSSR (DDR, Tschechoslowakei und Ungarn) im Frühsommer 1953 bei. Berija erließ am 27. März 1953 eine Amnestie für die Hälfte der GULAG-Häftlinge (972.829 Personen)<sup>15</sup>. Die Macht und die selbstwussten Aktionen des Innen- und Sicherheitsministers beunruhigten die übrigen Mitglieder der neuen Kremlspitze, die sich als kollektive Führung des Landes verstanden. Vor allem Chruščov begriff wie kein anderer, dass Berija seine Hausmacht ausbaute, sich der Kontrolle der verfassungsmäßig verankerten Führungsrolle

---

<sup>13</sup> Regierungschef Malenkov verzichtete schon am 14. März 1953 auf sein Amt als Parteiführer. Das ZK-Plenum bestimmte ein kollektives Leitungsorgan der Staatspartei, das ZK-Sekretariat mit den Sekretären Chruščov (er wurde von seiner Funktion als hauptstädtischer Parteichef entbunden), Michail Suslov, Pjotr Pospelov, Nikolai Šatalin und Semjon Ignat'ev. Von ihnen gehörte nur Chruščov dem engsten Führungskreis, dem ZK-Präsidium, dem früheren Politbüro (bis 1952), an. Er wurde im September 1953 offiziell als Erster Sekretär des ZK der KPdSU.

<sup>14</sup> Zum Präsidium des ZK der KPdSU gehörten nach Stalins Tod am 5. März 1953 Berija, Bulganin, Malenkov, Mikojan, Molotov, Kaganovič, Perwuchin, Saburov, Vorošilov und Chruščov.

<sup>15</sup> Bis zum 10. Augst 1953 wurden 1.032.000 Lagerhäftlinge entlassen. Vgl. Andrej Suchomlinov: Kto vy, Lavrentij Berija, Moskva 2003, S. 11, Anm. 1.

der Staatspartei entzog und offenkundig „beabsichtigte, der kollektiven Führung ein schnelles Ende zu bereiten.“<sup>16</sup> Am 26. Juni 1953 ließ er ganz in stalinistischer Manier Berija mit Unterstützung von Militärs unter Leitung von Marschall Genorij Šukov (1896-1974) verhaften und nach einem Geheimprozess im Dezember 1953 als „Agent des internationalen Imperialismus“ hinrichten. Chruščov holte sich auf dem ZK-Plenum vom 2. bis 7. Juli 1953 nachträglich die Legitimation für die Palastrevolution.

Stalins Erben versuchten seit 1953 durch innen- und außenpolitischen Kurswechsel das staatsozialistische System aus der Krise herauszubringen, ohne dabei Stalin in Verbindung mit den Verbrechen und Fehlentscheidungen zu bringen.<sup>17</sup> Das Juli-Plenum 1953 brachte keine kritische Vergangenheitsbewältigung. Mit dem Vollstrecker der Massenrepressalien Berija war ein Sündenbock für alle jene Verbrechen gefunden worden, für die Stalin hauptverantwortlich war, was diesen aus der Schusslinie der Kritik nahm. Die Historiker Knoll und Köllm ziehen aber den Schluss, dass in der auf dem Juliplenium 1953 erfolgten moderaten, „für die damaligen Verhältnisse aber dennoch gewagten Kritik ... unbewusst ein Ventil geöffnet wurde, das später nur mit Mühe wieder geschlossen werden konnte.“<sup>18</sup>

### 3. Absicht und Inhalt des „Geheimberichts“

Der „Geheimvortrag“ war keine Improvisation Chruščov wie lange Zeit angenommen wurde. Der Parteichef hielt die Auseinandersetzung für notwendig, hatte auch Mut und die Risikobereitschaft, das Thema auf die Tagesordnung des ersten Parteitages nach Stalins Tod zu setzen. Erst acht Monate nach Einberufung des XX. Parteitages beauftragte das ZK-Präsidium offiziell am 31. Dezember 1955 eine Kommission zur Untersuchung der Massenrepressalien zwischen 1935 und 1940<sup>19</sup>, die der ZK-Sekretär und bisherige Direktor des Instituts Marx-Engels-Lenin-Stalin, Pjotr Pospelov (1898-1979), leitete.<sup>20</sup> Ihre hochrangigen Mitglieder nahmen an drei Beratungen des ZK-Präsidiums (1., 9. und 13. Februar 1956) teil, legten Dokumente und Analysen über Verbrechen Stalins vor.<sup>21</sup> Am 13. Februar 1956, einen Tag vor Eröffnung des

<sup>16</sup> Der Fall Berija. Protokoll einer Abrechnung, Plenum des ZK der KPdSU Juli 1953. Stenographischer Bericht. Herausgegeben und aus dem Russischen übersetzt von Viktor Knoll und Lothar Köllm, Berlin 1993, S. 13.

<sup>17</sup> Im internen Kreis, auf dem geheimen Juliplenium 1953, kritisierte Malenkov als Einziger erstmals Stalin und den „Personenkult“ um seine Person und dessen Abkehr von der „kollektiven Leitung der Partei“. Vgl. Der Fall Berija, S. 313-320.

<sup>18</sup> Der Fall Berija, S. 10.

<sup>19</sup> Vgl. Archivy Kremlja: Prezidium CK KPSS 1944-1964, Dok. 24, S. 78-80.

<sup>20</sup> Zur Pospelov-Kommission gehörten KGB-Vors. (seit 1954) I. A. Serov (1905-1990), Generalstaatsanwalt (seit 1953) P. A. Rudenko (1907-1981), Vors. der Parteikontrollkommission (seit 1952) P. T. Komarov (1898-1981), Vors. der Gewerkschaften (seit 1953) M. N. Sverniki (1888-1970) und der ZK-Sekretär (seit 1952) A. P. Aristov (1903-1973).

<sup>21</sup> Vgl. Archivy Kremlja: Prezidium CK KPSS 1944-1964, Dok. 30, 32 und 33, S. 95-106,

Parteitages, beschloss das ZK-Präsidium, dass Parteichef Chruščov auf einer geschlossenen Sitzung des Parteitages in einem Vortrag darüber informieren sollte. Da nicht abzusehen war, wie die Parteitagsdelegierten reagieren, wurde entschieden, den „Geheimerbericht“ erst nach den Wahlen zu den leitenden Parteiorganen in einer geschlossenen Sitzung ohne Pressevertreter und ohne Diskussion vorzutragen.<sup>22</sup> Am 18. Februar legten die ZK-Sekretäre Pospelov und Averkij Aristov die erste Redevariante vor,<sup>23</sup> die Chruschtschow am 19. Februar wesentlich erweiterte<sup>24</sup>, bis zum 23. Februar 1956 ergänzte und von den Mitgliedern und Kandidaten des ZK-Präsidiums bestätigen ließ.<sup>25</sup>

### 3.1. Personenkult – massenhafte Repressalien und Großer Terror

Es ging im Bericht – wie der Titel vorgibt – fast ausschließlich nur um die eine Frage, „die für die Partei in Gegenwart und Zukunft gewaltige Bedeutung besitzt – darum, wie sich der Kult um die Person Stalins herausgebildet hat, der in einer bestimmten Phase zur Quelle einer ganzen Reihe äußerst ernster und schwerwiegender Entstellungen der Parteiprinzipien, der innerparteilichen Demokratie und der revolutionären Gesetzlichkeit wurde. Angesichts dessen, dass sich noch nicht alle bewusst sind, wohin in der Praxis der Personenkult geführt hat, welchen gewaltigen Schaden die *Vergewaltigung der Prinzipien der kollektiven Leitung in der Partei und die Konzentration einer unermesslichen und unumschränkten Macht in den Händen einer Person* (Hervorhebung, K.-H. G.) angerichtet hat, hält es das Zentralkomitee für erforderlich, dem XX. Parteitag der KPdSU Materialien zur Kenntnis zu geben, die diese Frage betreffen.“<sup>26</sup> Die diktatorische Einzelherrschaft führte im Verlaufe von drei Jahrzehnten zu folgenschweren Fehlentscheidungen in der sozialistischen Entwicklung des Landes, bedrohte zudem die Nomenklatura und beträchtliche Teile der Bevölkerung existentiell. Insofern berührte der „Geheimerbericht“ eine wichtige Seite der Aufarbeitung und Überwindung des Stalinismus. Chruščov verwies auf das sog. Politische Testament Lenins, d. h. Lenins Briefe an den Parteitag, die er während seiner Krankheit zwischen den 23.12.1922 und dem 4.1.1923 diktierte.<sup>27</sup> Stalin hatte damals entschieden, diese Dokumente nicht zu veröffentlichen; sie wurden unmittelbar vor dem XIII. Parteitag 1923 auf einer Plenartagung am 21. Mai 1924 verlesen. Erst 33 Jahre später

---

Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. 9-18, S.175-240.

<sup>22</sup> Vgl. ebenda, Dok. Nr. 19, S. 241-243.

<sup>23</sup> Vgl. ebenda, Dok. Nr. 2 vom 18. Februar 1956, S. 120-133.

<sup>24</sup> Vgl. ebenda, Dok. Nr. 3 vom 19. Februar 1956, S. 134-162.

<sup>25</sup> Vgl. ebenda, Dok. Nr. 1 vom 25. Februar 1956, S. 51-119.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 8f.

<sup>27</sup> Das sog. Politische Testament spielte im Kampf um die Macht im Zusammenhang mit Lenins Erkrankung, seiner politischen Isolierung und auch nach seinem Tode eine wichtige Rolle in den Machtkämpfen 1924-1929. Vgl. Wladislaw Hedeler: Nikolai Bucharin. Stalins tragischer Opponent. Eine politische Biographie, Berlin 2015, S. 220ff. und S. 230 ff.; vgl. u.a. Konstantin Romanenko: Bor'ba i pobedy iosifa Stalina. Tajny „Zavečanija Lenina“, Moskva 2007; Vdallen Sitorkin: Počemu proigral Tročkij, Moskva 2005.

erhielten die Delegierten des XX. Parteitagess davon Kenntnis.<sup>28</sup> Lenin schrieb bereits am 24. Dezember 1922: „Gen. Stalin hat, nachdem er Generalsekretär geworden ist (April 1922, K.-H.G.), eine unermessliche Macht in seinen Händen konzentriert, und ich bin nicht überzeugt, dass er es immer verstehen wird, von dieser Macht vorsichtig genug Gebrauch zu machen.“<sup>29</sup> Am 4. Januar 1922 schlug er der Parteiführung vor, „sich zu überlegen, wie man Stalin ablösen könnte und jemand anderes an diese Stelle setzen, der sich in jeder Hinsicht nur durch einen Vorzug unterscheidet, nämlich dadurch, dass er toleranter, loyaler höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw. ist.“ Unter der Sicht einer möglichen Spaltung der Partei, sei das „keine Kleinigkeit, oder eine solche Kleinigkeit, die entscheidende Bedeutung erlangen kann.“<sup>30</sup> Chrusčov erklärte den Delegierten, dass Lenins Befürchtungen berechtigt waren: „Stalins negative Eigenschaften ... entwickelten sich während der letzten Jahre zu einem schweren Missbrauch der Macht, was unserer Partei unermesslichen Schaden zufügte.“ Wer sich Stalin nicht unterordnete, „war zum Ausschluss aus dem Leitungskollektiv und in der Folge zur moralischen und physischen Vernichtung verurteilt.“<sup>31</sup> Der Redner bezog dieses harte Urteil über Stalin nur auf die Jahre nach 1935. Und hier wiederum wesentlich nur auf höhere Parteikader, die auf dem XVII. Parteitag 1934 gewählt worden waren. Es gehört zweifelsohne zu den Verdiensten Chrusčovs, dass er die „massenweisen Repressalien von Staatswegen“<sup>32</sup> in das Zentrum der Auseinandersetzung mit Stalin rückte. Es handelt sich vor allem um die drei Moskauer Prozesse (August 1936, Januar 1937 und März 1938) in denen herausragende Vertreter der sog. Leninschen Garde zu Unrecht zum Tode verurteilt worden waren.<sup>33</sup> Sie waren Generalprobe und Auftakt für den Großen Terror 1937/1938. Im Geheimbericht wird auf die für den Übergang zur massenhaften Terrorpolitik wesentliche Anweisung Stalins verwiesen, die auch Molotov und Kaganovič im Herbst 1936 erhielten: „Wir erachten es für absolut notwendig und dringend, Gen. Jeschow mit dem Posten des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten zu betrauen. Jagoda stand deutlich nicht auf der Höhe der Aufgaben bei der Entlarvung des trotzkistisch-sinowjewistischen Blocks. *Der OGPU*<sup>34</sup> ist in dieser Frage um vier Jahre in Verzug.“<sup>35</sup> Das sei auf dem Februar-

<sup>28</sup> Das „Testament“ Lenins wurde erstmals in „Kommunist“ Nr. 9/1956 veröffentlicht, In deutscher Sprache abgedruckt in: W. I. Lenin. Werke, Bd. 36, Berlin 1976, S. 577-596.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 579.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 580.

<sup>31</sup> Die Geheimrede Chruschtschows. Über den Personenkult und seine Folgen, Berlin 1990, S. 13f.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>33</sup> Vgl. Wladislaw Hedeler: Moskauer Schauprozess gegen den „Block der Rechten und Trotzkisten“, Berlin 1998.

<sup>34</sup> OGPU (russ) – Vereinigte Staatliche Politische Hauptverwaltung (Staatssicherheit)

<sup>35</sup> Die Geheimrede, S. 29f. Nikolaj Ivanovič Ešov (1895-1940), 1936-1938 Volkskommissar für Inneres (NKVD), Generalkommissar für Staatssicherheit 1937, 1939 verhaftet und 1940 hingerichtet; Genrich Grigor'evic Jagoda (1891-1938), 1934-1936 Innenminister (NKWD), 1935 Generalkommissar für Staatssicherheit, 1936/1939 Volkskommissar für Verkehrswesen, 1937 verhaftet und 1939 hingerichtet.

Märzplenum 1937 Stalins Begründung für den Übergang zur Politik der Massenrepressalien gewesen. Damit habe sich die Zahl der Verhafteten 1937 gegenüber 1936 verzehnfacht.<sup>36</sup> Die Partei-, Staats- und Armeefunktionäre bilden die größte Opfergruppe. Aber der Terror richteten sich auch gegen andere Bevölkerungsschichten – gegen Groß- und Mittelbauern, Handwerker, Intellektuelle, Geistliche, Adlige, ehemalige Beamte des Zarenregimes, enteignete Gutsbesitzer Kapitalisten und sog. NÖP-Männer, Angehörige sozialistischer, bürgerlicher und monarchistischer Parteien. 1937/1938 wurden 108.100 der 136.900 verhaftet Kulaken sowie 35.300 der 83.600 verhafteten Geistlichen ermordet.<sup>37</sup> Der Pospelow-Bericht vom 9. Februar 1956 informierte anhand der Archive des Innenministeriums: Zwischen 1935 und 1940 wurden 1.920.635 Personen verhaftet, davon 688.503 erschossen.<sup>38</sup> Offenbar schreckte Chruščov davor zurück, das Ausmaß der politischen Verfolgung und physischen Vernichtung von Sowjetbürgern offen zu legen; er verwies lediglich darauf, dass das Militärkollegium des Obersten Sowjet bis Ende 1955 erst 7.679 Personen rehabilitiert hatte, darunter viele posthum.<sup>39</sup> Allein zwischen 1936 und 1939 ließ Stalin 1,2 Mio. Kommunisten (die Hälfte aller Parteimitglieder) verhaften, von denen 600.000 umgebracht wurden.<sup>40</sup> Es ist also durchaus verständlich, warum Stalins Großer Terror gegen die KPdSU auf dem ersten Parteitag nach Stalins Tod eine so zentrale Rolle spielen musste.

Nach Jahrzehnten wissenschaftlicher Forschung liegt gegenwärtig die schreckliche Bilanz der unter Regie bzw. mit Billigung Stalins 1930-1953 von Staatswegen allein zum Tode Verurteilten und Hingerichteten sowjetischen Staatsbürger vor.<sup>41</sup> Der Große Terror war Höhepunkt der Vernichtungspolitik: Von den 1.575.350 verhafteten Sowjetbürgern wurden 1.344.923 verurteilt, davon 686.000 zum Tode. Von Repressalien in dieser Zeit waren nahezu alle Völker der UdSSR betroffen: Der Anteil der größeren Nationen war besonders hoch: Russen (46,3%), Ukrainer (13,3%) und Belorussen (4,1%). Von den nationalen Minderheiten standen Polen

<sup>36</sup> Vgl. ebenda, S. 30ff.

<sup>37</sup> Zu den Nachweisen vgl. Džon Kip/Apter Litvin: *Epocha Iosifa Stalina v Rossii. Sovremennaja istoriografija*, Moskva 2006, S. 289 und 291.

<sup>38</sup> Vgl. Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. Nr. 11 vom 9. Februar 1956, S. 185.

<sup>39</sup> Vgl. Die Geheimrede, S. 40. Die Parteinstanzen rehabilitierten bis dahin 5.798 Kommunisten. Vgl. *Rehabilitacija: kak eto Bylo. Dokumenty Presidiuma ČK i drugie materialy*, tom 1: Mart 1953- fevral' 1956, Moskva 2000.

<sup>40</sup> *Istorija Kommunističeskoj Partii Sovetskogo Sojuza*, Moskva 2013, S. 235.

<sup>41</sup> Hinrichtungen in der Sowjetunion zwischen 1922 und 1953\*:

1922-29	1930	1931	1932-36	1937	1938	1939/40	1941-53
11.271	20.201	10.651	9.285	353.047	328.618	4.201	90.184

Vgl. *Istorija Kommunističeskoj Partii Sovetskogo Sojuza*, Moskva 2013, S. 235, Anm. 223.

\* Diese Opferzahlen sind unvollständig: 2,3 Mio. der 5,3 sowjetischen Kriegsgefangenen überlebten. Von 1,8 Mio in die Heimat Repatriierten wurden 994.000 verhaftet und abgeurteilt, 157.000 erhielten die Todesstrafe. Insgesamt wurden 1941-1945 2,5 Mio. sowjetische Soldaten und Offiziere inhaftiert, davon 225.000 hingerichtet. Vgl. Džon Kip/Apter Litvin: *Epocha Iosifa Stalina v Rossii*, S. 292f.

(7,4%), Deutsche (5,3%) und Juden (2,1%) an der Spitze.<sup>42</sup> Im Gulag, in den Gefängnissen und Sondersiedlungen befanden sich etwa 3 Mio. Häftlinge.<sup>43</sup> O. Chlevnjuk beurteilt die Zeit zwischen Frühjahr 1937 und Herbst 1938 wie folgt: „Keines der anderen Verbrechen, die Stalin an der sowjetischen Bevölkerung verübte, nahmen ähnliche Ausmaße an oder verlief annähernd so brutal, und nur wenige andere Ereignisse der Menschheitsgeschichte sind mit ihm vergleichbar. Die enormen Opferzahlen sind der Grund dafür, dass der Große Terror zum Symbol für Stalins Diktatur und seine persönliche Grausamkeit wurde. Dass er selbst den Terror inszenierte, ist von der seriösen Wissenschaft nie in Frage gestellt wurden, und weitere Beweise für seine Beteiligung wurden durch die Recherchen in den Archiven gefunden. Durch das neue Material wurde deutlich, wie stark Moskau in die Operationen involviert war. Nachdem zweifelsfrei feststeht, dass Stalin der Anstifter der Organisation des großen Terrors war, widmet sich die Geschichtswissenschaft nun der Aufgabe, seine Pläne und Absichten in jenen blutigen Monaten zu rekonstruieren.“<sup>44</sup>

Aus heutiger Kenntnis und Sichtweise war die damalige Kritik am Verhalten des langjährigen Generalsekretärs der KPdSU gegenüber seiner Partei aus einem anderen Grund unzureichend, ungenau und halbherzig: Stalin habe seit 1922 bis Mitte der 30er Jahre eine positive Rolle gespielt beim sozialistischen Aufbau und im ideologischen und politischen Kampf gegen den „Linksblock“ (1925-1927) um Lev Tročkij, Georgij Zinovjev und Lev Kamenev, die „Rechtsabweichler“ (1928-1930) um Nikolai Bucharin, Alexej Rykov und Michail Tomskij und gegen die sog. bürgerliche Nationalisten. Das sei ein notwendiger „unbarmherzige ideologische Kampf“ gewesen, denn deren antileninistische Linie hätte „im Grunde genommen zur Wiedererrichtung des Kapitalismus, zur Kapitulation vor der Weltbourgeoisie geführt.“ Es hätte keine Schwerindustrie und keine Kolchosen gegeben und das Land wäre „der kapitalistischen Umkreisung gegenüber ohne Verteidigung und machtlos gewesen.“<sup>45</sup> Falsch und verbrecherisch sei aber gewesen, dass Stalin zwischen 1935 und 1938 massenhafte Repressalien organisierte, „zuerst gegenüber den Gegnern des Leninismus: gegenüber den Trotzisten, Sinowjewleuten und Bucharinleuten, die schon seit langem politisch zerschlagen waren, später auch gegenüber vielen ehrliche Kommunisten, gegenüber denjenigen Parteikadern, die die schwere Last des Bürgerkrieges sowie der ersten und schwierigsten Jahre der Industrialisierung und Kollektivierung auf ihren getragen hatten.“<sup>46</sup> Lenin habe niemals gegenüber Parteioppositionellen die Frage ihrer Verhaftung oder gar Erschießung gestellt.<sup>47</sup> Diese herausragenden Funktionä-

<sup>42</sup> Vgl. V. V. Karpov: Generalisimus, Moskva 2003, Kniga 1, S. 148f.

<sup>43</sup> Nikolas Werth: Ein Staat gegen sein Volk, in: Das Schwarzbuch, München/Zürich 1998, S. 237.

<sup>44</sup> Oleg Chlevnjuk: Stalin, S. 247.

<sup>45</sup> Die Geheimrede, S. 15.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>47</sup> Vgl. ebenda, S. 20f.



re, die sog. Leninschen Garde, wurden durch Stalins Kampf um die Alleinherrschaft ausgeschaltet und umgebracht, blieben aber nach Stalins Tod weiterhin „Unpersonen“. Ihre Rehabilitierung wurde im Dezember 1956 grundsätzlich abgelehnt<sup>48</sup>, sie erfolgte teilweise erst in der Perestroika.

### 3.2. Zwangsdeportationen von Völkern und nationalen Minderheiten

Der „Geheimbericht“ informiert anhand von Materialien zur Kaukasusregion über einen weiteren wesentlichen Komplex der Verbrechen Stalins – über die Zwangsdeportationen ganzer Völker und nationaler Minderheiten 1943/1944<sup>49</sup>, wobei das Ausmaß der Opfer unerwähnt bleibt: Von Sommer 1942 bis Frühjahr 1943 besetzte die deutsche Wehrmacht den Kaukasus. Kollaborateure einer Reihe kaukasischer Völker unterstützten die deutsche Besatzungsmacht gegen sowjetische Truppen und Partisanen. Das war der Grund, warum nach der Befreiung dieser Gebiete Stalin und Berija unter dem Einsatz von 110.000 Mann der NKWD-Sondertruppen Massendeportationen der 91.919 Kalmücken (24.-27. 12. 1943), 362.282 Tschetschenen und 134.178 Inguschen (23.-28. Februar 1944), 68 327 Karatschaier und 37.406 Balkaren in mittelasiatische und sibirische Sondersiedlungen planten und organisierte.<sup>50</sup> Das Ausmaß der Massenrepressalien gegen andere Völker der multiethnischen UdSSR zwischen 1930 und 1953 wurde erst später bekannt.

Die Pospelov-Kommission legte im Februar 1955 allerdings auch Materialien über die sog. nationalen Operationen des NKWD vor.<sup>51</sup> Diese repressiven Aktionen fanden im Geheimbericht keine Erwähnung. Die Repressionspolitik gegen nationale Minderheiten und nationale Gruppen bildet eine wesentliche Seite des Stalinismus. Zu den folgenschweren Fehlentscheidungen in der nationalen Frage kam es schon als Stalin seine Alleinherrschaft errichtete. Er musste schon Ende der 20er Jahre zur Kenntnis nehmen, dass die bisher propagierte Formel vom Aufblühen und Annähern der Völker der UdSSR bis hin zur Bildung eines sowjetischen Volkes (Sowjetvolk) ein langwieriger und widersprüchlicher Prozess ist, der nicht in einigen Jahrzehnten zu erreichen ist. Die Führung unter Stalin beendete die bisherige Nationalitätenpolitik Lenins, die Politik der nationalen Verwurzelung (Korenisacija) und der Annäherung. Nunmehr sollte mit repressiven Mitteln in wenigen Jahren ein homogenes Sowjetvolk geschaffen werden. Offenbar bestand in der Führung eine Furcht vor einer möglichen nati-

<sup>48</sup> Vgl. Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. Nr. 42 vom 14. Dezember 1956, S. 392f.

<sup>49</sup> Die Geheimrede, S. 56f.

<sup>50</sup> V.N. Zemskov: Sočposelency v SSR 1930-1960, S. 105ff

<sup>51</sup> In dem NKWD-Rapport an Stalin vom 10. September 1938 wurde informiert, dass von 227.086 verhafteten Personen aus einem Dutzend nationaler Minderheiten (Polen, Deutsche, Esten, Letten, Finnen, Koreaner („Charbiner“), Rumänen, Griechen, Iraner Afghanen u.a.) 172.830 erschossen wurden. Vgl. Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. Nr. 11 vom 9. Februar 1955, S. 191.

onalen Separation und einem Auseinanderfallen des Föderationsstaates. In der Verfassung der UdSSR war noch immer das Recht einer jeden Unionsrepublik auf Austritt aus der UdSSR festgeschrieben. Zu der Serie von repressiven Operationen des *Großen Terror* (NKWD-Befehl Nr. 00447) gegen sog. linke und rechte Abweichler der Kommunistischen Partei, politische und soziale Gruppen kamen noch Massenrepressionen gegen mehr als ein Dutzend nationale Minderheiten und ausländische Emigranten. In diesen sog. *Nationalen Operationen* wurden allein 1937/1938 346.713 Personen verhaftet, von denen 335.513 abgeurteilt wurden – 247.157 zum Tode, 96.556 zu Lager- und Gefängnishaft.<sup>52</sup> Der Geheimbericht gibt keine Informationen über diese Seite des Großen Terrors, der gegen die meisten nationalen Gruppen wie auch gegen ausländische Emigranten, vor allem in die UdSSR geflüchtete Kommunisten, gerichtet war. Die in der sowjetischen Grenzregion zu Japan im Fernen Osten lebenden 168 300 Koreaner wurden im Herbst 1937 nach Kasachstan und Usbekistan zwangsdeportiert. Sie lebten dort in geschlossenen Sondersiedlungen. Die „Polnischen Operation“ (NKWD-Befehl Nr. 00485 vom 11. August 1937) traf zunächst die meisten kommunistischen Politemigranten. Stalin veranlasste schon im November 1937 die KP Polens als „eine von Spionen, Provokateuren, der polnischen Polizei und fremden Geheimdiensten“ aufzulösen.<sup>53</sup> Von den 37 Mitgliedern und Kandidaten des ZK der KP Polen überlebten nur acht, von den seit 1936 in der UdSSR emigrierten 3.417 Kommunisten weniger als 100.<sup>54</sup> Am härtesten traf es jedoch die starke polnische nationale Minderheit in der Sowjetunion (636.220 Personen, davon 417.000 in der Ukraine, 120.000 in Belorussland und 92.000 in der RSFSR); 139.000 Polen wurden verhaftet und zumeist in Sondersiedlungen deportiert.<sup>55</sup> Im Zuge der Deutschen Operation (Befehle Nr. 00439 vom 25. Juli 1937 und Nr. 00698 vom 28. Oktober 1937)<sup>56</sup> wurden von der großen Minderheit der 1.4 Mio. Russlanddeutschen 65.339 Deutsche (darunter auch etwa 800 der 4.000 in der UdSSR lebenden deutschen Staatsbürger und Politemigranten) inhaftiert.<sup>57</sup> In weiteren „Nationalen Operationen“ erfolgte die Verhaftung und Deportation von Letten (23.539), Iranern (15.946), Griechen (15.654), Finnen (10.598), Rumänen (9.043), Esten (8.819) u.a.<sup>58</sup> Diese Opera-

<sup>52</sup> Vgl. Leonid Naumov: Stalin i NKWD, Moskva 2010, S. 215.

<sup>53</sup> Zitiert nach Ryszard Nazarewicz: Die Kommunistische Internationale und Polen (1938 bis 1943/1945, in: Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Heft 21, Berlin 2003, S. 3-38, hier S. 9.

<sup>54</sup> Ryszard Nazarewicz: Die Kommunistische Internationale, S. 8 ff.

<sup>55</sup> Im Zwischenbericht über die sog. Nationalen Operationen vom 10. September 1938 wurden 106.666 Personen der polnischen Minderheit verhaftet, davon 84.471 erschossen, nur 2.234 kamen wieder frei. Vgl. Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. 11, S. 191.

<sup>56</sup> Abgedruckt in Hermann Weber/Ulrich Mählert (Hg): Terror stalinistischer Parteisäuberungen 1936-1953, Paderborn/München/Wien/Zürich 1998, S. 165ff.

<sup>57</sup> Der NKWD-Bericht vom 10. September 1938 informiert über 31.753 verhaftete Deutsche, von denen 24.858 zum Tode verurteilt und nur 569 wieder frei kamen. Doklad N. S. Chruščova o kul'te ličnosti Stalina, Dok. 11 vom 9. Februar 1955, S. 191.

<sup>58</sup> Vgl. Leonid Naumov: Stalin i NKWD, S. 207-217; O. Masochin: Pravo na represii, S. 335ff;

tionen Moskaus reichten bis in die von der UdSSR völlig abhängige Mongolische Volksrepublik. 1937/1938 wurden 17.000 Mongolen, vor allem geistliche Würdenträger, verhaftet.<sup>59</sup> Unerwähnt blieben im „Geheimerbericht“ die neue Welle der Repressionen gegen Eliten und Bevölkerung in den 1939/1940 zur UdSSR hinzugekommenen ostpolnischen (Westukraine, Westbelorussland), ostrumänischen (Nordbukowina, Bessarabien) Gebiete und der drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen. Hunderttausende polnische, rumänische, litauische, lettische und estnische Staatsbürger wurden Opfer von Stalins Terror. Die Massenrepressionen nach den Kriterien und Methoden des Großen Terrors bis zum Kriegsausbruch richteten sich gegen potenzielle, aber auch reale anti-sowjetische und pronazistische Teile der Bevölkerung. In den drei baltischen Ländern wurden im ersten Jahr der sowjetischen Herrschaft 20.000 Staatsbürger inhaftiert, davon allein 14.467 in den großen NKWD-Operationen vom 13. bis 18. Juni 1941. Weitere 43.000 Litauer, Letten, Esten, Polen und Juden des Baltikums wurden in das Innere der UdSSR zwangsumgesiedelt, der größte Teil (25.711 Personen) erst kurz vor Kriegsausbruch. Repressivmaßnahmen erreichten nicht – wie als Ziel und Grund der Operation angegeben – die eigentliche „Fünfte Kolonne“, die bis zum Kriegsausbruch überlebte. Zu ihr gehörte der im Juni 1941 intakte antisowjetische und pronazistische Untergrund von 20.000 Litauern, 12.000 Esten und 8.000 Letten, der den Einmarsch der Hitlerwehrmacht, die deutsche Okkupation und den Judenmassenmord maßgeblich unterstützte.<sup>60</sup> Ebenso wurde auch in den von der Roten Armee annektierten ostpolnischen und ostrumänischen Gebieten (Bessarabien, Nordbukowina) 22.648 Moldauer (Rumänen) in sibirische Sondersiedlungen deportiert.<sup>61</sup>

Ähnliches geschah im Zusammenhang mit der sowjetischen Eroberung und Besetzung der ostpolnischen Gebiete (200.000 km<sup>2</sup>, 13,4 Mio polnische Staatsbürger – Ukrainer, Polen, Juden und Belorussen u.a.). 900.000 (der 5 Mio. ethnischen Polen) wurden zwischen September 1939 und Juni 1941 in die östlichen Gebiete der UdSSR deportiert, davon 230.000 polnische Berufs- und Reserveoffiziere, Soldaten, Polizei- und Sicherheitsbeamte. Entsprechend einem Politbürobeschluss vom 5. März 1940, unterzeichnet von Parteichef Stalin, Staatsoberhaupt Kalinin, Innenminister Berija, Regierungschef und Außenminister Molotov, Verteidigungsminister Worosilov und Vizepremier Mikojan, wurden polnische Berufs- und Reserveoffiziere, Polizei- und Sicherheits- und Verwaltungsbeamte, Gutsbesitzer, Priester, Ärzte, Lehrer, Künstler, Wissenschaftler aus den drei NKWD-Lagern Kosel'sk (4.421), Starobelsk (3.920) und Ostaškov (6.311) sowie aus den westli-

---

Mark Junge/Rolf Binner: *Kak terror stal „bol'sim“*, Moskva 2003, S. 227f. Zu den Dokumenten der einzelnen „Nationalen Operationen“ vgl. ebenda, S. 322ff.

<sup>59</sup> Vgl. Mark Junge/Rolf Binner: *Kak terror stal „bol'sim“*, S. 40.

<sup>60</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe: *Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation*, Berlin 2010, S. 122 -128 sowie die Kapitel 5, 6 und 7.

<sup>61</sup> Vgl. V.N. Zemskov: *Socposelency v SSR 1930-1960*, S. 90f, Anm. 6\*. Zu den polnischen Zwangsdeportierten und Kriegsgefangenen vgl. Gerd Kaiser: *Das Staatsverbrechen – das Staatsgeheimnis*, Berlin 2002.

chen Gebieten der Ukraine und Belorussland (7.305) in den Wäldern von Katyn (Gebiet Smolensk) sowie in den Gebieten Kalinin (Twer) und Charkov erschossen. Davon erfuhr die Weltöffentlichkeit erstmals, als die deutsche Wehrmacht im Frühjahr 1943 bei Katyn auf die Massengräber stieß und durch eine Untersuchungskommission (April-Juni 1943) mit internationaler Beteiligung die sowjetische Führung für den Massenmord verantwortlich machte. Moskau stritt das ab und setzte nach der Befreiung des Gebietes im September 1943 eine eigene Untersuchungskommission ein, die den Mord der deutschen Wehrmacht zuschob und dann auf dem Nürnberger Prozess die Naziführung des Völkermords anklagte. Obwohl es im Nürnberger Urteil keine Feststellung zur deutschen Schuld darüber gab, hielt auch die sowjetische Führung von Chruščov (er kannte die Hintergründe des Massenmords seit 1959) bis Gorbačov an dieser Geschichtsfälschung fest. Erst unter Präsident Boris Jelcin wurde dieses Verbrechen weitgehend vollständig von einer Experten-Kommission des Obersten Militärischen Prokurators Russlands aufgeklärt und von der Regierung Russlands anerkannt. Es liegen umfangreiche Dokumente und Tatsachen nunmehr vor, die dies eindeutig belegen.<sup>62</sup> Un erwähnt bleiben im Geheimbericht die zwischen August 1941 und Juni 1942 erfolgte Massendeportationen von 1,2 Mio der insgesamt 1,4 Mio) Russlanddeutschen (u.a. die 370 000 Deutschen der Autonomen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen sowie der Deutschen in der Ukraine, im Kaukasus, Leningrad oder Moskau). Keine Erwähnung findet der antikommunistische Untergrundkrieg von Kollaborateuren und kriminellen Banden in den westlichen Gebieten der Ukraine (40.000 Mann) und Belorusslands (2.200) sowie im Baltikum (17.100), der in den Nachkriegsjahren 1944-1953 fortgeführt wurde. Zehntausende Westukrainer, Litauer (34.000), Letten (30.000) und Esten (8.000) wurden aber auch wegen des Widerstandes der Bevölkerung gegen militärische Zwangsrekrutierungen und gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft in geschlossene Sondersiedlungen in östliche Teile der UdSSR deportiert.<sup>63</sup> Der sog. Geheimbericht gibt auch keine Auskunft über die von Stalin aufgelöste Autonome Republik der Krimtaren und die Zwangsdeportation eines großen Teils der Bevölkerung der Krim. Zwangsausgesiedelt wurden nicht nur die 180.000 Krimtaren (18.-20. Mai 1944), die tragende Nation der Halbinsel, sondern auch die hier ebenfalls lange ansässigen 37.000 Bulgaren, Griechen und Armenier (Juni 1944). Auch im Grenzgebiet Georgiens zur Türkei lebenden 86.000 Turkmescheten, Kurden und Chemchinen wurden zwischen dem 15. und 25. November 1944 in Sondersiedlungen verbannt.<sup>64</sup>

Im Zusammenhang eines drohenden neuen antikommunistischen und antisowjetischen Kreuzzuges sieht der Historiker Chlevnjuk eine entscheidende Ursache für

<sup>62</sup> Vgl. I. S. Jazborovskij/ A. Ju. Jabloko/ V.S. Parsadanov: *Katynskij sindrom v sovetsko-pol'skich i rosijsko-pol'skich odnoszenijach*, Moskva 2001; zum Bericht der Expertenkommission beim Obersten militärischen Prokurator zur Strafsache 159 vom 2. August 1939, vgl. ebenda, S. 446-494 (Anlage); Gerd Kaiser: *Das Staatsverbrechen – das Staatsgeheimnis*, Berlin 2002.

<sup>63</sup> Vgl. K.-H. Gräfe: *Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz*, S. 220ff., S. 286ff. und S. 339ff.

<sup>64</sup> Vgl. N. Zemskov: *Sočposelency v SSR 1930-1960*, ebenda, S. 110ff.

den Übergang Stalins zur Politik der Massenrepressalien und terroristischer Gewalt: Um das Wesen des stalinischen Regimes zu verstehen, müsse man berücksichtigen, dass die bolschewistische Partei durch Krieg gegen die ausländischen Interventen an die Macht gekommen sei. Die allein herrschende Staatspartei musste immer damit rechnen, dass sie ihre Macht und ihren Staat durch koordinierte Anstrengungen kapitalistischer Großmächte und innerer Konterrevolution verlieren konnte. Um das zu verhindern, sah die sowjetische Führung unter Stalin zwei ständige Aufgaben: „eine leistungsstarke Militärindustrie und ein sicheres Heimatterritorium. Letzteres machte die Vernichtung innerer Feinde erforderlich.“<sup>65</sup> So bestand ein enger Zusammenhang mit der drohenden Kriegsgefahr und den ersten Aggressionsakten Nazideutschlands, Italiens und Japan. Vor allem durch den Spanischen Bürgerkrieg – so Chlewnjuk – „fühlte sich Stalin in seiner Überzeugung bestätigt, dass die Sowjetunion gesäubert werden müsste, um einen Angriff standhalten zu können. Der Bürgerkrieg brachte viele wohlvertraute Übel hervor: Anarchie, Guerillakrieg, eine ... unscharfe Trennlinie zwischen Hinterland und Front, Verrat. Und es war dieser Krieg, in dem der Begriff der ‚Fünfte Kolonne‘ entstand.“<sup>66</sup> Stalin sah die Gefahr, dass vor allem die Staaten des Antikominternpakts (Deutschland, Italien, Japan) die UdSSR in ein zweites Spanien verwandeln könnten.<sup>67</sup> Die Sowjetunion frühzeitig von einer sog. Fünften Kolonne zu säubern „war in den Dreißigerjahren in der gesamten UdSSR ein Dauerthema und für Stalins Weggefährten ein Glaubenssatz.“<sup>68</sup> In seinem Gespräch mit dem Journalisten Čuev hat Stalins engster Mitsstreiter Molotov, Regierungschef und Außenminister, noch ein halbes Jahrhundert später danach diese tiefverwurzelte Auffassung jener Zeit bekräftigt: „Neunzehnhundertsiebenunddreißig war notwendig, wenn man in Betracht zieht, dass wir nach der Revolution gegen Rechts und Links kämpften und siegreich waren, aber andere Arten von Feinden dableiben und sich angesichts der unmittelbaren Gefahr einer faschistischen Aggression womöglich vereinen würden. Wir haben die Tatsache, dass wir während des Krieges keine fünfte Kolonne hatten, 1937 zu verdanken.“<sup>69</sup> Zur potentiellen sog. Fünften Kolonne zählte Stalin auch seine engere Führung.

### 3.3. Was bleibt im Geheimbericht tabu?

Die sowjetische Führung sah 1956 keinen Grund, an den mit der Oktoberrevolution und dem Sieg der Sowjetmacht geschaffenen staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Strukturen Kritik zu üben. Sie entstanden mit der Oktoberrevo-

---

<sup>65</sup> Chlewnjuk: Stalin, S. 249.

<sup>66</sup> Ebenda. S. 250. Als im Oktober 1936 vier Kolonnen gegen die Hauptstadt der Republikanischen Regierung vorrückten, behauptete der nationalistische General Emilio Mola, er habe in Madrid eine fünfte Kolonne, die ihm bei der Einnahme der Stadt helfen werde. Vgl. Mark Junge/Rolf Binner: *Kak terror stal „bol’sim“*, S. 342ff.

<sup>67</sup> Chlewnjuk: Stalin, S. 254.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Sto sorok besed. Iz dnevnika Čueva, Moskva 1991, S. 39f., zitiert in deutscher Sprache nach O. Chlewnjuk: Stalin, S. 250ff.

lution und dem Bürgerkrieg (sog. Kriegs- bzw. Militärkommunismus). Sie wurden teilweise im Zusammenhang mit der Einführung der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) 1921-1929 aufgebrochen. Es entstanden bei Dominanz des Staatssektors privatkapitalistische und genossenschaftliche Wirtschaftssektoren. Doch die herrschende Parteifraktion unter Generalsekretär Stalin sah Ende der 20er Jahre in der NÖP die drohende Gefahr für eine Rückkehr des Kapitalismus. Trotz der verheerenden Folgen des Kriegskommunismus (1918-1920) entschied Stalin den Abbruch der NÖP. Er sah im Requirieren des Mehrproduktes der bäuerlichen Bevölkerung zugleich die Möglichkeit, die Industrialisierung des Landes schneller voranzutreiben. Doch ähnlich wie während des Kriegskommunismus unter Lenin stießen die Zwangskollektivierung und Enteignung der mittelständischen Kulaken auf Widerstand der bäuerlichen Bevölkerung. Es kam erneut zu Unruhen und Aufständen in den überwiegend ländlichen Regionen der UdSSR. Die Zahl der aufständischen Bauern stieg von 1929 bis 1930 von 244.000 (1.300 Aktionen) auf 3,4 Mio (13.800 Aktionen). Die Hälfte der Aufständischen entfiel auf die größte Unionsrepublik, die Ukraine.<sup>70</sup> 1933 befanden sich 2,5 Mio. Bauern in Arbeitslagern, Gefängnissen oder in weit entlegenen Sondersiedlungen.<sup>71</sup> Der von Stalin organisierte „Große Sprung“ einer forcierten Industrialisierung und der erzwungenen Kollektivierung schlug fehl und endete in einer landesweiten Hungersnot, vor allem in der Ukraine, im Nordkaukasus, Kasachstan und in einigen russischen Gouvernements, wo 70 Mio. der 160 Mio. Einwohner des Landes lebten.<sup>72</sup> Eine der schlimmsten Folgen der Zwangskollektivierung und der gewaltsamen Enteignung und Zwangsaussiedlung eines Teils der bäuerlichen Bevölkerung, vor allem der Großbauern (Kulaken) und teilweise Mittelbauern sowie der gewaltsamen Requirierung eines Teils der landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch den Staat waren die Hungersnot und das Massensterben von über sieben Mio. Menschen – davon schätzungsweise die Hälfte in der Ukrainischen SSR (3,5 Mio.), aber auch 2,5 Mio. in der RSFSR (vor allem Wolgagebiet, Nordkaukasus, Zentrales Schwarzerdegebiet, Südrural) und in der Autonomen Republik Kasachstan (1,7 Mio.), die damals noch zur RSFSR gehörte. Es handelt sich nicht, wie vor allem Politiker und Ideologen der heutigen Ukraine, aber auch eine Reihe Historiker behaupten, um einen Genozid am ukrainischen Volk (Holodomor-Hungerterror).

Die Hungersnot war natürlich keine Naturkatastrophe, sondern das Resultat einer verfehlten und im Endeffekt verbrecherischen Politik des Stalinregimes.<sup>73</sup> Ein Teil der damaligen Führung, die Anhänger der NÖP mit dem prominenten

<sup>70</sup> Vgl. Viktor Danilov: Tragedija sovjetskoj derevni. Kollektivisacija i raskulaščivavije, Moskva 2000, Bd.2, S. 703 und S. 789.

<sup>71</sup> Chlevnjuk: Stalin, S. 199.

<sup>72</sup> Zu den unterschiedlichen Schätzungen der diesen Jahren umgekommenen Menschen in diesen Regionen. Vgl. Viktor Kondrašın: Golod 1932-1933 goda: Tragedija Rossijskoj derevni, Moskva 2008, S. 189-192 und S. 237-248.

<sup>73</sup> Vgl. Vernichtung durch Hunger. Der Holodomor in der Ukraine und der UdSSR, in: Osteuropa, Heft 12, Berlin 2004.

Theoretiker und Politiker Nikolai Bucharin, konnte sich damals nicht durchsetzen. Sie wurden als „rechte Abweichler“ denunziert, aus der Führung ausgeschlossen und während des Großen Terrors ermordet. Der „Geheimbericht“ kritisiert diesen Rückfall in das kriegskommunistische Gesellschaftsmodell nicht. Das ist auch der Grund, weshalb die sog. Rechtsabweichler, die sich gegen die Rückkehr zu kriegskommunistischen Methoden in Gestalt der Entkulakisierung wandten, nicht rehabilitiert wurden und praktisch weiterhin „Unpersonen“ blieben. Das erklärt, warum die neue kollektive Führung erst im August 1954 das Zwangssystem für die noch am Leben gebliebenen 20.000 Kulaken lediglich aus ökonomischen Überlegungen aufhob. Die Verbannten blieben aber auch weiterhin in den einstigen Sondersiedlungen und wurden auch nicht rehabilitiert.<sup>74</sup> Im Gegenteil: Die seit Ende der 20er Jahre von oben mit Gewalt erzwungene forcierte Überindustrialisierung und Massenkollektivierung der Landwirtschaft zählten damals zu den großen Verdiensten Stalins im Kampf um die Errichtung des Sozialismus.<sup>75</sup> Die neue kollektive sowjetische Führung war weder 1953 noch nach dem XX. Parteitag 1956 an einer NÖP im Sinne eines Umbaus des Staatseigentums in Richtung genossenschaftlichen Eigentums und genossenschaftlicher Produktionsverhältnisse interessiert. Sie sahen in den Staatsgütern und Kolchosen bereits realen Sozialismus, von dem aus der Start in eine klassenlose kommunistische Gesellschaft auch auf dem Lande erfolgen sollte.

Der „Geheimbericht“ enthält keine Kritik an Stalins Außenpolitik mit Ausnahme der Fehlentscheidungen gegenüber dem sozialistischen Jugoslawien. Kein Wort über seine Hegemonialpolitik gegenüber der verbündeten osteuropäischen Staatengruppe, die diktatorischen Einmischungen in ihre inneren Angelegenheiten (Baltikum 1939/1940, sowjetisch-finnischer Krieg 1939/40). Kein Thema war ebenfalls die differenziert zu bewertende Politik Stalins gegenüber Nazi-Deutschland und der – angesichts des realistischerweise erwarteten Angriffs Nazi-Deutschlands und der einen Beistandspakt de facto verweigernden Haltung der Westmächte erfolgte – Abschluss der deutsch-sowjetischen Verträge über Nichtangriff und Freundschaft im August und September 1939, die dem Land Zeit verschaffen sollten, und die damit verbundenen Annexionen des Baltikums, ostpolnischer und ostrumänischer Staatsgebiet sowie Massenrepressalien an den Staatsbürger dieser sechs Staaten. Auch wurde die Beschwichtigungs- und Befriedungspolitik 1939/1940 gegenüber dem deutschen faschistischen Aggressor keiner Kritik unterzogen.<sup>76</sup>

---

<sup>74</sup> Linn Viola: Krest'janskij Gulag. Mir stalinskich specposelenij, Moskva 2011, S. 228f.

<sup>75</sup> Die Geheimrede, S. 8.

<sup>76</sup> Vgl. Karl-Heinz Gräfe: So werden Kriege gemacht. Schicksalsjahr 1939: Weg in den Zweiten Weltkrieg, Pankower Vorträge, Heft 190, Berlin 2014. Vgl. auch Isaac Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie, Berlin 1989, S. 542-587; Christoph Koch (Hrg.): Gab es einen Stalin-Hitler-Pakt? Charakter, Bedeutung und Deutung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrages vom 23. August 1939, Frankfurt am Main 2015.

*Hans-Henning Adler*

## **KPD-Verbot vor 60 Jahren**

### **Eine rechtlich-politische Nachbetrachtung aus historischem Abstand**

Die KPD wurde am 17. August 1956 durch Urteil des Bundesverfassungsgerichts verboten, die Organisation wurde aufgelöst, das Parteivermögen wurde eingezogen. In allen großen westdeutschen Städten standen Polizeikommandos bereit, um den Karlsruher Richterspruch durchzusetzen. Parteibüros wurden durchsucht und geschlossen, Druckereien beschlagnahmt, zentrierweise Propagandamaterial sichergestellt, das Parteivermögen eingezogen. Zahlreiche Funktionäre wurden verhaftet. Der KPD-Vorsitzende Max Reimann und andere Führungskader hatten sich der Verhaftung entzogen und in die DDR abgesetzt.

### **Historischer Kontext**

Eine umfassende rechtliche Analyse des Verbots kann nicht allein aus den Urteilsgründen heraus vorgenommen werden. Man muss einbeziehen, was vorher und auch was nachher geschah.

#### **1. Kalter Krieg**

Zum Zeitpunkt des Verbotsantrages durch die Adenauer-Regierung 1951 tobte der Kalte Krieg wegen des Krieges in Korea besonders heftig. Führende Kommunisten wurden schon lange vor dem Verbot in Gefängnisse gesperrt. Zeitgleich mit dem Verbotsantrag wurde 1951 mit sofortiger Wirkung die Jugendorganisation der KPD, die FDJ, verboten. In den Jahren 1950 bis 1954 waren Ermittlungsverfahren gegen 35.189 Mitglieder der FDJ durchgeführt worden. 6.429 Mitglieder wurden verhaftet und in 425 Prozessen zu insgesamt 1.012 Jahren Gefängnis verurteilt, darunter Jupp Angenfort, der Vorsitzende, allein zu 5 Jahren Zuchthaus.<sup>1</sup> Seine Immunität als Abgeordneter des Landtages von Nordrhein-Westfalen wurde ignoriert. Zwischen 1951 und 1956 wurden in der Bundesrepublik über 3.000 Personen wegen politischer Delikte verurteilt.<sup>2</sup> Möglich war dies durch das „Blitzgesetz“ vom Juli 1951, eine Änderung des Strafgesetzbuches, durch das Sonderstrafkammern eingesetzt wurden. Politische Aktivitäten gegen die Remilitarisierung, z.B. das Sammeln von Unterschriften im Rahmen einer selbst organisierten Volksbefragung, wurden als „Ungehorsam gegen die Gesetze und Aufforderung zur Nichtbeachtung staatlicher Entscheidungen“

---

<sup>1</sup> Hans Canjé: Vom Umgang mit deutschen Kommunisten – zum 50. Jahrestag des Verbots der KPD, in: Mitteilungen der Kommunistischen Plattform der Linkspartei.PDS. August 2006 [http://archiv2007.sozialisten.de/politik/publikationen/kpf-mitteilungen/view\\_html?zid=33522](http://archiv2007.sozialisten.de/politik/publikationen/kpf-mitteilungen/view_html?zid=33522)

<sup>2</sup> Georg Fülberth: KPD und DKP, Heilbronn 1992, S. 91.



gen“ – so wörtlich der Bundesgerichtshof<sup>3</sup> – bewertet und als verfassungsfeindliche strafbare Betätigung geahndet.

Verurteilt wurde wegen „Staatsgefährdung“ (§ 88), eine Strafvorschrift, die nach den Worten des damaligen Justizministers Dehler Handeln, „das vor dem Hochverrat liegt“, unter Strafe stellen sollte.<sup>4</sup> Als „Staatsgefährdung“ galt eine Tat, die darauf hinzielt, die Bundesrepublik „ganz oder teilweise unter fremde Botmäßigkeit zu bringen“, was wegen der politischen Nähe der KPD zur SED leicht zu konstruieren war. Weitere Strafbestimmungen waren „Verfassungsverrat“ (§ 89) und der § 90a, die „Gründung und Förderung einer verfassungsverräterischen Vereinigung“. Landesverräterische Beziehungen zu einem staatsgefährdenden Nachrichtendienst wurden bereits angenommen, wenn jemand eine Kinderferienfahrt in die DDR organisierte und zu diesem Zweck die Geburtsdaten der Kinder weitergegeben hatte.<sup>5</sup>

Die Unterstellung des Vorsatzes, im Sinne der kommunistischen Sache zu handeln, reichte aus, um juristisch belangt zu werden. So wurden Taten, die für den normalen Bürger nicht strafbar waren, für Kommunisten strafbar, z.B. der Besitz von politischen Büchern aus der DDR.

Die von der KPD organisierte Volksbefragung gegen die Remilitarisierung fand durchaus Zuspruch und wurde wohl gerade deshalb per Kabinettsbeschluss vom 24.4.1951 als „verfassungswidrig“ mit der Begründung verboten, dass es im Grundgesetz keine Volksbefragung gebe. Dass die Befragung unabhängig davon einen zulässigen demonstrativen Charakter hatte und eindeutig durch die Freiheitsrechte des Grundgesetzes gedeckt war, wollten die Gerichte damals nicht hören. Das Verbot dieser Aktion hatte strafrechtliche Konsequenzen und bedeutete nach dem „Blitzgesetz“ Freiheitsstrafe, z.B. für die Kommunisten Oskar Neumann und Karl Dickel als „Rädelsführer“ in Höhe von jeweils drei Jahren.<sup>6</sup>

Kommunisten wurden wegen ihrer politischen Tätigkeit für die KPD schon vor dem Verbot zu Freiheitsstrafen verurteilt. Erst am 21.3.1961 hob das Bundesverfassungsgericht den § 90a des Strafgesetzbuches als verfassungswidrig auf<sup>7</sup>, der die strafrechtliche Verfolgung legaler Parteitätigkeit vor Auspruch des Verbots ermöglicht hatte.

Zum Zeitpunkt des Verbotsantrages am 22.11.1951 herrschte ein politisches Klima, das aus heutiger Sicht kaum nachvollziehbar ist. Bundesminister Seebohm wollte „Böhmen und alle Gebiete, in denen Deutsche einst siedelten“, eingliedern; Adenauer forderte, „junge Bauern müssten dazu beitragen, den Osten zu kolonialisieren“, sein Minister „für besondere Aufgaben“ Waldemar Kraft (Ex-NSDAP und „Ehren“-Hauptsturmführer der SS) verlangte die „Rückgliederung“ des Me-

<sup>3</sup> Diether Posser: *Anwalt im Kalten Krieg*, München 1991, S. 247.

<sup>4</sup> Fülberth, S. 87.

<sup>5</sup> Posser, S. 261.

<sup>6</sup> Posser, S. 158.

<sup>7</sup> Entscheidungen des Bundesverfassungsgericht (BVerfGE), Bd. XII, S. 296ff.

melgebiets, Danzigs und anderer Ostgebiete.<sup>8</sup> Das Kanzleramt wurde von dem Alt-Nazi und Mitautor der Rassegesetze Hans Globke geführt.

## 2. Politisch motivierte Justiz

Das politische Umfeld des KPD-Urteils wird auch anschaulich beleuchtet, wenn man die Entwicklung nach dem Verbotsurteil in die Betrachtung einbezieht. Hierzu nur wenige Schlaglichter:

Zum Zeitpunkt der Verbotsentscheidung gehörte das Saargebiet noch nicht zur Bundesrepublik. Folglich gab es dort eine eigenständige Kommunistische Partei, die KP Saar. Durch das Verbotsurteil konnte sie nicht betroffen sein. Nach dem Anschluss des Saargebiets 1957 wurde sie aber vom Bundesverfassungsgericht zur „Nachfolgeorganisation“ erklärt, obwohl sie ja schon lange vor dem Verbotsverfahren außerhalb der Bundesrepublik als eigenständige Partei existierte. Im Urteil vom 21.3.1957 heißt es, ihr Charakter als Nachfolgeorganisation sei „evident“. Sie nenne sich „Kommunistische Partei“ und würde ein „Auffangbecken“ aller politischen Kräfte sein, die in der verbotenen KPD wirksam waren.<sup>9</sup> Nach diesen juristischen Maßstäben hätte die 1968 gegründete DKP keinen Tag lang existieren dürfen.

Wenn eine Partei verboten wird, ist es logisch, dass die Gründung von Ersatzorganisationen unzulässig ist. Der Bundesgerichtshof hat den Begriff allerdings so weit gefasst, dass jede oppositionelle politische Organisation, die in Teilzielen mit der verbotenen KPD übereinstimmte, dazu gerechnet werden konnte. Der BGH definierte: „Eine Ersatzorganisation ist ein Personenzusammenschluß, der an Stelle der aufgelösten Partei deren verfassungsfeindliche Nah-, Teil- oder Endziele teilweise, kürzere Zeit, örtlich oder überörtlich, offen oder verhüllt weiterverfolgt oder weiterverfolgen will.“<sup>10</sup>

Opfer der politisch motivierten Justiz wurden nicht nur Kommunisten. Betroffen waren auch Sozialdemokraten, christliche Pazifisten, Gewerkschafter. Potentieller „Verfassungsfeind“ war jeder Bundesbürger, der im Widerspruch zur regierungsoffiziellen Politik der Wiederaufrüstung, der Sozial-, Deutschland- und Ostpolitik stand.

Rechtsanwalt Heinrich Hannover berichtet, wie Angehörige des „Düsseldorfer Friedenskomitees“ vor Gericht gestellt wurden, und zwar wegen „staatsfeindlicher Tätigkeit“; ihre Friedensaktivitäten würden „das Vertrauen der Bevölkerung zur Regierung untergraben“. Ihnen wurde ein „systematischer Hetzfeldzug gegen den Bundeskanzler“ vorgeworfen.<sup>11</sup>

Kontakte zur DDR waren höchst gefährlich. Der Deutsche Turn- und Sportbund der DDR wurde als Ersatzorganisation der verbotenen KPD eingestuft.

<sup>8</sup> Friedrich Karl Kaul, in: Urteil: KPD-Verbot aufheben, Köln 1971 S. 26.

<sup>9</sup> BVerfGE, Bd. VI, S. 308.

<sup>10</sup> Entscheidungen des Bundesgerichtshofs in Strafsachen (BGH St) 16, S. 264 ff.

<sup>11</sup> Heinrich Hannover: Die Republik vor Gericht, München und Berlin 2012, S. 63, 66, 68.

Kontakte zu ihm waren deshalb strafbar. Heinrich Hannover berichtet von einem parteilosen Bremer Betriebsrat, der als Gast an einem Kongress des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) der DDR teilgenommen hatte und auf Grund dieser „Kontaktschuld“ im Januar 1962 vom Landgericht Lüneburg wegen „verfassungsfeindlicher Beziehungen“ und wegen Verstoß gegen das KPD-Verbot zu einer Freiheitsstrafe von sieben Monaten verurteilt wurde. Die Strafe wurde allerdings zur Bewährung ausgesetzt, weil der Angeklagte „im Krieg seine Pflicht erfüllt hatte“.<sup>12</sup>

### 3. Richter mit brauner Vergangenheit

Der Prozess gegen die KPD wurde von Richtern geführt, die teilweise schon während der Nazi-Zeit sich ihre juristischen Sporen verdient hatten. Der damalige Präsident des Gerichts, Josef Wintrich, der das Verfahren des 1. Senats leitete, war 1940 zur Beförderung als Oberstaatsanwalt vorgeschlagen worden, weil an „seiner nationalsozialistischen Gesinnung keine Zweifel bestanden“.<sup>13</sup> Ein diesbezüglicher Befangenenantrag wurde mit der Begründung abgelehnt, dass der abgelehnte Richter „erklärt hatte, dass er sich nicht befangen fühlt.“<sup>14</sup>

Der Prozessbevollmächtigte der Bundesregierung, Ritter von Lex, vormals tätig im NS-Innenministerium, führte das Verfahren ganz im Geist und der Diktion seines früheren Dienstherrn: „Sie (die KPD) ist ein gefährlicher Infektionsherd im Körper unseres Volkes, der Giftstoffe in die Blutbahn des staatlichen und gesellschaftlichen Organismus der Bundesrepublik sendet.“<sup>15</sup> Worum es der Bundesregierung hauptsächlich ging, verriet Ritter von Lex in seinem Eingangsplädoyer: „Diese Partei verdächtigt die Bundesregierung seit Jahren der Remilitarisierung.“<sup>16</sup> Sie würde „mit psychologischen Mitteln jeder Art arbeiten“; typisch für ihre Propaganda sei, dass sie „die Oder-Neiße-Linie als endgültige Grenzziehung nach Osten“ bezeichne.<sup>17</sup> Im Schriftsatz der Bundesregierung vom 12.2.1955 hieß es dann auch, dass „die kommunistische Propaganda und Agitation Unzufriedenheit in der Bevölkerung weckt“.<sup>18</sup>

Der Funktionär der KPD Walter Fisch, der als Bevollmächtigter am Verfahren teilnahm, saß zu Beginn des Verfahrens schon im Gefängnis und konnte an den Verhandlungen nur teilnehmen, weil er „freies Geleit“ bekommen hatte. Öffentliche Erklärungen durfte er nicht abgeben. Mit Pressevertretern durfte er nicht spre-

<sup>12</sup> Hannover, S. 112.

<sup>13</sup> KPD-Prozess: Dokumentarwerk zu dem Verfahren über den Antrag der Bundesregierung auf Feststellung der Verfassungswidrigkeit der Kommunistischen Partei Deutschlands vor dem Ersten Senat des Bundesverfassungsgerichts, hrg. v. Gerd Pfeiffer, 3 Bde, Karlsruhe 1955/1956 (im Folgenden: Protokoll), hier: Bd. I, S. 95.

<sup>14</sup> Protokoll, Bd. I, S. 100.

<sup>15</sup> Protokoll, Bd. III, S. 116.

<sup>16</sup> Protokoll, Bd. I, S. 151.

<sup>17</sup> Ebenda.

<sup>18</sup> Protokoll, Bd. III, S. 447.

chen.<sup>19</sup> Gleichzeitig wurde der Prozess von der Bundesregierung mit Broschüren gegen die KPD in Millionenaufgabe begleitet.<sup>20</sup> Beweisanträge der KPD zu ihrer tatsächlichen Betätigung oder dazu, dass die von ihr z.B. zur Absicht der Wiederbewaffnung aufgestellten Behauptungen wahr seien, wurden abgelehnt.<sup>21</sup>

## Entscheidungsgründe

Betrachten wir nun die Entscheidungsgründe des Bundesverfassungsgerichts und seine Argumentation, die zum Verbot führten.

Im ersten Schritt wird die Unvereinbarkeit der Ziele der KPD, nämlich „sozialistische Revolution“ und anschließende Errichtung einer „Diktatur des Proletariats“, mit der freiheitlichen demokratischen Grundordnung des Grundgesetzes (fdGO) begründet. Diese Beweisführung hätte viel kürzer ausfallen können, weil die KPD-Vertreter im Prozess diese Unvereinbarkeit gar nicht abgestritten hatten.

Die Unvereinbarkeit einer allgemeinen oder ferneren Zielsetzung mit der fdGO reichte aber schon deshalb für ein Verbot nicht aus, weil in Art 21 Abs. 2 des Grundgesetzes steht: „Parteien, die nach ihren Zielen oder nach dem Verhalten ihrer Anhänger darauf ausgehen, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu beeinträchtigen oder zu beseitigen oder den Bestand der Bundesrepublik Deutschland zu gefährden, sind verfassungswidrig.“ Es musste also eine gegenwärtige aktiv-kämpferische Betätigung gegen die fdGO nachgewiesen werden. Für diesen Nachweis bediente sich das Bundesverfassungsgericht des im November 1952 vom Parteivorstand beschlossenen „Programm zur nationalen Wiedervereinigung Deutschlands“<sup>22</sup> und interpretierte dieses Programm vor dem Hintergrund theoretischer Schriften von Lenin und Stalin. Hierbei wurde u.a. hervorgehoben, dass Stalin „das Gesetz von der gewaltsamen Revolution des Proletariats“ als „unumgängliches Gesetz der revolutionären Bewegung der imperialistischen Länder der Welt“ angesehen habe.<sup>23</sup>

Es wurde festgestellt, dass die KPD im von ihr bekämpften „Adenauer-Regime“ ein „Protektorat“ der „imperialistischen westlichen Besatzungsmächte“ sah und die Bevölkerung zum Widerstand gegen die „koloniale Versklavung“ aufgerufen wurde.<sup>24</sup> Die von der KPD angestrebte „Regierung der nationalen Wiedervereinigung“ würde „grundlegend andere soziale und politische Verhältnisse in der Bun-

---

<sup>19</sup> Max Schäfer: KPD-Verbot von 1956, in: Antikommunismus – vom Kölner Kommunistenprozeß 1852 zu den Berufsverboten heute, Frankfurt/M. 1972, S. 128.

<sup>20</sup> Angelika Lehndorff-Felsko/Fritz Rische: KPD-Verbotsprozess 1954/56, Frankfurt/M. 1981, S. 120.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 120.

<sup>22</sup> Programm zur nationalen Wiedervereinigung Deutschlands. Beschlossen vom PV der KPD (2.11.1952), in: KPD 1945-1968. Dokumente. Hrg. u. eingel. von Günter Judick, Josef Schleifstein und Kurt Steinhaus, Neuss 1989, Bd. 1, S. 396-414.

<sup>23</sup> Protokoll, Bd. I, S. 568.

<sup>24</sup> Urteil BVerfGE, Bd. 5, S. 288.

desrepublik herbeiführen“<sup>25</sup>, „sie würde im Prozess der Wiedervereinigung natürlich Zugeständnisse in den Verhandlungen mit der DDR-Regierung machen“<sup>26</sup> und schließlich würde der von der KPD angestrebte „nationale Widerstand“ auch darauf gerichtet sein, diese Politik gegen Rückschläge zu sichern. Im „Programm zur Nationalen Wiedervereinigung“ heißt es dazu, dass „eine Regierung der nationalen Wiedervereinigung ... alle Voraussetzungen besitzen (würde), um die Feinde der nationalen Wiedervereinigung zu zügeln...“<sup>27</sup> Zitiert wird die Parteizeitung „Der Agitator“, wo es (Heft Nr. 5/1953, S. 165) heißt: „Bereits im Programm der KPD für die nationale Wiedervereinigung ist festgelegt, daß das Adenauer-Regime nicht auf parlamentarischem Wege gestürzt werden kann, sondern nur im unversöhnlichen, revolutionären, außerparlamentarischen Kampf. Dies ist gegenwärtig die zentrale Aufgabe aller westdeutschen Patrioten.“<sup>28</sup>

In diesem Zusammenhang wurde der KPD vorgehalten, dass sie die ihren Vorstellungen widersprechende Politik der Bundesregierung insgesamt als verfassungswidrig beurteile und damit zum Ausdruck bringe, andere politische Meinungen niemals tolerieren zu wollen. Das Verfassungsgericht hielt der KPD entgegen: „Jede Partei muß deshalb auch die Variationsbreite der in der freiheitlichen demokratischen Grundordnung zulässigen Gestaltungen des Gemeinschaftslebens und damit die Möglichkeit *verschiedener verfassungsmäßiger* politischer Wege und Ziele anerkennen und ihren politischen Kampf auf dieser Basis führen. Gerade das tut die KPD nicht. Sie führt ihren politischen Kampf mit der umfassenden Behauptung, daß Wege und Ziele der gegenwärtigen politischen Führung in der Bundesrepublik, die nicht den Auffassungen der KPD entsprechen, grundgesetzwidrig seien. Die KPD will nicht nur in Einzelfällen, sondern systematisch Politik, die sie mißbilligt, die aber das Grundgesetz *erlaubt*, ausschalten mit der Behauptung, daß sie grundgesetzwidrig sei. Darin liegt eine Verneinung der Vielfalt der politischen Möglichkeiten“.<sup>29</sup>

Die KPD wolle dagegen während der Geltungsdauer des Grundgesetzes die in ihr verkörperte freiheitliche demokratische Ordnung nicht um ihrer selbst willen erhalten.<sup>30</sup> Die KPD habe eine „Kampfhaltung gegen diese Ordnung“ eingenommen. Sie wolle „nach ihren Erklärungen die freiheitliche demokratische Grundordnung vor der Wiedervereinigung nicht zu *Fall* bringen; aber sie will sie doch bereits unterminieren“.<sup>31</sup>

Um diese „Kampfhaltung“ zu verdeutlichen widmete sich das Bundesverfassungsgericht in einem ganzen Kapitel des Urteils dem „politischen Ge-

---

<sup>25</sup> Urteil, S. 342.

<sup>26</sup> Urteil, S. 354.

<sup>27</sup> Protokoll, Bd. II, S. 13; KPD 1945-1968, S. 404.

<sup>28</sup> Protokoll, Bd. II, S.165

<sup>29</sup> Urteil, S. 318.

<sup>30</sup> Urteil, S. 237.

<sup>31</sup> Urteil, S. 330.

samtstil“ der Partei und zitierte (sich dabei unfreiwillig selbstentlarvend), dass sich die Partei scharf gegen das „Blitzgesetz“ positioniert hatte, durch das führende Vertreter der Partei schon lange vor dem Verbot allein wegen ihrer legalen Betätigung für die KPD in die Gefängnisse geworfen wurden. Die Charakterisierung dieses Strafrechtsänderungsgesetzes als „Zuchthausgesetz“, „Rechtsverwilderung“ oder „Verfassungsbruch“ würde ihre feindliche Haltung zur fdGO beweisen.<sup>32</sup>

Zum Gesamtstil der KPD gehörte freilich auch ihre sektiererische Verbalradikalität, die auf einer völligen Fehlanalyse der tatsächlichen politischen Situation, der Kräfteverhältnisse und der sich daraus ergebenden politischen Möglichkeiten Anfang der fünfziger Jahre beruhte. *Wahlgesetze* der Bundesrepublik Deutschland wurden als „Wahlbetrugsgesetze“, „faschistische Wahlbetrugsgesetze“ oder „Wahlfälschungsgesetze“ gekennzeichnet.<sup>33</sup> Das Adenauer-Regime gehe immer stärker „zur Anwendung faschistischer Methoden über“.<sup>34</sup>

Weiter stellte das BVerfG fest, der „nationale Befreiungskampf“ der KPD in der Bundesrepublik sei ein Kampf zur Herstellung einer günstigeren Ausgangsposition für den späteren Kampf zur Durchsetzung ihrer revolutionären Ziele. Das stünde ganz in Übereinstimmung mit Stalin, der aus dem Jahre 1924 („Über die Grundlagen des Leninismus“) wie folgt zitiert wurde: *„Die Revolution gegen den Zarismus näherte sich somit der Revolution gegen den Imperialismus, der proletarischen Revolution, und mußte in sie hinüberwachsen.“* Aus Stalins „Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR“ (1952) wurde angeführt:<sup>35</sup> *„Es ist möglich, daß bei einem bestimmten Zusammentreffen von Umständen der Kampf für den Frieden sich hier und da zum Kampf um den Sozialismus entwickelt, aber das wird nicht mehr die gegenwärtige Friedensbewegung sein, sondern eine Bewegung zum Sturz des Kapitalismus.“*

Soweit das Bundesverfassungsgericht auf die Unvereinbarkeit der theoretischen Auffassungen der KPD zur Diktatur des Proletariats mit der fdGO abgestellt hatte, war die Verteidigungslinie der KPD eigentlich ganz einfach: Ihre Prozessvertreter ließen diese Argumente mit dem Hinweis darauf ins Leere laufen, dass es gar nicht das Ziel der KPD sei, die von ihr angestrebte Diktatur des Proletariats in der Bundesrepublik Deutschland und unter der Herrschaft des Grundgesetzes einzuführen. Ihre Zielsetzung sei die Wiedervereinigung, das Grundgesetz sei nach seinem eigenen Verständnis nur eine Übergangsverfassung, bis dieses Ziel verwirklicht werde. Ob eine Unvereinbarkeit der Ziele der KPD mit der dann neu zu beschließenden Verfassung des wiedervereinigten Staates bestehe, könne das Bundesverfassungsgericht ja jetzt nicht feststellen. Die Feststellung der Nichtvereinbarkeit der Ziele der KPD mit der Verfassungsstruktur der Bundesrepublik läge

---

<sup>32</sup> Urteil, S. 381.

<sup>33</sup> Protokoll des KPD-Parteitag von 1954, S. 30; Protokoll, Bd. II, S. 409, 151.

<sup>34</sup> Protokoll, Bd. II, S. 15.

<sup>35</sup> Protokoll, Bd. II, S. 311.

deshalb „neben der Sache“<sup>36</sup>. Die Beweisangebote der Bundesregierung zu diesem Thema würden „offene Türen einrennen“<sup>37</sup>.

Der KPD-Vertreter Walter Fisch erklärte: „Die KPD erstrebt eine politische Ordnung in Westdeutschland, die die Voraussetzung für eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands schafft. Das ist weder eine Alleinherrschaft der KPD noch eine Herrschaft der Diktatur des Proletariats... Der Weg zur Errichtung der Regierung der nationalen Wiedervereinigung, die Mittel, die die KPD auf diesem Weg anzuwenden gedenkt, sind ausschließlich gesetzliche, ja durch das Grundgesetz ausdrücklich garantierte Mittel des politischen Kampfes.“<sup>38</sup> Die Beweisaufnahme habe keinerlei konkrete Handlungen nachweisen können, die auf gewaltsame Aktionen gerichtet waren. Gegenbeweisangebote der KPD-Prozessvertreter in dieser Richtung wurden ja auch abgelehnt. Bei dieser Argumentation blieb als Befund zunächst nur eine verbalradikale Kraftmeierei der KPD. Die stand allerdings in eklatantem Widerspruch zu deren tatsächlicher politischer Isolation<sup>39</sup> in Westdeutschland, die in Folge des kalten Krieges und der sektiererischen Politik der KPD-Führung eingetreten war.

Das Bundesverfassungsgericht stellte fest: „Die grundlegende politische Doktrin von der prinzipiellen Unerläßlichkeit der gewaltsamen Revolution gegenüber dem Imperialismus zur Herbeiführung des Sozialismus-Kommunismus (s. oben S. 273 f., 286 f.) führt zwangsläufig nicht nur im unmittelbaren Dienst des Endziels der KPD, sondern auch im Dienst ihrer Wiedervereinigungspolitik zu einer ‚Entlarvung‘ der ‚bürgerlichen‘ Demokratie als Trugbild für das Volk, bestimmt zur Verschleierung und Aufrechterhaltung der wirklichen Herrschaftsverhältnisse dieser ‚Pseudodemokratie‘ oder ‚Demokratie minderen Ranges‘ im Vergleich z. B. zu der fortschrittlicheren Demokratie der DDR oder der ‚Diktatur des Proletariats‘ überhaupt.“<sup>40</sup>

Hierbei spielte eine Rolle, dass die KPD damals die von Stalin vertretene Auffassung teilte, dass ein friedlicher Übergang zum Sozialismus unmöglich sei. Über den „Befreiungskampf“ hieß es im „Programm zur nationalen Wiedervereinigung“: „Unzweifelhaft wird unser Kampf Opfer fordern. Aber für jeden im Kampf gefallenen oder aus dem Kampf herausgerissenen Patrioten werden Tausende neue aufstehen.“<sup>41</sup>

<sup>36</sup> Prozessvertreter Prof. Dr. Kröger, Protokoll, Bd. I, S. 892.

<sup>37</sup> Ebenda.

<sup>38</sup> KPD-Vertreter Fisch: Protokoll, Bd. II, S. 775.

<sup>39</sup> Zwischen 1947 und 1953 hatte die KPD nach eigenen Angaben 230.000 Mitglieder verloren. (KPD 1945-1968, Bd. I, S. 52) Die sektiererische Haltung der KPD stand deutlich im Widerspruch zu den Erkenntnissen, die sie auf ihrer Brüsseler und Berner Konferenz 1935 und 1939 bereits gewonnen hatte und die im Aufruf des Zentralkomitees vom 11.6.1945 ihren Ausdruck gefunden hatte, in dem die „Aufrichtung eines antifaschistischen demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk“ als Ziel formuliert worden war (KPD 1945-1968, Bd. I, S. 135-143, hier: S. 139).

<sup>40</sup> Urteil, S. 317.

<sup>41</sup> Protokoll, B. II, S. 15; KPD 1945-1968, Bd. I, S. 409.

## Prozess-Abschluss unter Druck Adenauers

So gesehen, könnte das KPD-Urteil vielleicht doch – von der juristischen Argumentation her – zu Recht ergangen sein. Aber dennoch ein Fehlurteil, und zwar aus einem ganz anderen Grund:

Nach dem Verbotsantrag von 1951 hatten die Bundesverfassungsrichter erst Ende 1954 mit den 51 Verhandlungstagen begonnen, die dann bis in den Juli 1955 andauerten. Dann trat wieder eine lange Pause ein, was Adenauer veranlasste, unverhohlenen Druck auf das Bundesverfassungsgericht auszuüben. Er griff zu einem in der Verfassungsgeschichte der Bundesrepublik einzigartig gebliebenen Mittel: Er ließ den Bundestag am 21.7.1956 ein Gesetz verabschieden, wonach beim 1. Senat schwebende Verfahren, soweit sie nicht bis zum 31.8.1956 abgeschlossen sind, „in der Lage, in der sie sich befinden“ auf den 2. Senat des Gerichts übergehen. Diesem Druck hatte sich dann der 1. Senat gebeugt und am 17. August noch vor Ablauf der gesetzten Frist das Urteil erlassen.

Unter diesem Druck sah sich der 1. Senat des Bundesverfassungsgerichts auch nicht in der Lage, 1956 erneut in die mündliche Verhandlung einzutreten. Dazu bestand aber durchaus Anlass. Im Februar 1956 hatte der XX. Parteitag der KPdSU stattgefunden, der nicht nur wegen der bekannt gewordenen Geheimrede Chruschtschows über die Verbrechen in der Stalin-Ära Schlagzeilen machte. Der Parteitag hatte, ausgehend von der Erkenntnis, dass Kriege auch unter imperialistischen Bedingungen „nicht mehr schicksalhaft unvermeidlich sind“<sup>42</sup>, zu einer Politik der friedlichen Koexistenz aufgerufen und das Ziel formuliert, „sich parlamentarischer Wege für den Übergang zum Sozialismus zu bedienen“<sup>43</sup>.

Die KPD reagierte durchaus darauf. In einer Erklärung „Es muss und kann anders werden“ vom 18.3.1956 bezeichnete sie die Losung vom „revolutionären Sturz des Adenauer-Regimes“ als „falsch“<sup>44</sup> und bekannte sich im Schriftsatz ihrer Prozessbevollmächtigten Dr. Kröger, Böhmer und Dr. Kaul vom 5.4.1956 ausdrücklich dazu, ihre Ziele „auf der Grundlage der freiheitlich-demokratischen Grundordnung im Sinne der Prinzipien des Grundgesetzes“ zu verfolgen.<sup>45</sup>

In einigen kommunistischen Parteien entwickelten sich Diskussionen, welche über die von der sowjetischen Parteiführung gezogenen Grenzen hinausgingen. Namentlich der Generalsekretär der Italienischen Kommunistischen Partei, Palmiro Togliatti, kritisierte die in Moskau abgegebenen Erklärungen für die Herausbildung des Stalinschen Systems mit dem „Personenkult“ in einem Interview mit der Zeitschrift „Nuovi Argomenti“ als unzureichend. Eine Überset-

---

<sup>42</sup> Zitiert bei Luciano Gruppi: Togliatti und der italienische Weg zum Sozialismus, Frankfurt/M. und Hamburg 1980, S. 109.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 111.

<sup>44</sup> Es muß und kann anders werden. Erklärung der 23. PV-Tagung der KPD (18.3.1956), in: KPD 1945-1968, Bd. 2, S. 97-104, hier: S. 104.

<sup>45</sup> Protokoll, Bd. III, S. 569.



zung ins Deutsche wurde von der noch legalen KPD im Juni 1956 veröffentlicht.<sup>46</sup> Togliatti mahnte eine marxistische Analyse an, verwies auf die „Überspitzung der Bürokratie“ im Gefolge altrussischer Tradition, auf einen „neuen Typ bürokratischer Führung [aus] dem Schoße der neuen führenden Klasse“, und konstatierte das Fehlen von „demokratischen, wesentlichen Merkmale der sozialistischen Gesellschaft“ in der UdSSR.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen hatte die Prozessvertretung der KPD am 5.4.1956 den Antrag auf Wiedereintritt in die mündliche Verhandlung gestellt und beanspruchte die Verlesung der oben genannten Erklärung und wichtiger Dokumente des XX. Parteitages der KPdSU wie Auszüge aus der Chruschtschow-Rede oder des Grußwortes von Togliatti.<sup>47</sup> Diese Anträge wurden von der Prozessvertretung der Bundesregierung als „Lippenbekenntnisse“ abgelehnt, obwohl offensichtlich war, dass in der kommunistischen Bewegung ein Umbruch stattgefunden hatte. Das Bundesverfassungsgericht hat das Vorbringen im Urteil vom August 1956 dann mit der Bemerkung abgetan, dass es „nicht geeignet“ sei, eine andere Beurteilung der KPD herbeizuführen.<sup>48</sup>

Der Senatspräsident Külz beim Bundesverwaltungsgericht bemerkte später hierzu, dass damit der KPD das Grundrecht auf rechtliches Gehör verwehrt worden sei.<sup>49</sup> Somit erwies sich das Verbotsurteil als politisches Urteil, das den Geist des Kalten Krieges atmete, und nicht als reine Rechtsanwendung, wie es der Präsident des Gerichts bei der Urteilsverkündung weismachen wollte.<sup>50</sup>

Das Bundesverfassungsgericht hat ein hohes Ansehen in der Bevölkerung und der juristischen Fachwelt erworben und hat mit zahlreichen grundlegenden Entscheidungen wie dem Lüth-Urteil, dem Fernseh-Urteil oder dem Urteil zur Volkszählung regierungskritisch entschieden und auch Rechtsgeschichte geschrieben, beim KPD-Urteil war das Gericht der herrschenden Politik jedoch mehr verpflichtet als dem Verfassungsgesetz.<sup>51</sup>

---

<sup>46</sup> Palmiro Togliatti: Interview mit der Zeitschrift *Nuovi Argomenti*, in: „Freies Volk“ (Düsseldorf) v. 23., 24. und 26. Juni 1956. Nachdruck in: Geschichtskorrespondenz. Marxistischer Arbeitskreis zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bei der Partei DIE LINKE, H.1/2012, S. 9-30. Der Text ist auch enthalten – in einer anderen Übersetzung – in Palmiro Togliatti: *Ausgewählte Schriften*, Frankfurt/M. 1967, S. 89-123.

<sup>47</sup> Protokoll, Bd. III, S. 596.

<sup>48</sup> Urteil, S. 391.

<sup>49</sup> *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 8/1966, S. 736.

<sup>50</sup> Zur Anmaßung des Ersten Senats und seines Präsidenten Wintrich, die Verfassungsordnung nicht zu interpretieren, sondern zu „entfalten“, vgl. insbesondere Wolfgang Abendroth: *Das KPD-Verbotsurteil des Bundesverfassungsgerichts*, in: ders., *Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie*, Neuwied und Berlin 1967, S. 139-174, hier: S.169ff.

<sup>51</sup> Ähnlich dem Zeitgeist folgend das Urteil vom 10.5.1957, mit dem die Strafbarkeit der homosexuellen Handlungen als mit den Grundrechten für vereinbar erklärt wurde (BVerfG Bd. 6, 389).

## Der Streikmonitor

Erzieherinnen-Streik, Post-Streik, Charité-Streik, Lokführerstreik, Pilotenstreik, Flugbegleiterstreik: Selten kam es zu einer solch hohen Anzahl an öffentlichkeitswirksamen Arbeitskonflikten wie im Jahr 2015. Der Grund hierfür sind verschiedene Langzeittrends. Faktoren wie Privatisierungen (z.B. Deutsche Post, Charité), Deregulierungsmaßnahmen (Lufthansa, Deutsche Post) und die schrittweise Abschaffung des Beamtenstatus in einigen Unternehmen (u.a. Deutsche Bahn) tragen zu Streiks im Dienstleistungssektor bei (Streck 2015). Auch artikulieren einzelne Beschäftigtengruppen (z.B. die Erzieherinnen) nunmehr größere Ansprüche an Bezahlung und Arbeitsbedingungen und treffen dabei auf finanzschwache Kommunen, die unter der Last der Schuldenbremse kaum zu finanziellen Zugeständnissen bereit sind.<sup>1</sup> Zusammen mit der eher kurzen Tarifrunde in der Metall- und Elektroindustrie, in der die IG Metall mit 3,4 Prozent Lohnzuwachs ein vergleichsweise gutes Ergebnis erreichen konnte, führten die Streiks im Dienstleistungsbereich mit ungefähr 2 Millionen Streiktagen und 1,1 Millionen an Streiks beteiligten Beschäftigten zu einem „außergewöhnlichen Streikjahr“ (WSI 2016).

Das Jahr 2015 steht jedoch auch für einen größeren Formwandel des Arbeitskonflikts. Zum einen lässt sich eine Tertiärisierung und Feminisierung des Streiks beobachten (vgl. Dribbusch 2010: 164; kritische Diskussion zur Feminisierung: Artus/Pflüger 2015). Oftmals sind hiervon Bereiche betroffen, die bisher als streikarm galten und nah am Lebensalltag der Bevölkerung (personenbezogene Dienstleistungen, Verkehrswesen und Transportsektor, etc.) sind. Gleichzeitig zersplittert das deutsche Tarifsystem und führt zur Dezentralisierung von Streiks. Der Deckungsgrad der Tarifverträge für die Beschäftigten ist in Westdeutschland im Jahr 2014 auf 43 Prozent und in Ostdeutschland auf nur noch 25 Prozent aller Beschäftigten zurückgegangen. Heute sind Unternehmer oft nicht bereit, in Tarifverhandlungen mit Gewerkschaften zu treten (zu Amazon: Boewe/Schulten 2015; zu Ostdeutschland: Goes et al. 2015). Außerdem sind mit den Spartengewerkschaften (z.B. die Vereinigung Cockpit, GDL und UFO) außerhalb des DGB neue Akteure entstanden, die relativ konsequent zum Mittel von Streiks greifen, um ihre Ziele durchzusetzen. Eine Folge ist, dass sich die Anzahl der oftmals hart ausgefochtenen „Häuserkämpfe“ in einzelnen Konzernen oder Standorten, insbesondere im Organisationsbereich von Ver.di, vervielfacht hat. Gab es nach Angaben des WSI im Jahr 2007 noch 82 Tarifkonflikte, war diese Zahl bis zum Jahr 2014 bereits auf 214 angestiegen.

Die Veränderung des Arbeitskonflikts in Deutschland bedarf also einer genaueren Beobachtung. Hier setzt der *Streikmonitor* an. Seit dem 1. Januar 2016 werden al-

---

<sup>1</sup> Für detaillierte Analysen zu ausgewählten Streiks im Jahr 2015 siehe den Schwerpunkt zu Streiks 2015 in Z 103 (Sept. 2015).

le Streikaktivitäten in der Bundesrepublik in einer Datenbank gesammelt. Das schafft die Möglichkeit, den Wandel von Konfliktformen und -themen zu verfolgen. Es ist ein langfristig angelegtes Projekt, durch das eine dauerhafte Begleitung von Streikaktivitäten in der Bundesrepublik gewährleistet werden soll.<sup>2</sup>

Im Folgenden wird das Vorhaben vorgestellt. Dafür werden zunächst die gängigen Verfahren zur Streikmessung in Deutschland (Gewerkschaften, WSI-Tarifarchiv, offizielle Streikstatistik) beschrieben. Danach wird herausgearbeitet, welche zusätzlichen Erkenntnisse durch den Streikmonitor gewonnen werden können. Hierfür werden die Vorüberlegungen und die Erhebungsmethodik vorgestellt, die dem Ansatz zugrunde liegen. Abschließend wird ein Ausblick auf die künftigen Aktivitäten des Streikmonitors gegeben.

## **Streikstatistiken in Deutschland**

Die genaue und erschöpfende Erhebung von Streikdaten ist eine schwierige Angelegenheit. Dies wird bei einer Sichtung der Literatur zum Thema rasch deutlich, kritisieren doch die meisten Autoren die Erhebungsmethoden der offiziellen Streikstatistiken und weisen auf die Unmöglichkeit hin, die verschiedenen Daten international zu vergleichen (vgl. Shalev 1978; Lydden 2007: 24ff.; Vandaele 2014: 351). Versuche einer weltweiten Erfassung von Arbeitskämpfen wiederum stellen zwar internationale Vergleichbarkeit her, erheben aber nicht den Anspruch, alle Streiks erschöpfend zu dokumentieren, sondern lediglich allgemeine Protestdynamiken darzustellen (vgl. Silver 1995: 27f.; Silver 2005).

Die wohl größte Barriere für eine präzise Erfassung von Streikaktivitäten in den offiziellen Statistiken liegt in den Aufnahmekriterien für die Dauer und die Beteiligungszahl, die in jedem Land stark divergieren. Am restriktivsten sind die Aufnahmekriterien in den USA. Hier werden seit 1981 nur Streiks dokumentiert, an denen mindestens 1.000 Arbeitnehmer\_innen teilgenommen haben. Am offensten sind die Kriterien in Ländern wie die Niederlande, Südafrika und Belgien, die keine Beschränkungen für die Aufnahme von Streiks in die offizielle Statistik haben. Die Schwellenwerte anderer Länder bewegen sich zwischen diesen Polen. So müssen in Indien mindestens 10 Beschäftigte an einem Streik teilnehmen, damit eine Aktion in die amtliche Statistik aufgenommen wird. In Neuseeland müssen mindestens fünf Arbeitstage durch einen Streik verloren gehen. In Kanada wiederum ist die Beteiligung von mindestens 500 Arbeiter\_innen notwendig. Und in Großbritannien werden Streiks aus der offiziellen Statistik ausgeschlossen, wenn die ausgefallenen Arbeitstage insgesamt 100 oder weniger Tage betragen und der Streik zusätzlich kürzer ist als einen Tag oder hieran weniger als 10 Arbeiter\_innen beteiligt sind. Dieser Formel folgt auch Deutschland seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges (vgl. Lydden 2007: 26f.; Pickshaus 1985: 329).

---

<sup>2</sup> Das Projekt „Streikmonitor: Standardisierte Erhebung zur langfristigen Erfassung von Streikaktivitäten in Deutschland“ wird von der Heinz Jung-Stiftung (Frankfurt am Main) gefördert und von Stefan Schmalz geleitet. Wir danken André Leisewitz und Klaus Pickshaus für wertvolle Hinweise bei der Entwicklung des Verfahrens.

Neben einer systematischen Unterbewertung von Streikaktivitäten in einigen Ländern machen die unterschiedlichen Schwellenwerte auch einen internationalen Vergleich beinahe unmöglich (vgl. ebd.: 35). Dazu tragen uneinheitliche Streikdefinitionen, der Ausschluss bestimmter Streikformen oder Sektoren aus den Statistiken sowie abweichende Verfahren zur Ermittlung von Streikvolumina und Streikbeteiligung bei. So werden in Argentinien, Südkorea, Großbritannien und Deutschland politische Streiks nicht in die offizielle Streikstatistik aufgenommen. Belgien wiederum schließt zwar politische Streiks ein, nimmt aber Streiks im öffentlichen Sektor nicht auf, während die Türkei gleich beide Fälle aus seiner Streikstatistik ausschließt (vgl. ebd.: 33).<sup>3</sup> Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass die ILO in den vergangenen 90 Jahren immer wieder Versuche unternommen hat, die Methoden zur Erhebung von Streikdaten zu vereinheitlichen. Bisher blieb sie jedoch erfolglos.

### Die amtliche Streikstatistik

Die vielfach kritisierte amtliche Streikstatistik der Bundesagentur für Arbeit (BA) ist hierbei kein Sonderfall, sondern fügt sich in ein vielfältiges Geflecht von Standards, Berechnungsmethoden und Definitionen ein. In der amtlichen Streikstatistik werden seit dem 1. Januar 1899<sup>4</sup> Arbeitskonflikte dokumentiert (Weber 2010: 24). Aufbereitet werden die Daten in komprimierter Form. Sie geben Auskunft über die Anzahl der durch Streiks verlorenen Arbeitstage, über die Zahl betroffener Betriebe und die beteiligten Arbeitnehmer\_innen. Ferner gibt es eine Aufgliederung nach Bundesländern und Wirtschaftszweigen (vgl. BA 2015). Detailliertere Informationen sind öffentlich nicht zugänglich. Zudem geht durch methodische Beschränkungen nur ein Anteil der geführten Streiks in die Statistik ein. Wie bereits erwähnt, werden nur Konflikte aufgenommen, an denen entweder mindestens 10 Arbeitnehmer\_innen je Betrieb beteiligt sind und der einen Arbeitstag oder länger andauert oder durch den ein Ausfall von mehr als 100 Arbeitstagen entsteht. Durch diesen Schwellenwert gehen insbesondere Warnstreiks unzureichend in die Statistik der Bundesagentur für Arbeit ein. Sie sind seit den 1980er Jahren eine verbreitete Streikform, dauern aber oft nur wenige Stunden (vgl. Dribbusch 2006: 384; 2010: 153). Damit etwa ein Warnstreik mit einer Dauer von einer Stunde in die amtliche Statistik aufgenommen wird, müssen sich mindestens 801 Beschäftigte aus einem Betrieb beteiligen. Für viele kleinteilige oder schwach organisierte Branchen wie den Einzelhandel oder das Gastgewerbe sind dies bei Häuserkämpfen kaum zu erreichende Dimensionen. Die systematische Nicht-Beachtung des Warnstreiks seit den 1980er Jahren ist in der Geschichte

---

<sup>3</sup> Erschwerend kommt hinzu, dass verschiedene europäische Länder wie Griechenland, Italien und Belgien die statistische Dokumentation von Streiks in den letzten Jahren eingestellt oder vernachlässigt haben (vgl. Vandaele 2014: 346).

<sup>4</sup> Hierbei gibt es jedoch Lücken für die Zeit des Nationalsozialismus und für die zwei Weltkriege (vgl. Silver 2005: 234). Seit Juni 1992 werden Streikdaten inhaltsgleich auch für die neuen Bundesländer erfasst (vgl. Statistisches Bundesamt 2005:10).

der deutschen Streikstatistik kein Einzelfall. Vergleichbare Probleme hat es immer wieder gegeben: So wurde der politische Streik als wichtigste Protestform nach dem Ersten Weltkrieg genau so wenig von der amtlichen Streikstatistik erfasst wie die spontanen Streiks, die zwar nicht von den Gewerkschaften getragen wurden, aber die wichtigste Streikform nach dem Zweiten Weltkrieg darstellten (vgl. Casparis/Arrighi 1995:150).

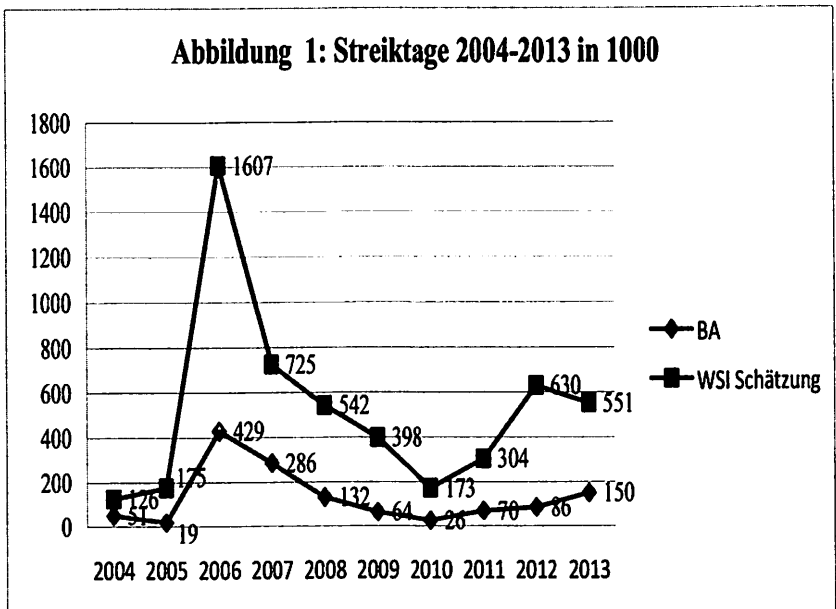
Eine weitere Verzerrung der amtlichen Streikstatistik ergibt sich daraus, dass sie auf den Meldungen der Arbeitgeber beruht. Auch wenn nach § 320 Abs. 5 SGB III eine Streikanzeigespflicht besteht (vgl. BA 2015), bleiben die Meldungen der Arbeitgeber jedoch oftmals lückenhaft (vgl. Dribbusch 2010: 148; WSI 2016: 3). Ein aktuelles Beispiel für die Nicht-Anzeige von Streiks ist die Deutsche Post AG. Gegen sie hat die Bundesagentur für Arbeit ein Bußgeld von 36.000 Euro verhängt. Der Grund hierfür ist der Verstoß gegen die Streikanzeigespflicht in 180 Fällen während des Tarifkonflikts im Sommer 2015 (vgl. Linksfraktion.de 2015). Die Folge dieser Verzerrungen sind nachweisliche Ungenauigkeiten, derer sich die Bundesagentur für Arbeit durchaus bewusst ist (vgl. BA 2015; WSI 2016: 3). Folglich ist die amtliche Streikstatistik keine belastbare Datengrundlage zum Streikgeschehen in Deutschland und kann lediglich als Orientierungsgröße betrachtet werden.

## **Arbeitskampf Bilanz des WSI**

Das WSI-Tarifarchiv stellt in einer Datenbank Zahlen zu Streiks und Arbeitskämpfen seit 1950 zur Verfügung. Eine wichtige Quelle für diese Daten sind Angaben der DGB-Gewerkschaften zu Streiks. Die Einzelgewerkschaften des DGB verfügen allerdings nur über die Streikdaten im eigenen Organisationsbereich. Es werden meist nur Streiks dokumentiert, bei denen Streikgeld gezahlt wurde. Warnstreiks werden von vielen Gewerkschaften nicht erfasst, vor allem wenn sie lokal begrenzt stattfinden. Auch Streiks, die wie z.B. betriebliche Proteststreiks sich außerhalb von Tarifrunden ereignen, werden häufig nicht registriert (vgl. WSI 2016: 3). Die vorhandenen Daten werden zudem nicht zentral beim DGB, ja, teilweise sogar nicht einmal bei wichtigen Einzelgewerkschaften wie der IG Metall gesammelt. Auch findet eine systematische Aufbereitung der Daten von Seiten der Gewerkschaften nicht statt (vgl. Kalbitz 1972: 495). Ein Grund hierfür ist, dass eine solche Auswertung zu viele Informationen über die Aktivitäten an einzelnen Standorten, das gezahlte Streikgeld und somit auch die Aktionsfähigkeit und das Budget der Gewerkschaften preisgeben würde. Viele Informationen liegen demnach nur kleinteilig in Form von Pressemitteilungen über einzelne Streikaktionen vor. Die deutschen Gewerkschaften übernehmen demnach nicht die Aufgabe, Arbeitskämpfe bundesweit zu dokumentieren – nicht zuletzt auch, da nicht-gewerkschaftliche Streiks und wilde Streiks in den jeweiligen Organisationsbereichen ebenfalls außen vor bleiben (vgl. Dribbusch 2010: 153).

Um diese Schwäche zu beseitigen, wertet das WSI zusätzliche Pressemitteilungen aus und führt eigene Recherchen durch. In die Berechnungen der streikbedingten Ausfalltage gehen – im Gegensatz zu der amtlichen Streiksta-

tistik und den Erfassungen der Gewerkschaften – auch Warnstreiks ein, bei denen kein Streikgeld gezahlt wurde. Die Dauer der Warnstreiks wird auf Basis einer durchschnittlichen Streikdauer geschätzt (vgl. ebd. 149). Neben den streikbedingten Ausfalltagen liefert die WSI-Arbeitskampfbilanz weitere Daten über das jährliche Streikaufkommen und dessen Verteilung. Das WSI berechnet unter anderem die Anzahl der an Streiks beteiligten Beschäftigten, sowie die Verteilung beider Größen auf den Dienstleistungs- und den Industriesektor (vgl. WSI 2016). Die Streikvolumina und die Beteiligtezahlen, die vom WSI errechnet werden, sind aufgrund dieser Methode weitaus höher und realistischer als die Zählungen der amtlichen Streikstatistik. Dies wird durch einen Vergleich der Streikdaten der Bundesagentur für Arbeit und des WSI deutlich (Abb. 1)<sup>5</sup>. Die Daten der Bundesagentur für Arbeit bewegen sich lediglich bei einem Wert von rund einem Viertel der Zahlen des WSI.



Zusammengefasst: Durch einen genaueren Blick auf die bisherige Streikzählung zeigt sich also, dass die amtliche Streikstatistik durch ihre systematische Unterbewertung des Streikvolumens keine repräsentative Datenbasis darstellt. Das WSI-Tarifarchiv hingegen schafft eine belastbare Datengrundlage, insbe-

<sup>5</sup> Quelle: WSI-Tarifarchiv 2015; die Zahlen für BA 2013 sind direkt der BA-Streikstatistik 2014 entnommen (vgl. BA 2015).

sondere mit Bezug auf das Streikvolumen und die Streikbeteiligung. Allerdings werden darüber hinaus keine detaillierteren Informationen bereitgestellt, da der Großteil der Daten in aggregierter Form von den Gewerkschaften übermittelt wird. Eine genauere Analyse, z.B. in Bezug auf die regionale Verteilung von Streikaktivitäten oder differenziert nach Streikthemen, ist auf der Grundlage der WSI-Daten leider nicht möglich.

## Der Streikmonitor: Methodik und Prämissen

Der Streikmonitor setzt an diesen Lücken an. Er sollte als Ergänzung zu den Streikdaten des WSI begriffen werden. Ziel ist eine detaillierte empirische Erfassung aller Streikaktionen innerhalb eines Kalenderjahres, durch die der Wandel von Arbeitskämpfen besser herausgearbeitet werden kann. Hierdurch sollen vor allem kleinere Konflikte abgebildet und aktuelle Trends quantifizierbar gemacht werden. Eine solche Untersuchung erscheint uns gerade vor dem Hintergrund einer abnehmenden Tarifbindung und einer Zunahme von Häuserkämpfen als immer wichtiger (Ellguth/Kohaut 2015; Dribbusch/Birke 2012: 14; Goes et al. 2015). Projekte mit ähnlichem Erkenntnisinteresse haben gezeigt, dass die Datenerfassung aus Presseberichten eine bewährte Methode ist, um die Entwicklung von sozialen Konflikten zu dokumentieren und zu analysieren (Neidhardt/Rucht 2001; Silver 2005; Kelly et al. 2013; Schmalz et al. 2015). Die Erhebungsmethoden aus und die Erfahrungen mit einigen dieser Datenbanken waren hilfreiche Quellen für die Entwicklung des Erhebungskonzepts des Streikmonitors; zu nennen sind hier vor allem die Datensätze prodat, JenaConDa und die Datenbank der WLG (World Labor Research Working Group).

Eine wichtige Quelle war das Verfahren von prodat (Dokumentation und Analyse von Protestereignissen in der Bundesrepublik). Dieses Verfahren wurde von Friedhelm Neidhardt und Dieter Rucht entwickelt, um Protestereignisse in der BRD seit 1950 ( $n = 13.208$ ) zu dokumentieren (vgl. Neidhardt/Rucht 2001).<sup>6</sup> Die Erhebung wird jedoch auch von den Autoren nur als eine Stichprobe angesehen, da eine Vollerhebung aus Ressourcengründen nicht möglich war (vgl. ebd. 34). Lediglich 43 Prozent aller Ereignistage gingen in die Datenerhebung ein, indem alle Montagsausgaben der *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Rundschau*, sowie zusätzlich die anderen Ausgaben (Dienstag-Samstag) jeder vierten Woche für die Datenerhebung genutzt wurden (vgl. ebd.: 31). Die wohl aktuell bekannteste und einschlägigste internationale Datenbank für Arbeitskämpfe ist die Datenbank der World Labor Research Working Group (WLG) am Fernand Braudel Center. Sie basiert auf Meldungen aus Tageszeitungen (*Times*, London, und *New York Times*) und stellt die zentrale empirische Quelle für Beverly Silvers Analyse weltweiter Arbeiterunruhen ( $n = 91.947$ ) in 168 Ländern zwischen 1870 und 1996 dar (vgl. Silver 2005: 44ff.). Neben diesem Verfahren gingen auch Erfahrungen

<sup>6</sup> Derzeit liegt ein analysefähiger Datensatz für die Zeit von 1950 bis 2002 vor (WZB 2016). Er umfasst auch die Proteste in der DDR bzw. seit 1989 die Proteste in den neuen Bundesländern. Die angegebene Fallanzahl ( $n=13.208$ ) bezieht sich allerdings nur auf den Zeitraum 1950 bis 1994.

aus dem Aufbau des JenaConDa (Jena Conflict Dataset) in die Entwicklung des Streikmonitor-Erhebungskonzepts ein. In dieser Datenbank sind 5.521 soziale Protestaktionen im Zeitraum von 2004 bis 2012 in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und der EU-27 erfasst. Die Daten wurden aus jeweils einer Tageszeitung (*Süddeutsche Zeitung*, *Libération*, *The Guardian* und *New York Times*) erhoben (vgl. Schmalz et al. 2015: 52ff.).

Um die Erhebungsmethode transparent zu machen, wollen wir im Folgenden auf vier Punkte eingehen: (a) Zunächst wird der *Streikbegriff* erläutert, der der Erhebung zugrunde liegt, damit deutlich wird, welche Arbeitskämpfe dokumentiert werden. (b) Im Anschluss wird die *Untersuchungseinheit* der Erhebung erläutert, (c) um dann das *Erhebungsinstrument* vorzustellen und abschließend die *Kategorien* zu beschreiben (d), die für jeden Fall erhoben werden.

## Der Streikbegriff

Dem Projekt liegt ein weiter Streikbegriff zu Grunde. Es soll auf diese Weise eine stark verzerrte Erfassung von Arbeitskämpfen – wie in der amtlichen Streikstatistik – vermieden werden. Zudem soll die Datenbank des Streikmonitors nicht nur den Wandel von Streikthemen, die regionale Verteilung von Protesten und die Streikvolumina festhalten, sondern auch die Protestformen und -strategien von Gewerkschaften und Streikenden abbilden. Diese umfassen neben Warnstreiks auch wilde Streiks, Betriebsbesetzungen oder verdeckte Formen von Protest. Um die Vielzahl von Protestformen in unsere Erhebung einbeziehen zu können, orientieren wir uns an Beverly Silvers Überlegungen zum Begriff der Arbeiterunruhe, der sich „aus allen (beobachtbaren) menschlichen Widerstandshandlungen und Reaktionen in der Produktion wie auf dem Arbeitsmarkt zusammen(setzt), die sich gegen die Behandlung als Ware richten.“ (Silver 2005: 232f). Sämtliche Ereignisse von Arbeiterunruhe sollten demnach in die Datenbank aufgenommen werden. Am Streikbegriff halten wir dennoch fest, da wir im Gegensatz zu Beverly Silver nicht globale Arbeitskonflikte betrachten wollen, sondern es im Fall der Bundesrepublik mit einer relativ homogenen Region mit überwiegend institutionalisierten Formen von Arbeitskonflikten zu tun haben. Streiks haben in Deutschland eine lange Geschichte und können als legale Form des Arbeitskamps genutzt werden, auch lassen sich – trotz der Zersplitterung der Tariflandschaft – in vielen Branchen weiterhin eingespielte Streikroutinen beobachten.<sup>7</sup>

Dennoch ist es sinnvoll, der Datenerhebung einen Streikbegriff zugrunde zu legen, der nicht-normierte Arbeitskonflikte und auch Protestaktionen wie die aktive Mittagspause umfasst, die zu keinen direkten Arbeitsausfällen führen. Als normiert gilt dabei ein Konflikt, dessen Ablauf sozial anerkannt, durch

---

<sup>7</sup> Die Illegalität von Streiks und Streiks als bloße Routine sind zwei Vorbehalte, die Silver gegen die ausschließliche Untersuchung von Streiks äußert (vgl. Silver 2005: 234). Aufgrund der oben genannten Argumente und da beide Problemsituationen im deutschen Kontext nicht zutreffen, wird am Streik als Untersuchungsgegenstand festgehalten.



verlässliche Routinen geregelt und im Rahmen allgemein akzeptierter Normen ausgetragen und auf Dauer gestellt ist. Nicht normiert sind wiederum Konflikte, die „außerhalb gesetzlich geregelter Verfahren ausgetragen werden und sich durch kollektive Gesetzes- und/oder Regelverstöße (z.B. Widerstand gegen die Staatsgewalt, Gewalt gegen Personen, Sachbeschädigung/Vandalismus oder ziviler Ungehorsam) auszeichnen.“ (Schmalz et al. 2015: 53; vgl. auch: Fuchs-Heinritz et al. 2011: 362). Die Relevanz einer solchen Ausrichtung legen die Ergebnisse von JenaConDa nahe, bei dem für Westeuropa eine Zunahme nicht-normierter Sozialkonflikte nach der Wirtschaftskrise 2008/09 festgestellt wurde (vgl. Schmalz et al. 2015: 63). In Deutschland kam es in den vergangenen Jahren bisher nur in Einzelfällen zu illegalen Konflikten (z.B. der wilde Streik beim Automobilzulieferer Karmann Osnabrück 2009, Hungerstreik der Gefängengewerkschaft 2015, etc.), aber die Schwächung des dualen Systems industrieller Beziehungen trägt bereits jetzt dazu bei, dass heute Auseinandersetzungen wie der Amazon-Streik entstehen, die nicht mehr im klassischen institutionellen Rahmen verlaufen.

Arbeitskonflikte werden als nicht normiert operationalisiert, wenn die Aktionsform „Besetzung“ vorliegt oder wenn es einen Hinweis auf kollektive Gesetzes- und Regelverstöße gibt. Dies sind hauptsächlich Widerstand gegen die Staatsgewalt, Gewalt gegen Personen, Sachbeschädigung/Vandalismus, Freiheitsberaubung und ziviler Ungehorsam. Um nicht normierte Protestaktionen bereits bei der Selektion von Nachrichten-Mitteilungen zu berücksichtigen, wird nach Schlagworten wie wilder Streik, Proteststreik sowie Solidaritätsstreik gesucht. Auch verdeckte Formen von Widerstand, wie Beverly Silver sie beschreibt (vgl. Silver 2005: 230), werden in die Datenbank aufgenommen. Die Voraussetzung dafür ist jedoch, dass über diese medial berichtet wird.

## **Die Untersuchungseinheit**

Auch 2015 fand der Großteil der vom WSI-Tarifarchiv registrierten Streiks im Zusammenhang mit Haus- und Firmentarifverträgen statt (vgl. WSI 2016:2). Um diese Zersplitterung von Konflikten um Arbeit dokumentieren zu können, ist die Untersuchungseinheit des Streikmonitors die einzelne Protestaktion. Jeder Streik und jede Aktion wird als individueller Fall in die Datenbank aufgenommen. Die einzelnen Fälle bleiben jedoch nicht isoliert voneinander, sondern können durch eine Konfliktnummer miteinander verknüpft werden. Auf diese Weise entsteht ein detailliertes Bild über die Protestaktionen. Außerdem besteht die Option, konkrete Konflikte und deren Abläufe separat zu analysieren. So ermöglicht das Verfahren, bereits lange andauernde Konflikte wie den Streit um einen Tarifvertrag bei Amazon, der seit Frühjahr 2013 läuft, im Detail auszuwerten. Es können Aussagen darüber getroffen werden, an welchen Amazon-Standorten im Verlauf des Konflikts wie häufig gestreikt wurde und wo die Beteiligung besonders hoch war. Gleichzeitig können Aussagen über die Gesamtanzahl an Protestaktionen getroffen werden, ein Kennwert, der von der Bundesagentur für Arbeit nicht erhoben wird (vgl. Dribbusch 2010:148). Der Streikmonitor ermöglicht also Analysen auf zwei Ebenen: auf der Ebene der einzelnen

Aktionen, so wie auf der Ebene der Konflikte, denen sich die Aktionen zuordnen lassen. Darüber hinaus wird mit dem Verfahren vermieden, dass zwei in Dauer und Beteiligtenzahl sehr unterschiedliche Konflikte, z.B. der Streik im Sozial- und Erziehungsbereich 2015 und der Warnstreik mit 24 Beteiligten in einer Reha-Klinik, als gleichwertige Konflikte in die Analyse eingehen.

## Erhebungsinstrument und Erhebungsverfahren

Unser Erhebungsverfahren schließt an die klassischen Methoden der Protestereignisanalyse an. Hierfür werden Tageszeitungen nach Schlagwörtern ausgewertet und für den Aufbau einer Datenbasis verwendet (Tarrow 1989; Neidhardt/Rucht 2001; Silver 2005: 235f.). Der Streikmonitor versucht dabei mit *Google News*, die neuen Möglichkeiten der digitalen Nachrichtensuche sowie arbeitssparende automatische Selektionsmöglichkeiten zu nutzen. *Google News* ist ein geeignetes Instrument, da sich die Suche nach kleinen, lokal begrenzten Streiks mit überschaubarem Aufwand realisieren lässt. Meldungen über Arbeitskonflikte werden durch den Nachrichten-Suchdienst *Google News* aus der Gesamtmasse an Nachrichtenmeldungen herausgefiltert. Dies geschieht durch die Eingabe relevanter Stichworte wie Streik, Arbeitskampf oder Warnstreik in die Suchmaske.

Durch die automatische Selektion können Meldungen aus 700 deutschsprachigen Nachrichtenquellen bei der Erhebung berücksichtigt werden (vgl. Google News 2016). Auf diese Weise gehen nicht nur Meldungen der großen deutschen überregionalen Wochen- und Tageszeitungen, darunter *Die Zeit*, die *Süddeutsche* und die *FAZ*, in die Erhebung ein, sondern auch Onlineausgaben regionaler Tageszeitungen und andere Onlineportale, die Lokalnachrichten veröffentlichen, etwa die *Ostthüringer Zeitung*, das *Hamburger Abendblatt* und der *Wiesbadener Kurier*. Die Nutzung lokaler Nachrichtenquellen korrigiert die Verzerrung bisheriger Streikzählungen, die durch unzureichende Dokumentation von Warnstreiks und Streiks mit wenigen Beteiligten in schlecht organisierten Branchen entstanden ist. Diese finden oft keine Beachtung in überregionalen Zeitungen, vor allem wenn es sich um kleine Aktionen handelt. Auch nicht-gewerkschaftliche Streiks finden oft nur Erwähnung in den lokalen Zeitungen (vgl. Dribbusch 2010: 153). Die systematische Suche über *Google News* erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass auch diese Streikformen dokumentiert werden. Um die Richtigkeit der Angaben zu Protestaktionen zu überprüfen, werden je Aktion zwei Meldungen für die Datenerhebung verwendet. Sollten die Meldungen voneinander abweichende Informationen liefern, werden weitere Meldungen für die Verifizierung der Angaben herangezogen.

## Die Kategorien

Die Datenbank des Streikmonitors soll dazu beitragen, differenzierte und quantifizierbare Aussagen über Streikaktivitäten und deren Wandel zu treffen. Um diesen Wandel nachzeichnen zu können, werden Konfliktführung und -linien jedes Protests anhand von 21 Merkmalen möglichst detailliert erfasst. Um das Thema Kon-

fliktführung zu bearbeiten, werden Informationen zur Protestform dokumentiert, d.h. ob es sich um eine Protestaktion ohne Arbeitsausfall handelt, um einen Warnstreik, einen Tagesstreik oder einen unbefristeten Streik. Zudem wird vermerkt, ob es sich um einen normierten oder nicht normierten Konflikt handelt und ob der Streik gewerkschaftlich organisiert wurde. Die konkreten Aktionen, die von den Beteiligten durchgeführt wurden, werden ebenfalls aufgenommen, d.h. ob es die klassische Form von Protest vor dem Werkstor ist oder ob eine Demonstration, Besetzung oder andere (kreative) Form des Widerstands stattfanden. Der Ausbreitungsgrad des Streiks wird auch dokumentiert. Darunter wird erfasst, ob der Streik auf eine bestimmte Berufsgruppe oder Abteilung in einem Unternehmen beschränkt bleibt, ob der gesamte Betrieb bestreikt wird und ob Beschäftigte aus mehreren Filialen oder mehrere Unternehmen an der Aktion beteiligt sind. Für eine genauere Analyse der Konfliktlinien werden Informationen zu Akteuren und Adressaten des Protests und die Forderungen und Streikthemen erfasst, die dem Konflikt zugrunde liegen.

### **Ausblick: Nächste Schritte und erste Ergebnisse**

Der Streikmonitor ist ein Versuch, durch eine detaillierte quantitative Analyse einen Beitrag zur Streikforschung in Deutschland zu leisten. Dabei erhebt das Verfahren keinen Anspruch auf eine erschöpfende Dokumentation von Arbeitskämpfen, sondern will lediglich Grundlinien eines Wandels von Arbeitskonflikten abdecken. Die Aussagen basieren zudem auf quantitativen Daten. Es wird weitergehender qualitativer Untersuchungen von einzelnen Streiks bedürfen, um ein genaueres Bild dieser Umbrüche, ihrer Ursachen und der subjektiven Haltung der Streikenden zu bekommen.

Die erste Erhebungsrunde des Streikmonitors läuft seit dem 1. Januar 2016. Bereits jetzt lassen sich einzelne Befunde herausarbeiten, die von Interesse sind. So wurden bisher vor allem kleinere Streiks aufgenommen, die in anderen Verfahren unsichtbar geblieben wären. Dabei stammen die Meldungen zu 18 der 20 im Januar 2016 dokumentierten Streiks aus Onlineausgaben regionaler Zeitungen oder anderen regionalen Nachrichtenportalen. Bei den Auseinandersetzungen sind auch eher ungewöhnliche Fälle wie ein Streik von Profipokerspielern gegen die Veränderungen der Nutzungsbedingungen der Onlineplattform PokerStars oder ein Protest von Dozenten der VHS Wiesbaden zu finden, die in der breiteren Öffentlichkeit kaum diskutiert wurden.

Die Ergebnisse der Erhebung werden zukünftig regelmäßig in dieser Zeitschrift vorgestellt, kontextualisiert und durch die Streikdaten anderer Institutionen, vor allem denen des WSI und der Einzelgewerkschaften, ergänzt. Zudem soll jeweils auf ausgewählte Konflikte eingegangen werden. Ein Überblick über das erste Halbjahr 2016 ist für die vierte Ausgabe dieser Zeitschrift (Dezember 2016) geplant. In der zweiten Ausgabe 2017 soll das Streikjahr 2016 resümiert werden. Ziel ist es, eine dauerhafte Beobachtung von Streiks zu gewährleisten.

## Literatur

- Artus, Ingrid/Pflüger, Jessica (2015): Feminisierung von Arbeitskonflikten. Überlegungen zur gendersensiblen Analyse von Streiks, in: *Arbeits- und Industrie-soziologische Studien*, Jg. 8, H. 2, S. 92-108.
- BA – Bundesagentur für Arbeit (2015): Arbeitsmarkt in Zahlen, Streikstatistik, Nürnberg. [http://statistik.arbeitsagentur.de/nn\\_10256/SiteGlobals/Forms/Direksuche/direksuche\\_Form\\_Rubrik.html?view=processForm&resourceId=17656&input=&pageLocale=de&step=2&category=streik&topic=streik&topic.GROUP=1&search=Suchen](http://statistik.arbeitsagentur.de/nn_10256/SiteGlobals/Forms/Direksuche/direksuche_Form_Rubrik.html?view=processForm&resourceId=17656&input=&pageLocale=de&step=2&category=streik&topic=streik&topic.GROUP=1&search=Suchen)
- Boewe, Jörn/Schulten, Johannes (2015): Der lange Kampf der Amazon-Beschäftigten. Rosa-Luxemburg-Stiftung Analysen, Nr. 24, Berlin.
- Casparis, John/Arrighi, Giovanni (1995): Labor Unrest in Germany, 1906-90, in: *Review* (Fernand Braudel Center), Jg. 18, H. 1, Labor Unrest in the World Economy, 1870–1990, S. 137-151.
- Dribbusch, Heiner/Birke, Peter (2012): Die Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Organisation, Rahmenbedingungen, Herausforderungen, Studie der Friedrich Ebert Stiftung, Berlin.
- Dribbusch, Heiner (2010): 60 Jahre Arbeitskampf in der Bundesrepublik. Ein Überblick, in: Bispinck, Reinhard/Schulten, Thorsten (Hg.): *Zukunft der Tarifautonomie 60 Jahre Tarifvertragsgesetz: Bilanz und Ausblick*, Hamburg, S. 145-168.
- Dribbusch, Heiner (2006): Arbeitskampf im Wandel – Zur Streikentwicklung seit 1990, in: *WSI Mitteilungen*, 7/2006, S. 382-388.
- Ellguth, Peter/Kohaut, Susanne (2015): Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung. Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel 2014. in: *WSI-Mitteilungen*, 4/2015, S. 290-297.
- Fuchs-Heinritz, Werner/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (2011): *Lexikon zur Soziologie*. 3., völlig neu bearbeitete u. erweiterte Auflage. Opladen.
- Goes, Thomas/Schmalz, Stefan/Thiel, Marcel/Dörre, Klaus (2015): Gewerkschaften im Aufwind? Stärkung gewerkschaftlicher Organisationsmacht in Ostdeutschland, OBS-Arbeitsheft 83, Studie der Otto Brenner Stiftung, Frankfurt a.M.
- Google News (2016): Alles über Google News, [http://news.google.at/intl/de\\_ALL/about\\_google\\_news.html](http://news.google.at/intl/de_ALL/about_google_news.html)
- Kalbitz, Rainer (1972): Die Streikstatistik in der Bundesrepublik, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 23, H. 8, S. 495-505.
- Kelly, John/ Hamann, Kerstin/ Johnston, Alison (2013): Unions against governments: general strikes in Western Europe 1980-2006, in: *Comparative Political Studies*, Jg. 46, H. 3, S. 1030-1057.
- Lyddon, Dave (2007): Strike statistics and the problems of international comparison, in: Van der Velden, Sjaak/Dribbusch, Heiner/Lyddon, Dave/Vandaele, Kurt (Hg.): *Strikes around the world 1968-2005: case-studies of 15 countries*, Amsterdam, S. 24-39.
- Linksfraktion.de (23.11.2015): Deutsche Post verstieß in über 180 Fällen gegen die Streikanzeigepflicht – LINKE kritisiert zu geringe Strafen. <http://www.linksfraktion.de/nachrichten/deutsche-post-verstieess-180-faellen-gegen-streikanzeigepflicht-linke-kritisiert-geringe-strafen/>

- Neidhardt, Friedhelm/Rucht, Dieter (2001): Protestgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1950-1994: Ergebnisse, Themen, Akteure, in: Rucht, Dieter (Hg.), Protest in der Bundesrepublik. Strukturen und Entwicklungen, Frankfurt a.M., S. 27-70.
- Pickshaus, Klaus (1985): Streikentwicklung unter Krisenbedingungen 1975 bis 1984, in: Deppe, Frank/ Balder, Manfred/ Stamm, Sybille/ Adams, Shelley (Hrsg.): Streik. Widerstand gegen Kapital und Kabinett, Frankfurt Main, S. 324-331.
- Schmalz, Stefan/Liebig, Steffen/Thiel, Marcel (2015): Zur Zersplitterung des sozialen Konflikts in Westeuropa: Eine Typologie nicht normierter Kämpfe um Arbeit, in: Arbeits- und Industriesoziologische Studien, Jg. 8, H. 2, S. 49-66.
- Shalev, Michael (1978): Lies, Damned Lies and Strike Statistics. The Measurement of Trends in Industrial Conflicts, in: Crouch Collin/Alessandro Pizzorno (Hg.): The Resurgence of Class Conflict in Western Europe since 1968, Vol. 1, London, S. 1-19.
- Silver, Beverly J.(2005): Forces of Labor: Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870, Berlin.
- Silver, Beverly J. (1995): Labor Unrest and World-Systems Analysis: Premises, Concepts, and Measurement, in: Review (Fernand Braudel Center), Jg. 18, H. 1, Labor Unrest in the World-Economy, 1870–1990, S. 7-34.
- Statistisches Bundesamt (2005): Qualitätsbericht. Arbeitsmarktstatistik der Arbeitsverwaltung und -vermittlung. [https://www.destatis.de/GPStatistik/servlets/MCRFileNodeServlet/DEMonografie\\_derivate\\_00000836/Qualitaetsbericht.Arbeitsmarktstatistik.BA.2005.pdf;jsessionid=041D88A157FB37879E42338DE9EFB5E8](https://www.destatis.de/GPStatistik/servlets/MCRFileNodeServlet/DEMonografie_derivate_00000836/Qualitaetsbericht.Arbeitsmarktstatistik.BA.2005.pdf;jsessionid=041D88A157FB37879E42338DE9EFB5E8)
- Streck, Wolfgang (22.5.2015): The strikes sweeping Germany are here to stay, in: the Guardian. <http://www.theguardian.com/commentisfree/2015/may/22/strikes-sweeping-germany-here-to-stay>
- Tarrow, Sidney (1989): Democracy and Disorder: Protest and Politics in Italy 1965-1974. Oxford.
- Vandaele, Kurt (2014): Ende des Abwärtstrends? Zur Entwicklung des Streikvolumens in Westeuropa seit Beginn der Weltwirtschaftskrise, in: WSI-Mitteilungen 5/2014, S. 345-352.
- WSI (2016): WSI-Arbeitskampfbilanz 2015. Ein außergewöhnliches Streikjahr – Zwei Millionen Streiktage, ganz unterschiedliche Arbeitskämpfe fielen zusammen. [http://www.boeckler.de/pdf/pm\\_ta\\_2016\\_03\\_03.pdf](http://www.boeckler.de/pdf/pm_ta_2016_03_03.pdf)
- WSI-Tarifarchiv (2015): Statistisches Taschenbuch Tarifpolitik 2015. [http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv\\_4828.htm](http://www.boeckler.de/wsi-tarifarchiv_4828.htm).
- Weber, Petra (2010): Gescheiterte Sozialpartnerschaft – gefährdete Republik? Industrielle Beziehungen, Arbeitskämpfe und der Sozialstaat; Deutschland und Frankreich im Vergleich (1918 - 1933/39), München.
- WZB – Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (2016): PRODAT - Dokumentation und Analyse von Protestereignissen in der Bundesrepublik. <https://www.wzb.eu/de/forschung/beendete-forschungsprogramme/zivilgesellschaft-und-politische-mobilisierung/projekte/prodat-dokument>

*Georg Fülberth*

## **Das Schweigen der Heiligen Kühe**

*Für Margarete Tjaden-Steinhauer  
zum 12. Juli 2016*

Im Dezember 2014 erschien eine Jubiläumsausgabe von „Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“, nämlich die Nummer 100. Dem Anlass angemessen gab sie sich ein großes Thema: „1974-2014 – Epochenumbruch?“ Die Topographie einer neuen Kapitalismus-Variante wurde vermessen. Der Abschnitt „Optionen der Linken“ bemühte sich um Aktualität.

Dies gilt durchaus auch für den dort platzierten kurzen Beitrag „Heilige Kühe“ von Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden. Sie prüfen die Voraussetzungen „einer sozialistischen Strategie der Überwindung kapitalistischer Verhältnisse“ (185/186) und stellen drei Forderungen auf:

Die „Eindämmung kapitalintensiven Wachstums und ein Rückbau bzw. eine Umgestaltung der darauf ausgerichteten Produktions- und Infrastrukturanlagen, in Verbindung mit der Schaffung genügend guter Arbeitsplätze“ müsse „eine sozialistische Zielvorstellung ersten Ranges“ sein (187).

Zweitens: „Abschaffung der Ehe mit ihrer männlichen ‚Erzeuger‘- und Familienvater-Fiktion“ (ebd.).

Drittens: „Überwindung der auf kriegerische Machtausübung und scheinheilige Bürgerüberwachung zielenden Staatsgewalt“ (ebd.).

Diese drei Forderungen sind von verschiedenartiger Originalität und Radikalität. Ökologischer Rückbau – „Degrowth“ – ist Gemeingut zumindest eines Teils der Linken, allerdings in Konkurrenz zu einer nach wie vor wachstumsorientierten Richtung. Es stellt sich die Frage, wie diese Parole angesichts immer noch zunehmender Weltbevölkerung realisiert werden kann. Mehr Menschen benötigen selbst für bescheidenen Lebensunterhalt mehr Mittel für Nahrung, Kleidung, Behausung, Heizung. Wenn deren Bereitstellung nicht profitorientiert erfolgt, mag die Plünderung von Ressourcen und die Belastung von Senken zwar im Vergleich zu ungebremster Kapitalakkumulation verlangsamt sein, aber sie hört nicht auf, sondern schreitet fort, zumal wenn, wie bei dieser Autorin und diesem Autor anzunehmen, eine technokratische Lösung (etwa mit Hilfe der Bionik) als nicht ausreichend angesehen wird.

Hier setzt die zweite Forderung ein. Die „Ehe“, die es zu bearbeiten gilt, ist eine Erscheinungsform eines über dieses Rechtsinstitut hinausgreifenden Sachverhalts: der patriarchalen Verfügung über das weibliche Prokreationsvermögen und die Kinder und eines über Jahrtausende sich in unterschiedlicher Weise fortsetzenden Gebärzwangs – sei es innerhalb staatlicher „Peuplierungs“-Strategien, sei es massenhaften sexistischen Verhaltens von Männern oder verinnerlichter Unterwerfung von Frauen unter diese Zwänge.

Die Forderung nach einer „Überwindung der auf kriegerische Machtausdehnung und scheinheilige Bürgerüberwachung zielenden Staatsgewalt“ ist zumindest für den ersten Hinblick nicht völlig klar: ist Aufhebung „nur“ der kriegerischen Machtausdehnung und der Bürgerüberwachung gemeint oder des Staates als Ganzen, und sei es im Sinne von Friedrich Engels als eine Ersetzung der Herrschaft von Menschen über Menschen durch eine Verwaltung von Sachen?

Die hier zu stellenden Fragen kommen einer Antwort näher, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass Tjaden-Steinhauer und Tjaden hier polemisieren.

Sie wenden sich gegen drei in der Linken gegenwärtig verbreitete Positionen: Erstens „die ausgeleierte Forderung, [...] das ‚Wirtschaftswachstum‘ anzukurbeln, um dadurch Beschäftigung zu schaffen.“ (187) Sie sei an der Steigerung des Bruttoinlandsprodukts orientiert, „das durchaus mit Arbeitsplatzvernichtung einhergehen kann“ und „in der Regel auch Wachstum der Unternehmensgewinne (die dann Kapitalakkumulation in irgendeiner Form ermöglichen) bei vermehrter Nutzung von Ausrüstung, Bauten und Infrastrukturanlagen“ bedeute. „Durch zunehmenden Verbrauch materialer und energetischer Vorleistungen und durch den gewachsenen Warenausstoß führt das BIP-Wachstum zu noch höheren Verbräuchen, Belastungen und zumeist auch Zerstörungen umweltlicher Dargebote aller Art.“ (Ebd.) Gegenüber diesen Tatsachen seien Sozialisten „oft blind“. Es gibt Unschärfen in dieser Argumentation: Vermehrte „Nutzung von Ausrüstungen, Bauten und Infrastrukturanlagen“ muss, wenn diese eben schon vorhanden sind, nicht zu wachsendem Ressourcenverschleiß und mehr Belastung von Senken führen, was bedeutet, dass diese negativen Effekte eben nur „zumeist“ und „in der Regel“, also nicht zwangsläufig immer erfolgen.

Die Forderung nach „Gleichstellung der Geschlechter“ begegnet laut Tjaden-Steinhauer/Tjaden „allgemeinem Gähnen“, und „die Rückverwandlung einer ‚marktkonformen Fassadendemokratie in eine sozialstaatliche Bürgerdemokratie““ (Ebd.) bleibe hinter der grundsätzlichen Infragestellung des Staates, die sie vortragen, zurück.

Doch diese drei Kritiken behandeln nur nachgeordnete Phänomene, die auf einen zentralen Mangel zurückgehen. Dieser wird im ersten Teil des Aufsatzes benannt. Es ist letztlich ein Gesellschaftsbegriff, der auf die Dualität von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und von Ökonomie und Politik verengt ist, Letzteres auch dort, wo sozialistische Politik sich das Ziel setzt, den Kapitalismus zu überwinden.

Diesen Einwand haben Tjaden-Steinhauer und Tjaden erstmals 1995 mit einer Kritik am Produktionismus des klassischen Historischen Materialismus – hier: in Auseinandersetzung mit Friedrich Engels – entwickelt. (Tjaden 1995; Tjaden-Steinhauer 1995). Im ersten Band der vor allem von ihnen vorangetriebenen mittlerweile vierteiligen „Studien zu Subsistenz, Familie und Politik“ haben sie zusammen mit Lars Lambrecht den vorgefundenen, ihrer Meinung nach zu schmalen bisherigen – auch marxistischen Gesellschaftsbegriff – er-

weitert (Lambrecht/Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1998. Hier insbesondere S. 9-52). Sicherung des Lebensunterhalts ist nicht ausschließlich durch Produktion gewährleistet. Deshalb wird der umfassendere Begriff der Subsistenz verwandt. Unterordnung der Erzeugung und Sicherung des menschlichen Lebens unter die Imperative der Herstellung und der ungleichen Verteilung eines über den unmittelbaren Bedarf hinausgehenden Mehrprodukts erfolgt in der patriarchalen Familie als Verfügung des Mannes über das Gebärvermögen der Frau und über die Kinder. Die Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten der in einem Territorium lebenden Menschen (Politik) nimmt im Staat ebenso gewalttätige Formen an wie in der „Produktion“ die Beziehung der Menschen zu ihren Mitlebewesen, zu den umweltlichen „Dargeboten“ (James J. Gibson) und – unter Beides subsumiert – das Geschlechterverhältnis. In neueren Überlegungen von Tjaden-Steinhauer/Tjaden tritt ein viertes Moment hinzu: die Zurichtung des Bewusstseins zu einer Verfügungsgewalt zwecks anthropokratischer und patriarchaler Herrschaft nicht nur durch religiöse und politische Ideologien, sondern auch in sehr frühen technokratischen, mathematischen und zeichenhaften Modellierungen und Festschreibungen, die sich bis in die elaboriertesten Varianten moderner Naturwissenschaft und ökonomischer und sozialer Definition und Verformung von Realität fortsetzen und steigern. So wird die bisherige Trias von Subsistenz, Familie und Staat durch ein viertes Moment erweitert: Ideokratie.

Dieser Zusammenhang vierfacher Gewaltverhältnisse ist für Tjaden/Tjaden-Steinhauer Ergebnis eines prähistorischen und historischen Prozesses mit einem entscheidenden Durchbruch im südlichen Mesopotamien am Ende des vierten und zu Beginn des dritten Jahrtausends vor Beginn der gegenwärtigen Zeitrechnung. Hier entsteht der westeurasische Zivilisationstypus, der sich mittlerweile global durchsetzte. Sozialistische Politik, die dies wenden will, hat es also nicht nur und nicht in erster Linie mit dem „Epochenumbruch 1974-2014“ zu tun.

Der Einwand, hier werde eine politisch nicht mehr hantierbare Fatalität konstatiert, liegt nahe. Ihm kann mit einer Analogie zur Kritischen Theorie begegnet werden, mehr noch: wir haben es hier mit einer materialistischen Variante dieser Kritischen Theorie zu tun. In einem Vortrag von 2010 bezeichnete Karl Hermann Tjaden Theodor W. Adorno als seinen Lehrer. (Tjaden 2011: 65). Kritische Theorie erweist sich als aktuell und praktisch gerade da, wo sie es scheinbar nicht ist: nämlich als Nachweis der Dialektik einer Praxis der Vorläufigkeit, die das, was sie zu beheben vorgibt, bestenfalls nicht aufhebt, schlimmerenfalls sogar noch stabilisiert. Letztlich geht es sogar um eine Kritik des Anthropozentrismus, in sprachlich lockerer Form einmal sogar als Vorschlag einer neuen Art erkenntnistheoretischer kopernikanischer Wende dargestellt: als „An Ape's View of Human History“. (Tjaden-Steinhauer/Tjaden 2004)

Dies ist eine Provokation, die, da über Jahrzehnte hin in um Weiterführung bemühter Auseinandersetzung mit dem klassischen Historischen Materialismus erarbeitet und begründet und 2014 nachgerade forciert vorgetragen, nicht auf Dauer unerwidert, nämlich mit Schweigen übergangen bleiben sollte. Die



von Hermann Lenke schon 1995 gestellte Frage: „Theoretische Generalrevisi-  
on statt notwendiger Weiterentwicklung?“ sollte mittlerweile zugunsten der  
zweiten Variante beantwortbar sein.

## Literatur

- Lambrecht/Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1998: Lambrecht, Lars, Karl Hermann Tjaden  
und Margarete Tjaden-Steinhauer: Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Sozio-  
logische Exkursionen. Kassel 1998.
- Lenke 1995: Lenke, Hermann: Theoretische Generalrevision statt notwendiger Weiter-  
entwicklung? Zum Engels-Schwerpunkt in Z 22. In: Z. Zeitschrift Marxistische  
Erneuerung Nr. 23. September 1995. S. 180-184.
- Tjaden 1995: Tjaden, Karl Hermann: Neuere Erkenntnisse und Annahmen zur Entste-  
hungs- und Frühgeschichte menschlicher Gesellschaften. In: Z. Zeitschrift  
Marxistische Erneuerung Nr. 22. Juni 1995. S. 19-34.
- Tjaden 2011: Tjaden, Karl Hermann: Friedrich Engels, ein weltoffener Materialist oder  
warum kein wirklicher Engelsismus entstanden ist. In: Marxistische Blätter  
1/[20]11. S. 61-70.
- Tjaden-Steinhauer 1995: Margarete Tjaden-Steinhauer: Urgeschichtliche Reprodukti-  
onsfunktionen, die Entstehung der Gentilgesellschaft und die Anfänge des  
Staats und der Familie. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung Nr. 22.  
Juni 1995. S. 35-52.
- Tjaden-Steinhauer/Tjaden 2004: Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann Tjaden:  
An Ape's View of Human History – revisited. In: Sperling, Urte, und Margare-  
rete Tjaden-Steinhauer (Hrsg.): Gesellschaft von Tikal bis irgendwo. Europä-  
ische Gewaltverhältnisse, gesellschaftliche Umbrüche, Ungleichheitsgesell-  
schaften neben der Spur. Kassel 2004. S. 43-63.

## Der nützliche Feind – IS & Co.

Interview mit Imad Mustafa **Der nützliche Feind** ★ Salvador Oberhaus **«Djihad –  
Made in Germany»** und die **Konstruktion des Anderen** ★ Joachim Guilliard  
**Terror made by NATO** ★ Klaus von Raussendorff **Der takfiristische Terrorismus**  
**in der Debatte der Islamlgelehrten** ★ Klaus Wagener **Imperialistische High-  
Tech-Terroristen** ★ Rudolph Bauer **Terrorismus und der scheiternde Krieg** ★  
Dirk De Block **Sechs Vorschläge zur Bekämpfung dschihadistischer Radi-  
kalisierung von Jugendlichen**

Weitere Themen u. a.:

Michael Stiels-Glenn **Mer losse d'r Dom in Kölle oder: Die Kirche mal im Dorf lassen** | Thomas Hagen-  
hofer **Industrie 4.0 in Davos – neuer Schub für die Monopolbildung** | Interview mit Paul Rodermund  
und Jann Meier (SDAJ) **«Antimilitaristisches Bewusstsein verbreiten und Klassenbewusstsein stärke-  
n»** | Willi Gerns **Putins Attacke gegen Lenin gescheitert!** | Stefan Kühner **Stabilität in Staat und  
Gesellschaft Vietnams** | Andreas Wehr **Ein anderer Weg für Griechenland** | Antoni Agulló **Eine Bresche  
im Patriarchat: Louise Michel** | Roger Keeran **Chruschtschows «Geheimrede»** und die historische  
**Wahrheit** | Priscilla Metscher **James Connolly und die erweiterte Klassenpolitik des Jahres 1916.**  
**100 Jahre irischer Osteraufstand** | Diskussionsbeiträge: **Der Papst ist der Papst (Manfred Sohn)** **Zur  
Faschismusanalyse der KPD (0)** (Theodor Bergmann, Herbert Münchow)



## Neue Impulse Verlag

Hoffnungstraße 18 • 45127 Essen • Tel.: 0201-23 67 57

Einzelpreis 9,50 €  
Jahresabo 48,00 €  
ermäßigtes Abo 32,00 €

## Replik auf Olaf Gerlach, Z 105 (März 2016), 167-170

Bei aller positiven Grundstimmung über eine Reaktion auf unsere „Einführung in einige konzeptionelle Beiträge aus der in der BRD wenig beachteten Sussex-Schule“ (C/O) sind wir gleichwohl von den Missverständnissen in Olaf Gerlachs „Anmerkungen“ überrascht worden. Diese mögen durch unsere Wertschätzung von Chris Freeman, Carlota Perez und Mariana Mazzucato hervorgerufen worden sein, eröffnen sie nach unserer Meinung doch begründete Alternativen, die aus der Krise des gegenwärtigen Kapitalismus herausführen können. Wir wollen den „analytischen Horizont“ diskursiv erweitern, ohne mit den referierten Positionen im Einzelnen übereinzustimmen oder schon eine kritische Bewertung zu liefern. Letztere ist allerdings eine bevorzugte Argumentationsform in linken Kontexten. So verweisen auch wir abschließend auf einige von Mazzucato und Perez nicht beachtete Problemstellungen.

### Reservatio mentalis

Wodurch auch immer, der positive Tenor unserer Einführung mag Gerlach zunächst zu dem Trugschluss verleitet haben, uns mit einzelnen Positionen wie überhaupt dem inhaltlichen Gehalt der referierten Beiträge zu identifizieren. So glaubt er unseren „roten Faden“ in der impliziten These einer wachstums- und beschäftigungsförderlichen Wirkung von öffentlich geförderten Innovationen und Investitionen zu erkennen. Wir stimmen zwar selbst mit Mazzucatos engagiertem Plädoyer für eine „marktschaffende Pionierfunktion“ des Staates<sup>1</sup> überein, insbesondere bei sich zuspitzenden Störungen zur Selbstregulierung<sup>2</sup>, verweisen aber schon in der Einleitung auf den argumentativen Kern unserer Darstellung der Sussex-Schule: im Verlauf eines längeren Zyklus sich verändernde Wechselbeziehungen zwischen technisch-ökonomischen und betrieblich-institutionellen Faktoren. Das gilt in besonderem Maße für das Verhältnis von Innovation und Beschäftigung, die analytische Trennung von marktschließenden Prozess- und markterweiternden Produktinnovationen, die sich realiter aber – zyklusabhängig mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung – verschleifen.

Hierzu liefern die von uns referierten Beiträge bis zur Analyse finanzkapitalistischer Krisen weiterführende Einsichten, die in den „Anmerkungen“ kaum zu

---

<sup>1</sup> Man denke etwa an Delors Weißbuch *Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung - Herausforderungen der Gegenwart und Wege ins 21. Jahrhundert* von 1993, das allerdings gegen Widerstände vor allem von deutscher Seite nicht im Sinne einer grün eingefärbten europäischen Investitionsförderung mit positiven Beschäftigungseffekten in transnationalen Projekten umgesetzt werden konnte.

<sup>2</sup> Mazzucato, M. 2015: *The Innovative State. Government Should Make Markets, Not Just Fix Them*. In: *Foreign Affairs*, Jan.-Feb. Siehe auch Karl Polanyi 1978: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt am Main, 192-195. Keynes, J. M. (1936) 1974: *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*. Berlin.

Wort kommen. Dass diese sich mit uns zugeschriebenen Thesen auseinandersetzen, die in unserer Einführung in analytische und strategische Positionen von Christopher Freeman und seinen kongenialen Schülerinnen allenfalls eine untergeordnete Rolle spielen, lässt einen allgemeineren Tatbestand erkennen: die vorherrschende „Reservatio mentalis“ marxistisch orientierter Intellektueller gegenüber einer durchaus anschlussfähigen neo-schumpeterschen Innovationsökonomie. Zumal wenn diese sich mit produktivkrafttheoretischen Fragen beschäftigt, die in Diskussionszusammenhängen linker Provenienz, von einzelnen Ausnahmen abgesehen<sup>3</sup>, ein Schattendasein fristen.<sup>4</sup> In der vordringlichen Abwehr von Lohn-, Sozial- und Demokratieabbau werden technisch-ökonomische und sozial-kulturelle Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in der Tendenz vernachlässigt.

Die unseren Aufsatz abschließenden Vorschläge von Mazzucato und Perez zur europäischen Krise füllen eine Lücke, wenn sie im Geiste ihres Lehrers Freeman für eine „grüne“ Innovationsstrategie auf informationstechnischer Grundlage plädieren, die eine Zurückdrängung der neoliberalen Finanzialisierungs- und sozialen Polarisierungsprozesse einschließt. Angesichts ihrer beschäftigungswirksamen Aktualität erscheint uns diese Replik geboten, auch um weiterführende theoretische Erkenntnisgewinne und praxisrelevante Konzepte der Sussex-Schule zu verdeutlichen. Stichworte hierfür sind etwa die Erklärung finanzkapitalistischer Krisen im Zuge technisch-ökonomischer Paradigmenwechsel und sozial-ökologisch orientierte Vorschläge zur Lösung der europäischen Krisensituation, aber auch Beiträge zur theoretischen Fundierung des „Nordischen Modells“<sup>5</sup> wie zu einer progressiven Arbeitspolitik in wissensintensiven Wertschöpfungsprozessen<sup>6</sup> – ebenfalls vielfach unterbelichtete Aspekte in kritischen Analysen.

## Theoretische Erkenntnisgewinne

Nicht nur bei Gerlach erfolgt zugunsten eher modelltheoretischer Überlegungen zur beschäftigungspolitischen Wirkung von Innovationen, etwa im Kontext von „Industrie 4:0“, eine Ausblendung der von der Sussex-Schule erschlossenen komplexen Wirkungs- und Entwicklungszusammenhänge. Letz-

<sup>3</sup> Etwa Wolfgang Fritz Haugs Schriften zum „High-Tech-Kapitalismus“, u.a. das Buch *High-Tech-Kapitalismus in der Großen Krise* (Hamburg 2012).

<sup>4</sup> Hinweise in Carl, F.; Oehlke, P. 2011: *Was kann die Linke in der Bundesrepublik methodisch und programmatisch von den Herforder Thesen lernen?* Sozialistisches Forum Rheinland (SoFoR), Publikationen: <http://www.sf-rheinland.de/beitraege-aus-sicht-der-herforder-thesen-zur-programmdiskussion-der-linken>.

<sup>5</sup> Carl, F. 2009: *Das nordische Modell. Orientierungsrahmen für praktische Reformpolitik in Deutschland*. In: Brödner et al.: *Das nordische Modell – eine Alternative?* Supplement der Zeitschrift Sozialismus 5, 5-15.

<sup>6</sup> Brödner, P.; Oehlke, P. 2011: *Die strategische Funktion nachhaltig entfalteteten Arbeitsvermögens in wissensintensiven Wertschöpfungsprozessen*. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft 01, 59-62.

tere treten schon in einer an Schumpeter anknüpfenden früheren Studie<sup>7</sup> zu langen Wellen und ökonomischer Entwicklung zutage; in ihr werden im Verlauf längerer Wachstumszyklen eine Phase wachsender Kapitalintensität und sinkender Profitraten diagnostiziert. Letztere lösen kostensparende Prozessinnovationen aus, mit denen wiederum ein Umschlag der Akkumulationsbedingungen, steigende Arbeitslosigkeit und soziale Spannungen einhergehen<sup>8</sup> – durchaus vergleichbar dem gegenwärtigen Digitalisierungshype.<sup>9</sup>

Entsprechend erläutert Freeman in einer späteren Arbeit, wie sich mit der Erschöpfung der fordistischen Betriebsweise der Massenproduktion, einer allgemeinen Marktsättigung und Erosion der Profitraten seit den 1980er/1990er Jahren ein informationstechnisch bestimmter Paradigmenwechsel mit Brüchen und Disproportionen, Reibungen und Konflikten im Widerstreit unterschiedlicher Interessen abzuzeichnen beginnt. Mit den Bremsspuren des überkommenen institutionellen Rahmens erklärt er die relativ geringe Arbeitsproduktivität („Solow’s Paradox“), die auf unzureichende organisatorische Innovationen, betriebliche Lernprozesse und institutionelle Anpassungen zurückgeführt wird. Solche „Fesseln bisheriger Produktionsverhältnisse“ sieht er durch die im Unterschied zur weltmarktbezogenen Automobilstudie in der BRD wenig beachtete, auf die nationale Wirtschaft der USA orientierte Produktivitätsstudie des MIT bestätigt.

Für Freeman ist das zu aktivierende demokratische Potenzial ein Geburtshelfer für transformative gesellschaftliche Entwicklungsprozesse, denen die neuen Informations- und Kommunikationstechniken eine praxiswirksame Grundlage bieten können.<sup>10</sup> So schlägt er schon 1992, heutzutage wieder hochaktuell, entgegen den damals heftig diskutierten „Grenzen des Wachstums“ ein langfristiges Entwicklungsprogramm zur Verringerung der weltweiten sozial-ökonomischen Polarisierungsprozesse vor. Es müsste nach ihm aber zugleich als ein „Environmental Bretton Woods“ auf ökologische Nachhaltigkeit ausgerichtet werden. Hierfür empfiehlt Freeman eine Rekonstruktion internationaler Institutionen im Rahmen der UN.<sup>11</sup>

<sup>7</sup> Freeman, C.; Clark, J.; Soete, L. 1982: *Unemployment and Technical Innovation. A Study of Long Waves and Economic Development*. London.

<sup>8</sup> Wir verweisen an dieser Stelle auf eine gewisse Nähe zu Marxens „Gesetz zum tendenziellen Fall der Profitrate“ und zu Keynes’ Vorstellungen zur „sinkenden Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals“.

<sup>9</sup> Angesichts arbeitspolitischer Defizite in der Diskussion um *Industrie 4.0* plädiert Hans-Jürgen Urban für einen „neuen Digitalisierungsrealismus“ („Digitale Visionen als Leitbild?“ In: *Sozialismus* 2, 48-55).

<sup>10</sup> Heute in arbeits- und wirtschaftsdemokratischen Zielsetzungen wieder anklingende Einsichten werden bereits explizit in der OECD-Studie *New Technologies in the 1990s. A Socio-economic Strategy* (Paris 1988) von einer Expertengruppe mit Freeman und Soete angesprochen, sind mit dem neoliberalen Durchmarsch seit den 1990ern jedoch aus dem herrschenden Bewusstsein weitgehend verdrängt worden.

<sup>11</sup> *A green techno-economic Paradigm for the world economy*. In: Freeman, C. 1992: *The Economics of Hope. Essays on Technical Change, Economic Growth and the Environment*. London and New York, 190-211.

Die Analyse der sozio-institutionellen Rahmenbedingungen kapitalistischer Innovationssysteme verfeinerte Carlota Perez zur Theorie „technisch-ökonomischer Paradigmenwechsel“, die im Zuge der Umstrukturierung der Produktion zugleich eine Transformation der Institutionen und der Gesellschaft, sogar der Ideologien und Kulturen mit sich bringen.<sup>12</sup> Dabei bewerten wir ihre im Verlauf längerer Zyklen nachverfolgte Analyse unterschiedlicher Funktionen des Produktions- und Finanzkapitals als eine bisher wenig wahrgenommene theoretische Innovation: Liefert das Finanzkapital als Geburtshelfer radikaler Innovationen zunächst den finanziellen Brennstoff zu ihrer Entwicklung, so verselbständigt sich dieser mit der angeheizten Blasenbildung bis zum Finanzcrash, mit dem sozio-ökonomische Differenzierungs- und Polarisierungsprozesse weiter verstärkt werden. Aufbrechende Klassenkonflikte können je nach den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen eine erhebliche Spannbreite unterschiedlicher politischer Lösungen mit sich bringen. Sie reichten in den 1930er Jahren vom US-amerikanischen New Deal und skandinavischen Wohlfahrtsorientierungen bis zu autoritären und faschistischen Regimen.

### Praxisrelevante Konzepte

Angesichts der finanzkapitalistischen Krisenperiode schlagen Mariana Mazzucato und Carlota Perez im Widerspruch zu den anhaltenden Austeritätsstrategien in der EU in einem von uns ausführlich referierten Aufsatz<sup>13</sup> eine nationale wie internationale Förderung technischer und sozialer Innovationen sowie massive Investitionen in die materiellen und immateriellen Infrastrukturen vor. Dies gilt vor allem für die Stärkung öffentlicher Entwicklungsaufgaben in den schwächeren Ländern Europas. Ein besonderes Gewicht erhalten die Entwicklung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens und der öffentlichen Wohlfahrt wie die Verringerung der fortschreitenden Umweltzerstörung und letztlich die Überwindung des fossilen Kapitalismus. Der Maßnahmenkatalog schließt entsprechende finanzielle Anreize, Sanktionen gegen spekulative Formen der Geldvermehrung und redistributive Steuersysteme ein.<sup>14</sup>

Im Gefolge von Freeman setzen die Autorinnen für nachhaltige wachstums- und beschäftigungspolitische Effekte technischer Innovationen eine Einbettung in komplexe gesellschaftliche Bezugs- und Interaktionssysteme voraus. Hierfür boten die nordischen Länder einen konkreten Anschauungsunterricht, so unterschiedlich sie nach wirtschaftlichem Profil, institutionellen Strukturen

---

<sup>12</sup> Perez, C. 2002: *Technological Revolutions and Financial Capital: The Dynamics of Bubbles and Golden Ages*. London, 24f.; siehe auch Perez, C. 2004: *Finance and technical change: A long-term view*. In: Hanusch, H; Pyka, A. (Eds.): *The Elgar Companion to Neo-Schumpeterian Economics*. Cheltenham.

<sup>13</sup> Mazzucato, M.; Perez, C. 2014: *Innovation as Growth Policy: the challenge for Europe*, July 2014 (<http://www.sussex.ac.uk/spru/documents/2014-13-swps-mazzucato-perez.pdf>).

<sup>14</sup> Siehe auch die Euro-Memoranden, zuletzt EuroMemo 2016. Supplement der Zeitschrift Sozialismus 3, 1f; 16-19.

und historischer Entwicklung aufgestellt sein mochten. Trotz mancher Einschnitte seit den 1990er Jahren zeichnen sie sich noch immer durch die Kombination eines hohen sozialen Integrations- und ökonomischen Leistungsnieveaus aus. Die synergetische Stoßrichtung ihrer Erfolge ist im politischen Farbenspektrum der BRD über Jahrzehnte allenfalls sporadisch zur Kenntnis genommen worden. Was für die einen im neoliberalen Blindflug nicht sein durfte, fiel bei den anderen aus ihrer kapitalismuskritisch verengten Wahrnehmung heraus. Hier entfaltete sich das informationstechnologisch bestimmte Paradigma jedoch mit einer beispielhaften Entwicklung des humanen Arbeitsvermögens durch hoch professionalisierte Dienstleistungen vom Kindergarten bis zur universitären Ausbildung wie dezentrale Aspekte sozialer Produktivität von betrieblichen Organisationsformen bis zu sich selbst organisierenden Netzwerken.<sup>15</sup>

So ist es kein Wunder, dass die nordischen Länder in arbeitspolitischen Innovationen seit den 1960er Jahren stilbildend wirkten – zunächst Norwegen, dann Schweden, seit geraumer Zeit Finnland, das bis 2020 eine Spitzenstellung in Europa anstrebt.<sup>16</sup> Hiervon profitierte bis in die 1990er Jahre auch die Entwicklung des deutschen Forschungsprogramms „Humanisierung des Arbeitslebens“ (HdA) und einiger Folgeaktivitäten, in denen ein umfassendes, interaktives Innovationsverständnis aus ökonomischen und technischen, sozialen und institutionellen Elementen entwickelt worden ist. Bei der betrieblichen Entfaltung des kollektiven Arbeitsvermögens haben beteiligungs-, mitbestimmungs- und gestaltungsorientierte Organisationsformen und entsprechende Bestrebungen in den Gewerkschaften einen hohen gesellschaftspolitischen Stellenwert gewonnen. Aus diesen Erfahrungen ist seit etwa Mitte der 1990er Jahre eine „High Road“ ökonomischer Entwicklung mit infrastruktureller Flankendeckung in europäischen Verbänden als eine zukunftsöffnende Perspektive konzipiert und in einigen Vorhaben ansatzweise umgesetzt worden.<sup>17</sup> Die breite Realisierung nunmehr verstärkt digital gestützter Entwicklungspfade bedarf allerdings rechtlicher, institutioneller und infrastruktureller Rahmenbedingungen. Hierfür liefern Freeman, Perez und Mazzucato praxiswirksame Begründungen.

*Friedrich Carl/Paul Oehlke*

---

<sup>15</sup> Siehe hierzu insbesondere die verschiedenen Beiträge im eingangs zitierten Supplementheft der Zeitschrift Sozialismus, in denen auf weitere Literatur verwiesen wird. Ferner: Brödner, P. 2013: *Ex septentriones lux*. In: Zanker, C.; Som, O.; Kinkel, S. (Hg.): *Innovationen in der Produktion. Ein multiperspektivischer Ansatz*. Stuttgart, 243-255.

<sup>16</sup> Alasoini, T et al. 2014: *Innovativeness in Finnish Workplaces. Renewing working life to bring Finland to bloom*. Tekes Review 312/2014, Helsinki; Ministry of Employment and the Economy 2012: *National Working Life Strategy to 2020*. Helsinki.

<sup>17</sup> Siehe den einführenden Überblick bei Oehlke, P. 2013: *Arbeitspolitische Impulse für soziale Produktivität. Fallstudien zu regionalen, nationalen und europäischen Aktivitäten*. Hamburg, 130-180.

## **Demokratisierung Europas?**

Vortrag von Yanis Varoufakis in Marburg, 11. Februar 2016

Veranstaltungen mit prominenten Referenten zu den europäischen Krisenprozessen stoßen gegenwärtig offenbar auf ein großes öffentliches Interesse. Ähnlich wie bei der Kölner Veranstaltung mit Streeck/Wagenknecht, über die in Z 105 (März 2016, S. 182-185) berichtet worden war, galt dies auch für einen Vortrag des ehemaligen griechischen Finanzministers Varoufakis in Marburg/L. am 11. Februar 2016 auf Einladung der Bundestagsfraktion Die LINKE und der Fraktion der Europäischen Linken im Europaparlament. „Tausend Menschen wollen Varoufakis hören“, so eine der Schlagzeilen der Lokalpresse.

Varoufakis hatte zwei Tage zuvor in Berlin seine neue linke „Bewegung zur Demokratisierung Europas“ (DiEM25) ins Leben gerufen, deren Gründungskongress in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz auf große Resonanz und mediale Beachtung gestoßen war. DiEM25 soll als Netzwerk die Aufgabe übernehmen, verschiedene Protestbewegungen in ganz Europa zusammenzuführen und eine Demokratisierung der EU herbeizuführen. Varoufakis warnte vor einem drohenden Zerfall Europas und der Gefahr des Weiterstarkens eines neuen Nationalismus. Vor dem Hintergrund der Flüchtlingskrise verließ er seinen Befürchtungen eines Rückfalls in die Zeiten einzelner Nationalstaaten Ausdruck und warf den EU-Institutionen vor, durch ihre Politik diese Entwicklung begünstigt und verstärkt zu haben. Eine zentrale Rolle nimmt aus seiner Sicht die Demokratisierung der europäischen Institutionen ein, die mit der Brechung der Macht des Finanzkapitals verbunden sein müsse. In seiner Analyse der gegenwärtigen Krise der Europäischen Union bezog Varoufakis sich maßgeblich auf seine Erfahrungen als griechischer Finanzminister und stellte die Sinnhaftigkeit des „größten Kredits der Menschheitsgeschichte“ entschieden in Frage. „Man muss kein Linker sein um zu wissen, dass Griechenland diese Schulden nicht zurückzahlen kann“, lautete seine Analyse. Dass die Kreditvergabe an Griechenland mit der Auflage erfolgte, die Einkommen weiter Teile der Bevölkerung zu reduzieren, ist nach Varoufakis Ansicht einer der Hauptgründe dafür, dass eine Rückzahlung der griechischen Schulden nahezu unmöglich ist. Welche fatalen Folgen eine Fortsetzung der Fiskalpolitik der Europäischen Zentralbank, des IWF und der Weltbank haben könnte, erläuterte Varoufakis anhand der Wirtschaftskrisen und der großen Depression in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die in Europa die faschistischen Bewegungen entscheidend gestärkt und ihren Weg an die Macht geebnet hätten. Vor diesem Hintergrund forderte er in Anlehnung an den Titel der Veranstaltung dazu auf, Europa vom Kopf auf die Füße zu stellen und eine Politik zum Wohle der Menschen zu betreiben.

*Steffen Niese*

## Staat und Energiekonzerne fünf Jahre nach Fukushima

Veranstaltung von Helle Panke e.V. – Rosa-Luxemburg-Stiftung,  
Berlin, 10. März 2016

Die Themen Energiewende, Atomkraft und Braunkohle genießen seit Jahrzehnten eine hohe Medienpräsenz. Die Diskussion um Kernenergie ist dabei jedoch seit dem beschlossenen Ausstieg etwas ins Hintertreffen geraten. Dies bot Anlass, um am Vorabend des fünften Fukushima-Jahrestages über Atomwirtschaft und Energiepolitik zu diskutieren. Es zeigte sich schnell, dass die vermeintliche Klarheit zu Atomausstieg und erneuerbaren Energien ein Trugschluss ist.

Das von der Umweltwissenschaftlerin *Inga Jacobsen* moderierte Podium spiegelte ein breites Themenspektrum wider: Bei ihr saßen der Doyen der deutschen Atomgeschichtsschreibung, der Bielefelder Historiker *Joachim Radkau*, *Luise Neumann-Cosel* von der Berliner BürgerEnergie und der Klimaaktivist *Tadzio Müller*. Neben einer Bestandsaufnahme gab es folglich auch Diskussionen über Alternativen zu den vier großen Stromkonzernen und über die Legitimität von Widerstand und zivilem Ungehorsam. Konflikte innerhalb des ökologischen Spektrums wurden benannt, wie etwa der Streit zwischen Klima-Aktivisten und Landschaftsschützern über den Ausbau der Windenergie.

*Radkau*, der diese Widersprüche u.a. in seinem Buch „Die Ära der Ökologie“<sup>1</sup> herausgearbeitet hat, eröffnete die Veranstaltung mit 10 Punkten zur Geschichte der deutschen Atomwirtschaft. Für dieses Thema gilt er seit seiner Habilitation über „Aufstieg und Krise der deutschen Atomwirtschaft“<sup>2</sup> (1980) als führender Experte. *Radkaus* Vortrag veranschaulichte die Komplexität des Themas; er schlug den Bogen von den technikeuphorischen Anfängen der Atomkraft-Nutzung bis zur Desillusionierung und dem Niedergang heute. *Radkau* betonte, dass die Energiekonzerne nicht zum Bau von Atomkraftwerken gezwungen worden seien, wie sie heute vor dem Hintergrund der Rückbaufinanzierung gerne behaupten. Sie hätten zwar Zweifel am Ausbau gehabt, diese seien jedoch vom Staat mit Subventionen und Steuergeschenken zerstreut worden. Trotzdem wurde aus ökonomischen Gründen seit Anfang der 1980er Jahre kein AKW-Neubau mehr begonnen. Dieser latente Ausstieg forcierte sich durch die früh entstandene Anti-AKW-Bewegung in Westdeutschland und durch das Reaktorunglück von Tschernobyl. Mittlerweile haben sich allerdings schwerwiegende Probleme angehäuft: Der Rückbau der AKW wird lange dauern und extrem teuer, die Betreiber wollen die Kosten auf die Steuerzahler abwälzen, die Entsorgung des Atommülls bleibt ein ungelöstes Problem. Zudem fehlt es heute an wissenschaftlich gut ausgebildetem Nachwuchs, da seit den 1980er Jahren kaum jemand Interesse am Studium einer sterbenden Technologie hat. Die Alternativen sind allerdings auch nicht ohne Widersprüche zu haben, wie im weiteren Verlauf des Abends deutlich wurde.

---

<sup>1</sup> Joachim Radkau, *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011.

<sup>2</sup> Zuletzt erschienen als erweiterte und überarbeitete Neuauflage: Joachim Radkau/Lothar Hahn: *Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft*, München 2013.



Laut *Luise Neumann-Cosel* sind die Stromnetze der energiepolitische Schlüssel. In Konzernhand könnten sie „zum Flaschenhals für die Energiewende“ werden. Diese hätten weder Interesse an weniger Stromverbrauchs noch am Ausbau dezentraler erneuerbarer Energie. Neuman-Cosels Genossenschaft will deshalb das „Stromnetz in Bürgerhand“ nehmen, somit demokratisieren und an die Bedürfnisse der Energiewende anpassen. Den vier Großkonzernen stehen mittlerweile ca. 1000 Energiegenossenschaften gegenüber. *Tadzio Müller* thematisierte anschließend die neue Energiewendebewegung. Sie sei heterogen, bestehe aus vielen Akteuren und stelle – im Gegensatz zur Anti-AKW-Bewegung – auch die Machtfrage. Zentrales Projekt müsse sein, die Kohle komplett aus dem Energiesektor rauszudrücken. Deutschland ist nach wie vor das Land, in dem weltweit die meiste Braunkohle abgebaut wird. Der Widerstand gegen die Braunkohle, wie ihn z.B. das Aktionsbündnis „Ende Gelände“ organisiert, sei legitim, da auf Grund des Klimawandels die Zeit dränge.

In der anschließenden Diskussion gab es Differenzen im Hinblick auf die Energieversorgung durch erneuerbare Energie. *Radkau* fragte, ob *Desertec* nicht doch eine Lösung sei, *Müller* widersprach und verwies auf einen möglichen neuen Energiekolonialismus. Aus dem Publikum wurde darauf hingewiesen, dass innerhalb des Kapitalismus auch Betreiber von erneuerbarer Energie der Profitlogik unterlägen – was die Diskussion zum Streitpunkt brachte, ob öffentliche oder private Betreiber die Energiewende besser meistern könnten. *Neumann-Cosel* meinte dazu, dass entscheidend sei, ob die Energieversorgung öffentlich kontrolliert werde. Auch die Arbeitsplatzproblematik durch die Energiewende wurde thematisiert. Hier treten etliche Probleme auf: Die steigende Zahl der Arbeitsplätze bei den Erneuerbaren ersetzt nicht die der Konventionellen, sondern verdrängt bzw. ersetzt sie. Es werden also Bergarbeiter arbeitslos und für diese gibt es, laut *Müller*, bis heute keine konkreten Ausstiegs- bzw. sozial gerechten Übergangspläne.<sup>3</sup>

*Alexander Amberger*

## Kapitalismus und Migration

### 9. Marxistische Studienwoche, Frankfurt/M., 14. bis 18. März 2016

Migrationsbewegungen sind Globalisierung „von unten“, so *Thomas Gebauer*, und Antwort auf Globalisierungsprozesse „von oben“.<sup>1</sup> Fünf Tage lang befassten sich 50 Studierende, viele von ihnen aus dem Umfeld des SDS, im Haus der Jugend in Frankfurt mit diesem Globalisierungszusammenhang. Zahlreiche ReferentInnen behandelten die Ursachen heutiger und historischer Fluchtbewegungen, den generellen Zusammenhang von kapitalistischen Produktionsbedingungen und Migration sowie die Relevanz von Klassen in den Auseinandersetzungen.

<sup>3</sup> Die Veranstaltung ist nachzuhören unter <https://soundcloud.com/rosaluxstiftung/fukushima>.

<sup>1</sup> *Thomas Gebauer*, Fluchtursache Globalisierung. Sh. <https://www.mdedico.de/migration-als-antwort-16015/> (Zugriff am 31.03.2016).

zungen um Flucht und Migration. Organisiert wurde die Woche von der Heinz Jung-Stiftung und der Redaktion der „Z“ sowie einem engagierten Vorbereitungsteam, dem an dieser Stelle nochmal zu danken ist. Die „Marxistische Studienwoche“ lebte dieses Jahr vor allem auch von der Aktualität ihres Themas. Das Thema „Flucht“ sorgte im Laufe des letzten Jahres mit seiner Omnipräsenz im medialen Diskurs für den dringenden Bedarf, sich dem Thema mit dem Werkzeug marxistischer Theorie zu nähern und konkrete Handlungsoptionen zu diskutieren. Leidenschaftliche Redebeiträge und Diskussionen setzten sich nicht nur mit dem Phänomen globaler Migration auseinander, sondern auch mit der rechten Reaktion darauf in der europäischen Bevölkerung und Politik.

Nach einem Einstiegsinput der Vorbereitungsgruppe<sup>2</sup> (*John Lütten, Dominik Feldmann* und *Patrick Ölkrug*) machte *Frank Deppe* am Montag den Anfang: Er erläuterte den Zusammenhang zwischen steigender Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit im Kapitalismus und dem Entstehen einer Reservearmee von „freien“ Arbeitskräften, einer relativen Übervölkerung. Migration und Urbanisierung seien geschichtlich die Folge. Im Kampf gegen aktuelle Fluchtursachen, deren historische Wurzeln auch in der kolonialen Ausbeutung und heutigen neokolonialen Verhältnissen zu suchen seien, müssten über soziale Revolutionen vor Ort wieder menschenwürdige Existenzbedingungen hergestellt werden. Er stellte eine Frage, die sich durch den Rest der Woche zog: Wie kann der seit Huntington propagierte Kulturkampf wieder in einen Klassenkampf gewandelt werden? Am Abend trafen sich die Teilnehmenden im Club Voltaire zu einem Vortrag des Kasseler Politikwissenschaftlers *Werner Ruf*. Er stellte dar, wie seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion Kriege mit Hinweis auf den „clash“ der Kulturen legitimiert werden und die willkürlichen Grenzziehungen der Kolonial- und postkolonialen Zeit immer wieder zu neuen Konflikten führen.

Am nächsten Morgen sprach *Elmar Altvater* zu Widersprüchen des globalen Kapitalismus und Migration. Er betonte, dass die Menschheitsgeschichte schon immer untrennbar mit Migration verknüpft war und diese Prozesse von so genannten push- und pull-Faktoren bestimmt werden. Die Akkumulation von Kapital führe bei den nicht-Besitzenden unweigerlich zu Armut, die in einem globalen Gefälle und letztlich in Fluchtbewegungen gipfeln. Er wies außerdem auf Umweltkatastrophen als Fluchtursache hin. Finanzmärkte in institutionelle Rahmen rückzubeten sei ein sinnvolles Zwischenziel, um deren negative Auswirkungen auf sozioökonomische Lebensbedingungen weltweit entgegenzuwirken. Die Debatte drehte sich um ein mögliches Subjekt der von Altvater gezeichneten sozioökologischen und -ökonomischen Veränderungen. Er merkte an, dass die prekäre Situation von Geflüchteten ein politisches Eigenengagement weitgehend verunmögliche. *Jane Hardy*, Professorin für Politische Ökonomie an der Hertfordshire Business School, begann ihren Vortrag mit der Nachzeichnung europäischer Migrationsbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert. Von 1870 bis zum Beginn des ersten Weltkriegs migrierten 50 Millionen Menschen aus Europa in die Staaten Nord-

<sup>2</sup> Vgl. deren Beitrag im vorliegenden Heft, S. 110ff.

und Südamerikas, darunter zahlreiche verarmte und vertriebene Kleinbauern. Die Migrationsströme veränderten sich in der Nachkriegszeit, in der variables Kapital knapp war und daher mit Lohnarbeitenden aus den Kolonien oder der europäischen Peripherie eine neue Reservearmee aufgebaut wurde. Nicht erst seit gestern würden migrantische ArbeiterInnen als Lohndrücker gegen ihre KollegInnen ausgespielt. Durch gewerkschaftliche Organisation von MigrantInnen konnte der sozialen Spaltung in gemeinsamen Streiks immer wieder Klassensolidarität entgegengesetzt werden – mit unterschiedlichem Erfolg.

Neben den Vorträgen der ReferentInnen (vormittags) war viel Zeit für die Diskussion unter den Teilnehmenden in Arbeitsgruppen am Nachmittag eingeplant. In drei Arbeitsgruppen zu den Themen „Politische Ökonomie und Migration“, „Fluchtursachen“ und „Migration als Klassenfrage“ wurde anhand von ausgewählten Texten aus Z 105 (März 2016) sowie einem für die Tagung erstellten Reader gearbeitet. Ausgewählte Klassikertexte zum Migrationsthema (Marx, Engels, die Resolution des Internationalen Sozialistenkongresses 1917 „Zur Ein- und Auswanderung“, Zetkin und Lenin) bildeten hier die Grundlage, von der zu aktuellen Texten aus dem Spektrum der marxistischen Linken übergegangen wurde.

Die Referate des nächsten Tages von *Boniface Mabanza*, Dozent an der Universität Heidelberg und Mitarbeiter der Kirchlichen Arbeitsstelle Südliches Afrika (KASA), und *Peter Wahl*, Mitbegründer von attac und Vorsitzender des globalisierungskritischen Netzwerks WEED, behandelten Fluchtursachen und deren Bekämpfung. *Mabanza* erläuterte das neokoloniale Verhältnis des Globalen Nordens zu den Staaten Afrikas am Beispiel von Strukturanpassungsprogrammen oder Economic Partnership Agreements (EPAs). Er stellte klar, dass die eigentliche „Invasion“ nicht die der Geflüchteten heute sei, sondern die des europäischen Kolonialismus in den letzten Jahrhunderten. Die Afrikanische Union positioniere sich heute zwar gegen diese Formen neokolonialer Ausbeutung, sei aber finanziell und institutionell zu schwach aufgestellt. Mit China trete ein weiterer Akteur mit eigenen Interessen auf, der immerhin die Möglichkeit biete, Handelspartnerschaften zu diversifizieren. *Peter Wahl* bestätigte diese Hypothesen und konkretisierte sie mit Blick auf die subsaharische Region. Die Auswirkungen von Umweltkatastrophen und Kriegen würden durch die ökonomische Ausbeutung deutlich verstärkt; Flucht bleibe oftmals der einzige Ausweg. *Wahl* sah die Notwendigkeit einer Art „Marshallplans“ für den Kontinent Afrika und die Implementierung gerechterer weltwirtschaftlicher Rahmenbedingungen. *Mabanza* plädierte in der angeschlossenen Diskussion vor allem für nationale und überregionale Befreiungskämpfe in den afrikanischen Ländern selbst.

Am Donnerstag waren zunächst *Maximilian Pichl*, Mitarbeiter von ProAsyl, sowie *Anne Steckner*, DIE LINKE Berlin, zu Gast. *Pichl* gab einen historischen Abriss der europäischen Grenzpolitik im Sinne des neoliberalen Regimes.<sup>3</sup> Er erläuterte die Funktionen einzelner Grenzbehörden wie Frontex und benannte Kernelemente der Abschottungspolitik. Der Referent beschrieb und bewertete die aktu-

---

<sup>3</sup> Vgl. seinen Beitrag in diesem Heft, S. 125ff.

ellen Asylrechtsverschärfungen und die intensiviertere Zusammenarbeit mit der Türkei. Dabei kam auch der Aufstieg der AfD zur Sprache, die als radikale Repräsentanz völkischer Abschottungsgedanken mit der aktuellen, bürgerlichen Grenzpolitik korreliere. *Anne Steckner* plädierte angesichts der gesellschaftlichen Polarisierung zugunsten der Rechten für eine stärkere Konzentration der Linken auf die soziale Frage und Antirassismus. Soziale Kämpfe zu führen sei praktizierter Antifaschismus und könne in der Anstrengung gegen Rechts das leisten, was Aufklärung und gute Argumente alleine nicht vermögen. Willkommenskultur müsse als Klassenfrage thematisiert werden. *Fessum Ghirmazion* vom Vorstand der IG Metall (Referat Migration & Teilhabe) berichtete anschließend über die Bemühungen seiner und anderer Gewerkschaften, auf der betrieblichen Ebene rassistischen Vorurteilen zu begegnen, Geflüchtete in bestehende Strukturen zu integrieren und dem Aufstieg der Rechten eine Kultur der Solidarität entgegenzusetzen.

Abgeschlossen wurde die Tagung mit einer Podiumsdiskussion „Die Linke und die Flüchtlingsfrage – was tun?“ unter Beteiligung von *Janine Wissler*, (stellv. Vors. Die LINKE und deren Fraktionsvorsitzende im hessischen Landtag), *Ramona Lenz* (medico international) und *Aitak Barani* (Welcome Frankfurt). Das Podium begann mit sehr konkreten Berichten aus der politischen Arbeit der drei Referentinnen seit Ankunft der Geflüchteten und thematisierte vor allem die gerade nach den Landtagswahlen alle interessierende Frage, was angesichts der breiten rechten Mobilisierung zu unternehmen sei. Betont wurde die Notwendigkeit einer eigenständigen, linken Antwort auf die soziale Frage. Diskutiert wurden – u.a. mit Bezug auf das Bündnis „Aufstehen gegen Rassismus“<sup>4</sup> – Essentials einer Bewegung gegen Rechts.

Zum kulturellen Abendprogramm – einem festen Bestandteil der Marxistischen Studienwochen – gehörten ein Auftritt des „Orchesters der Kulturen“ aus Stuttgart, das im Club Voltaire eine melodische „Mitur aus Orient und Okzident“ präsentierte, und ein Bildergespräch „Fremde im Bild“ im Frankfurter Städel-Museum mit *Reiner Diederich* (Frankfurter KunstGesellschaft e.V.), bei dem ausführlich Rembrandts „Die Blendung Simsons“ von 1636 interpretiert und diskutiert wurde.

Die „Marxistischen Studienwochen“ sind eine wichtige Bildungs- und Vernetzungsplattform für die junge, marxistische Linke in Deutschland. Wie historisch mit der marxistischen Theorie verblieben wird, entscheidet sich auch daran, ob es wieder gelingt, ihre Repräsentation in Forschung und Studium an den Hochschulen zu etablieren. Um materiell wirkmächtig zu werden, braucht sie eine enge Anbindung an die Klassenauseinandersetzungen und entsprechende Subjekte ihrer Zeit. Dazu sollten Z und MaWo weiterhin anregen und ein offenes Forum bieten.

*Lennart Michaelis*

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu den Bericht von Sebastian Wehrhahn in diesem Heft, S. 191f.

## Bertolt Brecht und Hanns Eisler: „Die Maßnahme“

Eine Aufführung in Berlin, 8. April 2016

„Die Maßnahme“ nimmt unter Brechts Werken eine Sonderstellung ein. Nach 1933 gab der Verfasser das Stück nicht mehr für Aufführungen frei; späte Äußerungen sind ambivalent. Einerseits sah Brecht mit der „Maßnahme“ „die Form des Theaters der Zukunft“ verwirklicht; andererseits lehnte er noch in seinem Todesjahr 1956 eine Inszenierung mit der Begründung ab, dass „Aufführungen vor Publikum [...] erfahrungsgemäß nichts als moralische Affekte für gewöhnlich milderer Art beim Publikum“ hervorriefen. Obwohl das Stück gedruckt vorlag, hielt sich das leicht widerlegbare Gerücht, es handle sich um eine vorweggenommene Rechtfertigung der Moskauer Prozesse 1936. Brechts Erben hielten bis 1997 an dem Aufführungsverbot fest; erst seitdem können Inhalt und Funktionsweise des Stücks wieder auf der Bühne nachvollzogen werden.<sup>1</sup>

Die Handlung: Vier Agitatoren werden aus der Sowjetunion nach China geschickt, um dort die Revolution voranzutreiben. Angesichts der internationalen Lage und der Stärke der Reaktion in China müssen sie verdeckt vorgehen. Ein „junger Genosse“ gefährdet das Unternehmen, indem er aus Mitleid mit den Elenden immer wieder voreilig handelt. Schließlich müssen die drei anderen, um sich nicht zu verraten, den Idealisten umbringen und in eine Kalkgrube werfen, damit sogar der Leichnam unkenntlich wird.

Bertolt Brecht und Hanns Eisler haben in ihrem Lehrstück von 1930/31 eine musikalisch-dramatische Mischform gewählt. Entstanden ist ein Oratorium mit zwischengeschalteten Spielszenen. Dabei sorgten der Schriftsteller und der Komponist mit unterschiedlichen Mitteln für Distanz. Das Geschehen wird in einer Rückblende vorgeführt: Die Überlebenden rechtfertigen sich vor einem „Kontrollchor“ und spielen deshalb die Ereignisse nach. Der Kontrollchor fragt, fasst aber auch wesentliche politische Erkenntnisse zusammen. Die vier Spieler tauschen von Szene zu Szene ihre Rollen, damit keine Identifikation entsteht. Es geht eben ums Lernen. Wie lernt man? Nicht alleine durch den Verstand (das wäre die Illusion derer, die eine platte Version der Aufklärung vertreten), und auch nicht allein durch Gefühl (wie der junge Genosse). Vielmehr geht es um die Verbindung. Dabei benennen die überlebenden Agitatoren nicht die Gefühle des jungen Genossen als Problem, sondern dass er „das Gefühl vom Verstand getrennt hat“.

Die Einheit von Gefühl und Verstand stellt sich – im günstigen Fall – durch Praxis her. Beim „Lehrstück“ lernen vor allem die Ausführenden, nur in zweiter Linie die Zuschauer. Brecht richtete sich, wie gezeigt, gegen Aufführungen vor Publikum und beklagte die Gefühle des Publikums. Bei der Uraufführung vom 13. zum 14. Dezember 1930 im Gebäude der Berliner Philharmonie sangen drei große Arbeiterchöre. Wenn nun *Marcus Crome* im Kammermusik-

---

<sup>1</sup> Vgl. auch Gerd Rienäcker, Stichpunkte zur Diskussion über Brecht-Eislers Lehrstück „Die Maßnahme“, in: Z 97 (März 2014), S. 51-65.

saal der neuen Berliner Philharmonie wiederum politische Laienchöre zusammenbringt, so schließt dies an die historische Leistung an.

Für die insgesamt zehn beteiligten Chöre dürfte die Vorbereitung nicht nur eine musikalische Herausforderung dargestellt, sondern auch einen Anlass für politische Diskussionen geboten haben. Schließlich geht es in dem Werk nicht nur um Kommunismus und einen gewaltsamen Kampf gegen die herrschende Klasse. Das wäre – sofern die Auseinandersetzungen nur zeitlich und räumlich weit genug entfernt sind – noch kein Hindernis für Marktgängigkeit, wie die popkulturelle Verwurstung Che Guevaras allenthalben beweist. Vielmehr zeigen Brecht und Eisler eine kommunistische Ethik, die weit entfernt ist von einer Reinheit, die zum plumpen Wohlfühlen einlädt: „Wer für den Kommunismus kämpft, hat von allen Tugenden nur eine: dass er für den Kommunismus kämpft.“ Und, unmissverständlich: „Welche Niedrigkeit begingst du nicht, um die Niedrigkeit auszutilgen?“

Dies ist ein Denken, das auf Praxis zielt und damit auf Moral, von der skrupelbehaftete Menschenfreunde, die über den Parteien zu stehen vorgeben, nur scheinbar etwas wissen wollen. Über die Aufführung einen solchen Gedanken wieder in die politische Diskussion engagierter Gruppen gebracht zu haben, schließt an Zeiten an, in denen die Linke in Deutschland besser dandand als heute. Dass an den Tagen nach der Aufführung ein „Lehrstück-Kurs zur Gewaltprävention“ anschloss, verwundert deshalb.

Das grundsätzliche Lob einmal ausgesprochen, sind jedoch auch Probleme der Aufführung zu nennen. Knapp dreihundert Sänger und Sängerinnen sind für den Berliner Kammermusiksaal zu viele. Die Gefahr lautstarker Überwältigung wurde gerade eben vermieden, doch war es mit der Textverständlichkeit nicht eben gut bestellt. Seltsam wirkte die Entscheidung, das von Schauspielern Gesprochene, das man gut verstehen konnte, zu projizieren, doch das Gesungene nicht. Auch verlangte es sogar auf einem günstigen Platz allerhand Aufmerksamkeit, die Worte der klug phrasierenden Sopranistin *Winnie Böwe* zu begreifen. Ob etwas davon in den Blocks hinter ihr angekommen ist, kann man bezweifeln. Für eine wünschenswerte Wiederaufführung wäre also hinsichtlich der Klangbalance und der Textprojektion einiges zu verbessern. An der Instrumentalbesetzung von Blechbläsern und Schlagwerk lagen die Probleme jedenfalls nicht.

Die Figurenführung von *Fabiane Kemmann* war werkgetreu und klar. Den Vorgaben Brechts und Eislers zu folgen ließ die Probleme, die das Werk stellt, umso klarer werden. Oberflächliche Aktualisierung erschwert den Zugang zu aktuellen Gedanken, historisches Bewusstsein ermöglicht hingegen den Bezug auf die Gegenwart. Das betrifft erstens die unmittelbar politische Ebene. Brecht und Eisler entwickelten das Modell einer kommunistischen Ethik, das bürgerlicher Moral widersprach. Das Ergebnis überzeugt, die Absicht war klar; der Preis dieses Genres aber besteht in der politischen Abstraktion.

Man könnte darauf hinweisen, dass die damaligen Konflikte konkret anders gelagert waren, zum Beispiel die chinesische KP nach Jahren harter Kämpfe gegen Chiang Kai-sheks Kuomintang keineswegs mehr von sowjetischen Beratern lernen musste, wie man Flugblätter druckt. Zudem schrieben Brecht und Eisler mit

Gründen ein Werk gegen den Linksradikalismus als Kinderkrankheit des Kommunismus – doch indem sie den Extremfall, einen Genossen töten zu müssen, ins Zentrum rückten, gerieten sie selbst in die Nähe der Linksradikalismus. Darauf wies die kommunistische „Rote Fahne“ in der Kritik der Uraufführung hin. Das Hauptproblem indessen besteht in der allzu klaren Versuchsanordnung, wie sie das Genre Lehrstück nahelegt. Es ist stets von vornherein klar, dass der junge Genosse irrt und die drei anderen Agitatoren Recht haben; in der Praxis dürfte die Unterscheidung schwieriger sein, ob schädlicher Moralismus gegen kluge Taktik steht oder lobenswerte Grundsatztreue gegen gefährlichen Opportunismus.

Zuletzt sind die ästhetischen Nachwirkungen zu nennen. In der „Maßnahme“ hat die Trennung von Rolle und Figur ihre Funktion. Man soll sich nicht einfühlen, sondern lernen. Dabei gibt es die in ihrer Nüchternheit begeisternde Musik als Gegeninstanz. Was 1930 neu und erkenntnisfördernd war, das ist 2016 zur Routine des postdramatischen Theaters herabgesunken. In der „Maßnahme“ sieht man das Mittel in seiner Neuheit und begreift seinen Sinn; und muss doch daran denken, was vielfach auf heutigen Bühnen an sinnlosem Kunstgewerbe daraus wurde.

*Kai Köhler*

## **Kriminelles Kapital**

**BCC-Fachtagung 2016, Frankfurt am Main, 16. April 2016**

Der vor 25 Jahren gegründete Verein „Business Crime Control e.V.“ führte in Frankfurt eine mit etwa 150 Teilnehmenden gut besuchte Fachtagung „Steuerbetrug, TTIP, Wirtschaftslobbyismus. Wie Konzernmacht die Demokratie unterminiert“ durch. Ein ausgesprochen aktuelles Thema, wenn man an laufende Berichte über Steuerbetrug (Hoeneß bis Panama), Preisabsprachen durch Kartellbildung, Konkursbetrug (Schlecker), den Abgasskandal der Automobilkonzerne, über Kursmanipulationen (Deutsche Bank), Lebensmittelskandale, „Unregelmäßigkeiten“ bei der Vergabe öffentlicher Bauvorhaben (jüngst in NRW) usw. in den unterschiedlichsten Branchen und Dimensionen denkt.

Den Eröffnungsvortrag hielt der spiritus rector des vor 25 Jahren gegründeten Vereins, der Frankfurter Sozialwissenschaftler und ehem. Hochschullehrer *Prof. Hans See*, heute Ehrenvorsitzender des BCC. See, der das Thema schon seit langem systematisch verfolgt<sup>1</sup>, erinnerte daran, dass vor 25 Jahren höchstens „organisierte Kriminalität“ (Geldwäsche) Thema war; über das eigentlich interessante Thema, die Wirtschaftskriminalität großer Konzerne, wurde in der Regel nicht berichtet. Das ist heute schon anders. Dabei ist die Unterscheidung von legaler, politisch-moralisch zu verurteilender, und illegaler, juristisch zu belangender Wirtschaftskriminalität oft schwer zu treffen. Die Nahtstelle markiert, so See, „das Ge-

<sup>1</sup> Vgl. Hans See, *Kapital-Verbrechen. Die Verwirtschaftung der Moral*, Frankfurt/M. 1992; ders., *Wirtschaft zwischen Demokratie und Verbrechen*, Frankfurt/M. 2006. Vgl. auch Reiner Diederich/Gerhard Löhlein (Hrg.), *Entfesselte Wirtschaft – Gefesselte Demokratie*. Hans See zum 75. Geburtstag, Frankfurt/M. 2009.

setz“ – und, so wäre hinzuzufügen, dessen Auslegung, die selbst ein lukratives Betätigungsfeld großer Kanzleien ist, wie die Lektüre der Wirtschaftspresse täglich bestätigt. Im Rahmen der Geschäftstätigkeit jedes Konzerns gibt es einen Sektor illegale Betätigungen, und dieser Anteil wächst, so die Vermutung. Staatliche Regulierung hat daran ihren Anteil – sie bedeutet z.T. die Legalisierung entsprechender Aktivitäten (z.B. Duldung irreführender Abgastestverfahren), z.T. ist sie Anlass für Kapitalkriminalität (wenn wegen ehrgeiziger Renditeziele z.B. eine Norm nicht eingehalten werden kann und illegal umgangen wird – sh. VW). Bei der rechtlichen Regulierung wird also die „Nahtstelle“ hin- und her geschoben, und dies natürlich unter maßgeblichem Einfluss der Konzernlobbies. Sees Vortrag bot insofern auch eine Menge Anregungen für eine Konkretisierung der Diskussion um „Wirtschaftsdemokratie“ i.S. einer stärkeren Unterwerfung der Privatwirtschaft unter staatliche Vorgaben, was freilich entsprechende Kräfteverhältnisse voraussetzt. Davon konnten andere Referenten ein Lied singen, die – wie der Steuerfahnder *Frank Wehrheim* – aus der Praxis berichteten. (Wehrheim war der Leiter jenes hessischen Steuerfahnderteams, das von dem später auf den Chefessel des Bilfinger-Konzerns gewechselten Roland Koch und seinem Gehilfen Bouffier mit psychiatrischen Gutachten aus dem Verkehr gezogen wurde.) Er verwies auf rechtliche Verschärfungen seit den 1990er Jahren wie das Pilotverfahren gegen die Dresdener Bank in Sachen „Beihilfe zur Steuerhinterziehung“ von 1994 gegen verschleierte Geldtransfers ins Ausland, das bis vor das Bundesverfassungsgericht ging (Niederlage der Bank), über Neuerungen wie den Ankauf von Steuer-CDs durch staatliche Stellen („Notwehrrecht“ des Staates) und das Aufkommen der „whistle-blower“ wie im Panama-Fall. Auf deren Daten haben die Ermittlungsbehörden freilich keinen Zugriff, sie sind also auf Zeitungslektüre angewiesen. Der Gründer der BI gegen Bayer-Gefahren, *Axel-Köhler-Schnura*, legte den Akzent seines Berichts über den Bayer-Konzern und die Aktivitäten der Konzern-Kritiker nicht auf die Seite der juristisch zu belangenden, ungesetzlichen Konzernaktivitäten, sondern auf die aus der legalen Verfolgung von Profitzielen sich ergebenden Kapital-Verbrechen (frei nach Brecht: „Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Eröffnung einer Bank?“ – später vorgetragen von *Erich Schaffner*). *Wolfgang Hetzer* (langjähriger Leiter der Abteilung „Intelligence: Strategic Assessment & Analysis“ bei der Korruptionsbekämpfungsbehörde O-LAF in Brüssel) widmete sich mit reichem Illustrationsmaterial der Frage „Ist die Deutsche Bank eine krimineller Vereinigung?“<sup>2</sup> – de facto bejahend, aber als Jurist auf vorsichtige Weise.

Die Tagung gab eine Menge Anregungen, aber – wie nicht zu vermeiden – viele Fragen allgemeinerer Art blieben offen, z.B.: Ist systematische Umgehung rechtlicher Bestimmungen seitens der Unternehmen zwangsläufige Folge kapitalistischer Konkurrenz? Warum nimmt Kapitalkriminalität, wie angenommen, heute zu? Hat dies mit der Dominanz des Finanzmarktkapitalismus und den wachsenden, nach spekulativer Verwertung drängenden Kapitalmas-

<sup>2</sup> Nachzulesen im BCC-Organ „BIG Business Crime“, Nr. 2/2016, S. 7-18. (Bezug: BCC, PF 1575, 63645 Maintal). Das gleichnamige Buch von W. Hetzer erschien 2015 in Frankfurt/M.



sen zu tun? Welche Rolle spielt die Transnationalisierung des Kapitals? Wen treffen solche Formen von Kapitalkriminalität in erster Linie? Und, natürlich: Wie können sie politisch thematisiert und bekämpft werden?

*André Leisewitz*

## Aufstehen gegen Rassismus

Aktionskonferenz der Kampagne gegen die „Alternative für Deutschland“, Frankfurt/M., 23. und 24. April 2016

Nachdem die Alternative für Deutschland bei den Wahlen vom 13. März mit zweistelligen Ergebnissen in die Landtage von Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt einzog, unterzeichneten über 17.000 Menschen den Aufruf der Kampagne „Aufstehen gegen Rassismus“. In Frankfurt am Main beteiligten sich nun über 600 Teilnehmende aus unterschiedlichen linken Organisationen, antirassistischen Initiativen und den Gewerkschaften, wie die Kampagne praktisch umgesetzt werden könnte.

Dass es nicht mehr nur um die Frage „Wer ist die AfD?“ ginge, sondern verstärkt darum, wie man ihr entgegenzutreten könne, das sei schon mal eine begrüßenswerte Entwicklung, so der Soziologe *Andreas Kemper*, der mit *Said Barkan* vom Hessischen Zentralrat der Muslime, *Cornalie Kerth* von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes und *Samee Ullah* von dem Bündnis „My Right Is Your Right“ das Auftaktpodium am Samstagabend bestritt. Mit Ullah und Barkan waren nicht nur politische Bündnispartner vertreten, beide sind auch Vertreter von Minderheiten, die im besonderen Maße vom Aufstieg der AfD bedroht werden. Ullah wies auf die spezifischen Hürden hin, die dem Engagement von Geflüchteten entgegenstehen: staatliche Diskriminierung, kein Zugang zu Internet in den Lagern und oftmals fehlende Möglichkeiten, einen Austausch zu organisieren. Barkan machte den Zusammenhang von antimuslimischen Rassismus und anderen Formen der Diskriminierung deutlich und betonte die Gegnerschaft des Zentralrats nicht nur zu Rassismus, sondern auch zu Sexismus und Antisemitismus. Kerth verdeutlichte diesen Zusammenhang auf der Ebene der Einstellungsforschung und wies auf die seit Jahren hohen Zustimmungswerte zu rechten Positionen hin.

Am Sonntag begann der aktive Teil der Aktionskonferenz nach Grußworten von *Michael Erhardt*, IG-Metall-Bevollmächtigter in Frankfurt, und *Oguzhan Aksoy*, Mitglied im Vorstand des Hessischen Zentralrats der Muslime. In Workshops wurden zentrale Elemente der Kampagne diskutiert. So wurde darüber beraten, wie ein Aktionswochenende in Berlin im Vorfeld der Wahlen zum Abgeordnetenhaus gestaltet werden könnte. Hier kündigten verschiedene Akteure wie z.B. Blockupy und die Interventionistische Linke ihre Unterstützung an. Parallel gründete sich eine Arbeitsgruppe, die sich eine gründliche Recherche von Personal und Funktionär\_innen der AfD vornahm. Eine andere Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit der Erstellung von Massenmaterial, das die Kampagne bekannter machen und Mitstreiter\_innen gewinnen soll. Starke Anklänge fand auch der Workshop, der sich mit der Ausbildung sogenannter Stammtischkämpfer\_innen befasste. Da-

von ausgehend, dass die Alternative für Deutschland Ausdruck einer Rechtsverschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse ist, die sich erstens in allen gesellschaftlichen Bereichen und damit zweitens auch im unmittelbaren Umfeld der meisten Menschen vollzieht, wurde ein Trainingsmodul entwickelt, das helfen soll, Sprachlosigkeit gegenüber rechten Positionen zu überwinden und die Stimme zu erheben. Dabei steht der Stammtisch sinnbildhaft auch für die Bank am Spielplatz, die Kasse im Supermarkt oder die Kaffeetafel bei der Silberhochzeit.

Die zweite Phase der Workshops nahm Bezug auf die verschiedenen Felder, auf denen der AfD begegnet werden kann, und eruierte Optionen, wie die Kampagne in den jeweiligen Bereichen zu implementieren sei. Studierende verabredeten beispielsweise, sich in einer Facebook-Gruppe zu vernetzen, um einen dauerhaften Austausch zu beginnen; es wurden aber auch Treffen in den Regionen und ein eigener Kongress von Studierenden als Optionen diskutiert. Der vom Chaos Computer Club moderierte Workshop zu Handlungsoptionen im Internet verdeutlichte, dass insbesondere die Online-Kommentarspalte eine aktuelle Erscheinungsform des Stammtisches ist, die berücksichtigt werden muss. Für lokales Engagement in Städten und Kommunen ist eine Vernetzung mit bereits bestehenden sozialen Initiativen in den Sozialräumen ausgesprochen wichtig. Durch solche Kontakte können nicht nur die Kieze und Regionen identifiziert werden, in denen Engagement besonders von Nöten oder besonders willkommen ist; die praktische Verknüpfung mit diesen Initiativen ist auch ein Ausdruck der inhaltlichen Verschränkung von Antirassismus und sozialen Kämpfen.

Diskutiert wurde insbesondere auch über die Betriebe als Feld der Auseinandersetzung mit der AfD und über die Notwendigkeit, hier Position zu beziehen – bei den Landtagswahlen wurde die AfD in großem Maße von Arbeiter\_innen und Angestellten gewählt. Betont wurde die zentrale Rolle der Gewerkschaften, deren Netzwerke und Ressourcen im Kampf gegen die Rechtsentwicklung produktiv gemacht werden müssen. Vertreter\_innen von Geflüchtetenorganisationen und Engagierte aus Willkommensinitiativen regten an, analog zu den Stammtisch-Trainings auch Empowerment-Workshops für Geflüchtete zu entwickeln.

Die Fragen, wie die Auseinandersetzung mit der AfD sinnvoll in Bezug gesetzt werden kann mit dem Kampf gegen andere Formen von Rassismus und Ungleichheitsverhältnissen und die Frage, ob ein Bündnis gegen die AfD, das auch SPD und Grüne umfasst, nicht droht, jenen herrschenden Block zu stützen, der die Bedingungen für den Erfolg der AfD schuf, blieben auch am Ende der Konferenz unbeantwortet. Verwunderlich ist das auch deshalb nicht, weil dies Fragen sind, die viel mit der Widersprüchlichkeit des Gegenstandes zu tun haben. Auch das Bemühen um eine neu zu ziehende „rote Linie“ gegen die AfD verweist auf ähnliche Fragestellungen, weshalb diese Fragen auch zukünftig das Bündnis beschäftigen und im besten Fall produktiv vorantreiben werden.<sup>1</sup>

*Sebastian Wehrhahn*

---

<sup>1</sup> Aufruf, Informationen und Materialien der Kampagne finden sich unter [aufstehen-gegen-rassismus.de](http://aufstehen-gegen-rassismus.de) sowie auf <https://www.facebook.com/aufstehengegenrassismus/>

## Georg Lukács – essentials

Lothar Peter, *Georg Lukács. Kultur, Kunst und politisches Engagement*, Wiesbaden: Springer VS 2016, 49 S., 9,99 Euro

Lothar Peter hat sich der schwierigen Aufgabe angenommen, das Wesentliche (oder die *essentials* – so der Reihentitel) des ereignisreichen Lebens und umfangreichen Werks des ungarischen Philosophen Georg Lukács auf nicht einmal 50 Seiten zusammenzufassen. Dabei ist es erstaunlich (und erfreulich), dass in einer auf schnelle Information ausgelegten Reihe ein ‚unzeitgemäßer‘ Theoretiker wie Lukács überhaupt seinen Platz findet. Peter ‚beackert‘ das weite Feld von der Essaysammlung *Die Seele und die Formen* (1911) bis zur Begründung einer marxistischen Ästhetik in *Die Eigenart des Ästhetischen* (1963), nebst einigen Bemerkungen zu dem zu Lebzeiten unveröffentlichten Werk *Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins*. Lukács, der mit *Die Seele und die Formen* als lebensphilosophisch geprägter Essayist einem internationalen Publikum bekannt wird, leidet wie viele seiner Zeitgenossen an den Widersprüchen der untergehenden Monarchie und der Kultur der westlich geprägten Moderne. Eine gesellschaftliche, diessseitige Perspektive der Überwindung scheint nicht in Sicht, so dass Lukács nach einer ästhetischen Lösung sucht. Das gilt im Wesentlichen auch für die in der Zeit des Ersten Weltkriegs geschriebene *Theorie des Romans*, wobei Peter zu recht darauf hinweist, dass hier „die Möglichkeit einer gelingenden literarischen Aneignung von Wirklichkeit“ anklingt, „die weder mit einem

nostalgischen Blick auf eine vergangene ideale Bürgerlichkeit endet noch zu ästhetischer Realitätsabstrenzung Zuflucht nimmt.“ (3) Dabei sind es, wie Peter ausführt, aus dem Studium bei Georg Simmel, dem Kontakt mit dem Kreis um Max Weber und der Beschäftigung mit der Philosophie Hegels gewonnene Impulse, die Lukács zu einer „Annäherung an die gesellschaftliche Totalität“ (3ff) führen. Mit der ‚Totalität‘ gewinnt Lukács in der *Theorie des Romans* einen Schlüsselbegriff seiner weiteren Entwicklung, der auch und vor allem in der berühmten Aufsatzsammlung *Geschichte und Klassenbewusstsein* (1923) eine wesentliche Rolle spielt. Der Schritt zum Marxismus, von der „Kulturkritik zum politischen Engagement“, der vor allem mit Lukács‘ Eintritt in die Kommunistische Partei Ungarns im Jahr 1918 besiegelt wird, ist für die Zeitgenossen eine Überraschung, kann aber nicht als ein plötzlicher Bruch in Lukács‘ Entwicklung verstanden werden. Peter weist auf die Einheit von Kontinuität und Diskontinuität in dieser Entwicklung hin und bestimmt die Diskussionen im Budapester „Sonntagskreis“ als Vermittlungsmoment zwischen einer ethisch motivierten Kritik der als krisenhaft wahrgenommenen Kultur der Gegenwart und der marxistischen Gesellschaftskritik und politischen Praxis. Dieser Übergang zum Marxismus schlägt sich in *Geschichte und Klassenbewusstsein* nieder. Peter hebt die Produktivität von Lukács‘ Theorie des ‚zugerechneten‘ Klassenbewusstseins im Unterschied zum empirischen hervor und zeichnet die im zentralen Aufsatz *Die Verdinglichung und das Bewusstsein des Pro-*

letariats entfaltete Argumentation auf knappem Raum nach. Im Anschluss verweist er auf die widersprüchliche, aber bis heute anhaltende Rezeption und betont die „wegweisende Funktion“ des Verdinglichungstheorems „für gesellschaftskritisches Denken“ (11). Lukács siedelt 1931 im Auftrag der Kommunistischen Internationale nach Berlin über, um die Arbeit des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS)* theoretisch zu begleiten und entwickelt anhand der Kritik u.a. von Reportage- und Montageromanen eine programmatische Theorie des Realismus, die auch seinen ab 1933 im Moskauer Exil geschriebenen Artikeln zur Literaturgeschichte und -theorie zugrunde liegt. Berühmt wird v.a. sein Artikel *Größe und Verfall des Expressionismus*, mit dem er sich 1934 in die sog. „Expressionismus-Debatte“ einschaltet, wobei er ideologiekritische Aspekte im Kampf gegen den Faschismus in den Mittelpunkt stellt. Lukács' „grobmassige wie dezisionistische“ (16) Auffassung des Expressionismus, die diesen in einen Zusammenhang mit der Ideologie der USPD bringt, ihm kleinbürgerliche Klasseninhalte bescheinigt und die Gefahr eines Umschlags in ‚Kritik von rechts‘ konstatiert, kritisiert Peter scharf und führt insbesondere die prominenten Lukács-Kritiken von Bloch, Brecht und Seghers an. Vor allem Lukács' Orientierung am Realismus des 19. Jahrhunderts betrachtet Peter als Schranke, die das Begreifen der Moderne verhindere; auch den Kurzschluss zwischen Expressionismus und bestimmten ideologischen Richtungen – USPD wie Faschismus –

lehnt er ab. Mit Brecht und Seghers kritisiert er zudem Lukács' Realismuskonzept, besonders dessen „autoritative[n] und kanonische[n] Duktus“ (23) sowie mangelnde Historizität. Zusätzlich führt Peter Adornos gegen Lukács' Buch *Wider den mißverstandenen Realismus* gerichtete Polemik von 1958 an, der er attestiert, sie sei zwar in wichtigen Punkten „bestechend“, scheue aber an einigen Stellen „vor böartigen Unterstellungen nicht zurück“ (30). Peter wendet sich in den letzten Kapiteln Lukács' großen Nachkriegswerken zu. Zum einen der ideologiekritischen Abrechnung mit dem Irrationalismus seit Schelling in *Die Zerstörung der Vernunft* (1952), zum anderen der Begründung einer marxistischen Ästhetik in *Die Eigenart des Ästhetischen* (1963). Lukács' Geschichte des (insbesondere deutschen) Irrationalismus, die diesen nicht zuletzt unter dem Aspekt der ideellen Vorgeschichte des Faschismus betrachtet, gilt Peter, wenn auch unter Vorbehalt, als „große[r] ideologiekritische[r] Entwurf“ (33), wobei er vor allem die Heidegger-Kritik positiv hervorhebt. Allerdings fehle häufig ein differenzierter Blick auf die verhandelten Theorien, da Lukács nach einem „rigoros gehandhabten Prinzip“ verfare, „alle berücksichtigten Auffassungen und Theorien, die nicht in wesentlichen Punkten mit Postulaten des Marxismus übereinstimmten oder sich ihnen annäherten, auf eine gemeinsame Bewegung zum Irrationalismus hin zu justieren.“ (32) Ergänzen könnte man Peters Darstellung – in aktueller Absicht – hinsichtlich Lukács' Betonung des dialektischen Denkens,

dem sich der Irrationalismus verweigere und der Theorie der ‚indirekten Apologetik‘, die die Widersprüche des Kapitalismus nicht leugne, sondern sie als *condition humaine* verewige. Besonders erfreulich ist die ausführliche Würdigung des „Ästhetik-Projekts“ (37-42), da Lukács‘ ästhetisches Hauptwerk *Die Eigenart des Ästhetischen* bis heute weitgehend ignoriert wird. Peter zeichnet die Argumentation von Lukács‘ „grandiose[m] Versuch, auf der Basis des Marxismus eine systematische Theorie des Ästhetischen zu entwickeln“ (43) in ihren wesentlichen Linien nach und stellt die wichtigsten Kategorien dar. Betont wird neben der materialistischen Grundlegung dieser Ästhetik insbesondere die „emanzipatorische Funktion“ (41), die Lukács der Kunst zuspricht. Peters Bilanz, dass Lukács‘ Werk einige „die normale Verfallszeit geistiger und kultureller Produkte weit überdauernde Leistungen“ enthält (43), ist vorbehaltlos zuzustimmen. Einen Schwerpunkt seiner Aufzählung bilden neben der späten Ästhetik die frühen Schriften. Für eine knappe Einführung wie die vorliegende ist m.E. das Verhältnis von Darstellung und Kritik bzw. Referat kritischer Einwände etwas unausgewogen geraten, zumal der Marxist Lukács öffentlich deutlich unterrepräsentiert ist (eine *kritische* Auseinandersetzung bleibt selbstredend notwendig). Dennoch ist es ein Verdienst, Lukács‘ Leben und Werk auf knappem Raum einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Daniel Göcht

## Eine neue Bucharin-Biographie

*Nikolai Bucharin – Stalins tragischer Opponent. Eine politische Biographie. Aufgeschrieben von Wladislaw Hedeler, Matthes & Seitz, Berlin 2015, 640 S., 39,90 Euro*

Nach der politischen Konjunktur kommt die historische Forschung. Bucharins 100. Geburtstag und 50. Todestag 1988 gaben in der späten UdSSR Anlass zu seiner juristischen und politischen Rehabilitierung. Am 21. Juni 1988 wurde er posthum wieder in die KPdSU aufgenommen, im Oktober 1988 erhielt er den im Mai 1937 aberkannten Titel eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zurück. Michail Gorbatschow berief sich wiederholt auf Bucharin als einen historischen Kronzeugen der Perestrojka. Einige seiner Schriften aus der Periode der Neuen Ökonomischen Politik (1921-1929) wurden wieder ediert, und es begann die Veröffentlichung einzelner Materialien aus Moskauer Archiven. Aber nach dem Zusammenbruch der UdSSR 1991 „änderte sich die Situation von Grund auf. Der als Theoretiker des Sozialismus wiederentdeckte Bucharin war gewissermaßen über Nacht uninteressant geworden und konnte mit dem sozialistischen Trümmerhaufen entsorgt werden. ... Danach ist es um Bucharin sehr still geworden“ (539-541).

Nach zahlreichen Vorarbeiten hat nun Wladislaw Hedeler eine umfangreiche Bucharin-Biographie vorgelegt, deren Quellenbasis sehr viel breiter ist als die früherer Lebensbeschreibungen. Der Autor hat auch zahlreiche unveröffentlichte Materialien aus verschie-

denen Moskauer Archiven verarbeitet. Die wechselhafte russische Archivpolitik setzt jedoch der Forschung nach wie vor Grenzen: „Was ‚dem Liebling der Partei‘ nach seiner Verhaftung in der Lubjanka angetan wurde, ist bis auf den heutigen Tag in den Archiven begraben und der Forschung bis auf wenige Dokumente unzugänglich.“ (540) Der vorgelegte, strikt an den Quellen arbeitende Band enthält auch zahlreiche, bisher unbekannte Fotos und Karikaturen (einige von Bucharins Hand), ferner eine Zeittafel, ein detailliertes Literaturverzeichnis, das zum Weiterforschen einlädt, und vor allem ein kommentiertes Personenregister mit den Berufen, Funktionen und Lebensdaten zahlreicher Menschen, die Bucharins Lebensweg gekreuzt haben. Sehr oft fallen ihre Todesdaten in die zweite Hälfte der 30er Jahre und lenken den Blick in die Abgründe und Schrecknisse des Stalin'schen Massenterrors. Beim Studium der Schicksale dieser Personen steigen Fassungslosigkeit und Trauer auf.

Die Biographie ist breiter angelegt, als der Titel andeutet. Ihr Thema sind nicht nur die persönlichen und politischen Kontakte und Konflikte mit Stalin, sondern auch die Beziehungen Bucharins zu einer Vielzahl anderer Akteure – etwa zu Alexander Bogdanow, Georgi Plechanow, Lenin, August Thalheimer, Karl Kautsky, Lew Kamenew, David Rjasanow, Ilja Ehrenburg, Nadeshda Krupskaja sowie zu zahlreichen Angehörigen der „Bucharin-Schule“ (meist Publizisten, Philosophen, Ökonomen), schließlich zu Männern und Frauen aus seinem persönlichen Umfeld.

Hier tauchen auch unerwartete Personen auf, z.B. Willi Budich, ein Teil-

nehmer an der Münchener Räterepublik, der, um sich der drohenden Verhaftung zu entziehen, nach Moskau floh, wo er sich 1920 in Bucharins Frau Nadeshda Michailowna Lukina verliebte. Diese Liebe aber wurde nicht erwidert. Budich kehrte nach Deutschland zurück, wurde 1932 für die KPD in den Reichstag gewählt und 1933 von der Gestapo verhaftet. Es gelang ihm, abermals nach Moskau zu fliehen, aber hier wurde er 1936 vom NKWD verhaftet und im März 1938 zum Tode verurteilt und erschossen (188-190).

Hedeler zitiert zahlreiche Zeitgenossen, die ein farbiges Charakterbild Bucharins zeichnen und seine große Denkkraft, Sensibilität und Vielseitigkeit hervorheben. Vielen erschien er eher als „Denker und Künstler“ (477), denn als Politiker und Parteimann. Als Wissenschaftler und Publizist war er ungewöhnlich produktiv und veröffentlichte zu den verschiedensten philosophischen, ökonomischen, soziologischen, literarischen und tagespolitischen Themen. Seine Imperialismustudien sind bis heute aktuell und relevant. Bucharin schrieb Gedichte, malte Landschaften und verfolgte auch naturwissenschaftliche Interessen.

Ausführlich geht Hedeler auf die Jahre nach der Verdrängung Bucharins von der Macht (1929) ein, die in der bisherigen Forschung wenig beleuchtet wurden. Bucharin bleibt bis 1936 auf den verschiedensten Feldern aktiv. Auf dem sowjetischen Schriftstellerkongress 1934 hält er eine dreistündige Grundsatzrede. In der Akademie der Wissenschaften arbeitet er ab 1932 als Direktor des Instituts für Geschichte der Wissenschaft und Technik. (Womöglich kann dieses Kapitel seiner Tätigkeit im Archiv der

Akademie der Wissenschaften noch genauer erforscht werden.) 1930 bis 1933 arbeitet er in der Abteilung für wissenschaftlich-technische Leitung im Obersten Volkswirtschaftsrat und ist an der Ausarbeitung des zweiten Fünfjahrplans beteiligt, wobei er versucht, die aufgetretenen volkswirtschaftlichen Disproportionen zu reduzieren und eine wissenschafts- und technikbasierte Industrialisierung auf einem nicht länger nur extensiven, vielmehr einem intensiven Entwicklungspfad voranzubringen. 1934 bis 1936 ist er Chefredakteur der Regierungszeitung „Iswestija“. Die Zeitschrift „Sozialistische Rekonstruktion und Wissenschaft“ (Sorena) wird von ihm herausgegeben. Er publiziert Artikel über den Faschismus und warnt vor seiner Ausbreitung in Europa. Auf Kongressen in London (1931) und Paris (1936) vertritt er die sowjetische Wissenschaft im Ausland (305). 1935 gibt Bucharin gemeinsam mit dem Genetiker Nikolai Wawilow Charles Darwins „Entstehung der Arten“ in russischer Sprache heraus (307). 1936 wird er nach Paris geschickt, wo er den Nachlass von Marx und Engels vom SPD-Parteivorstand kaufen soll, ein Vorhaben, das jedoch scheitert. Neben einigen Briefen kann er immerhin den Lehnstuhl, in dem Marx sein „Kapital“ schrieb, erwerben (402). Bucharin kehrt im April 1936 nach Moskau zurück, obwohl er spürt, dass sich dort die Schlinge um ihn immer enger zusammenzieht. Bis zu seinem Tod bleibt er der Sowjetmacht gegenüber loyal. 1936 wirkt er, wie auch Karl Radek, noch an der Ausarbeitung der „Stalin'schen Verfassung“ mit. Auf der Feier zum Jahrestag der Revolution am 7. November 1936 steht er am Fu-

ße des Lenin-Mausoleums, als ein Wachsoldat erscheint und grüßt: „Genosse Bucharin, Genosse Stalin lässt Ihnen sagen, dass Sie nicht am richtigen Platz stehen. Kommen Sie aufs Mausoleum.“ (428)

Wenige Wochen später wird Bucharin auf dem Februar/März-Plenum des ZK 1937 verhaftet und als „Rechtsabweichler“, „Konterrevolutionär“, „Spion“ und „faschistischer Söldner“ titulierte. Im Inneren Gefängnis der Lubjanka schreibt er noch drei Bücher („Der Sozialismus und seine Kultur“, „Philosophische Arabesken“ sowie den autobiographischen Roman „Zeiten“) und zahlreiche Gedichte. Sein Begnadigungsgesuch an Stalin vom 10. Dezember 1937 zeigt ihn als gebrochenen und verzweifelten Menschen (in diesem Band veröffentlicht S. 528-533). Im dritten großen Moskauer Schauprozess wird Bucharin zum Tode verurteilt und am 15. März 1938 im Lefortowo-Gefängnis erschossen, der Leichnam auf dem NKWD-Gelände Butowo-Kommunarka bei Moskau verscharrt.

Hedeler arbeitet im Detail heraus, dass der damals auch auf Deutsch veröffentlichte „Prozessbericht über die Strafsache des antisowjetischen ‚Blocks der Rechten und Trotzkiisten‘“, Moskau 1938, nicht das Originalprotokoll darstellt, vielmehr von den Verfolgungsbehörden und von Stalin persönlich mehrfach redigiert und retouchiert worden ist. Im Kontext der Verurteilung Bucharins werden fast alle seine Schüler (ein Verzeichnis ihrer Namen findet sich auf S. 376), zahlreiche Bekannte, Freunde und Familienangehörige verfolgt, ins Lager gesperrt oder erschossen. Seine erste Ehefrau, die Bucharin in mehre-

ren Briefen an Stalin verteidigt, wird am 1. Mai 1938 verhaftet und zwei Jahre später erschossen. „Da Nadesda Lukina wegen eines Wirbelsäulenleidens kaum laufen konnte, trug man sie auf einer Trage zur Erschießung. Ihr Leichnam wurde kremiert und die Asche auf dem Donskoe-Friedhof verstreut“ (514). Alle Erinnerungen an mögliche politische, ökonomische und kulturelle Alternativen zur Stalin'schen „Generallinie“ sollten ausgelöscht werden. Die Mechanismen dieses Destruktionsprozesses werden von Hedeler anhand des überlieferten Schriftverkehrs der Parteispitze nachgezeichnet, wobei sozialhistorische oder partei- und machtsociologische Fragen eher in den Hintergrund treten.

Der Biograph hat neue Quellen zur persönlichen und politischen Entwicklung Bucharins erschlossen und zeichnet seine Kindheits- und Jugendjahre in Moskau und in Bessarabien nach (er stammt aus einer Lehrerfamilie). Bereits als Schüler und dann, seit 1907, als Student an der Juristischen Fakultät der Moskauer Universität trifft Bucharin auf Zirkel der russischen Sozialdemokratie und findet vor allem in den philosophischen und organisationswissenschaftlichen Schriften Alexander Bogdanows einen Zugang zur revolutionären Arbeiterbewegung (49-63). 1910 erscheinen seine ersten Artikel in der Parteipresse. Er ist als Agitator in Arbeiterzirkeln tätig, wird verhaftet und in den Hohen Norden verbannt, kann jedoch Ende August 1911 fliehen und geht ins Exil nach Deutschland. Sein erster Aufenthalt ist Hannover, wo er im November 1911 in die SPD eintritt. In Hannover studiert er in der Bibliothek des Partei- und Gewerkschaftshauses in der Nikolaistraße das

„Kapital“ und weitere nationalökonomische Literatur. 1912 nimmt er am Chemnitzer Parteitag der SPD teil. Dann studiert er in Wien, wo er zeitweilig für den Marx-Forscher Rjasanow arbeitet und erstmalig Anfang 1913 kurz mit Stalin zusammentrifft, der hier Material über die Nationalitätenfrage sammelt. 1914, nach Kriegsbeginn, wird Bucharin aus Österreich in die Schweiz ausgewiesen, er reist dann weiter über Skandinavien in die USA, wo er als Redakteur der Tageszeitung „Nowy Mir“ arbeitet. Mitte Januar 1917 trifft auch Trotzki in New York ein, der über den Empfang schreibt: „Bucharin hieß uns mit offenen Armen willkommen. Neunundzwanzig Jahre, die Lebhaftigkeit in Person, ein offenes lachendes Gesicht, ein sympathisches Wesen, ein munterer Plauderer voller Humor“ (138).

Nach sechsjähriger Emigration kehrt Bucharin im Mai 1917 nach Moskau zurück, wo er Mitglied im Sowjet wird und im Oktober den Moskauer Aufstand mitorganisiert. In der Folgezeit steht er als einer der führenden „linken Kommunisten“ (März – November 1918) in der Innen-, Wirtschafts- und Außenpolitik, in Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden weltweiten Revolution, auf prononciert linken Positionen. Im März 1919 ist er Mitbegründer der Kommunistischen Internationale in Moskau und Mitglied im Präsidium ihres Exekutivkomitees (bis November 1929).

Zwanzig Jahre nach der Oktoberrevolution schreibt Bucharin im November 1937 in seiner Moskauer Gefängniszelle, anknüpfend an Motive seines Lieblingsschriftstellers Heinrich Heine, die Abschiedszeilen: „Während meiner Wanderungen habe ich einen



Kranz aus den schönsten Blumen geflochten. Und wenn es mir vielleicht nicht gelungen ist, den Kranz zu Ende zu flechten, so habe ich doch Wurzeln und Samen mitgebracht. Andere können sie einpflanzen...“ (499).

*Gert Meyer*

## Zur Biographie Werner Scholems

*Ralf Hoffrogge, Werner Scholem. Eine politische Biographie (1895-1940), UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz und München 2014, 495 S., 24,99 Euro*

Ende des vergangenen Jahrhunderts kam völlig unverhofft ein deutscher Kommunist zu literarischen Ehren, der bis dahin wohl nur jenen bekannt war, die mit der Geschichte der Weimarer Republik und/oder den Fraktionskämpfen in der Komintern bzw. der Sowjetunion vertraut sind: Werner Scholem. Aus einem der führenden Köpfe der Ultralinken in der KPD machte die literarische Fiktion einen Spion, der bei Alexander Kluge gar die Qualitäten eines James Bond hat. Scholem, so geht die Legende bei Franz Jung und Hans Magnus Enzensberger, „soll Maria Luise von Hammerstein, die Tochter des obersten Generals der Reichswehr verführt haben, um ihr militärische Geheimnisse zu entlocken und nach Moskau weiterzuleiten“ (11). Doch das ist nur literarische Fiktion. Was Realität ist und wie das Leben eines Linksradikalen zwischen Utopien und Apparat verlief erfährt man hingegen in der gut dokumentierten und anregend geschriebenen Biografie von Ralf Hoffrogge.

Stefan Zweig nannte die Zeit vor dem ersten Weltkrieg in der Werner Scholem aufgewachsen war „das goldene Zeitalter der Sicherheit. Alles hatte seine Norm, sein bestimmtes Maß und Gewicht“. So war es auch bei den Scholems: der Vater Druckereibesitzer, die Mutter im Geschäft tätig, die beiden ältesten Söhne im Fahrwasser der Familie. Doch es gab einen gewichtigen Unterschied. Die Scholems waren assimilierte Juden. Wie Arthur Schnitzler bemerkte war es aber für einen Juden nicht möglich „davon abzusehen, dass er Jude war, da es die anderen nicht taten“. Die beiden jüngeren Söhne rebellierten wie in den 1890er Jahrgängen häufig anzutreffen gegen die geistige und moralische Leere des satten selbstzufriedenen Bürgertums. Sie suchten den „Neuen Menschen“. Im Wandervogel, im „Stahlgewitter“ (wie Ernst Jünger Werners Schulbanknachbar 1913), in Expressionismus, Sozialismus und Zionismus. Werner rebellierte gegen die kapitalistische Arbeitsethik des Vaters, Gerhard (der sich später Gershom nannte) gegen die Verdrängung der jüdischen Identität. Beide begriffen den Familienkonflikt als gesellschaftlichen Konflikt, konsequenterweise wurde der eine Sozialist, der andere Zionist.

Für Werner war „der Sozialismus das umfassenderer Emanzipationsprojekt und wichtiger als die besondere jüdische Perspektive“ (144). Er engagierte sich in der Arbeiterjugend und trat sobald er 18 Jahre alt war (Dezember 1913) in die SPD ein. 1915 wurde er eingezogen und nach der Novemberrevolution Mitglied der USPD. Als diese 1920 zerbrach ging er mit dem linken Flügel zur KPD. Er bekam ein Mandat im Preußischen Landtag (1921/24) und

wurde durch seine Begabung als polemischer Rhetoriker überregional bekannt. Scholem gehörte zur „Linken Opposition“ deren Kennzeichen die „Ablehnung aller Absprachen, Bündnisse oder gar Einheitsfront mit Sozialdemokraten und Gewerkschaften zugunsten einer unmittelbaren „revolutionären“ Politik“ (235) war. Der Konflikt mit der KPD-Führung um Brandler eskalierte im Ruhrkampf 1923. Wie der Autor an Hand bisher unveröffentlichten Materials belegt lehnte die Linke den „nationalrevolutionären“ Kurs der Zentrale ab und ebenso den Eintritt der KPD in die Landesregierungen von Sachsen und Thüringen. Was den Auftakt des „deutschen Oktobers“ bilden sollte wurde indes zum Fiasko. Die Absetzung der beiden „Arbeiterregierungen“ durch die Reichswehr wurde widerstandslos hingenommen und der Hamburger Aufstand blieb eine surreale Episode.

Auf dem Frankfurter Parteitag 1924 schlug dann die Stunde der „Linken Opposition“. Scholem stieg zum Organisationsleiter der Gesamtpartei auf und führte gemeinsam mit Arkadij Maslow und Ruth Fischer die KPD. Dazu Hoffrogge: „Scholems Flucht nach vorne war genau das Programm, das die geschlagene und verunsicherte Partei gerne hörte. Die Mitglieder wollten keine Zweifel und Selbstkritik, keinen taktischen Rückzug ... Sie wollten die Revolution, und zwar möglichst schnell. Werner Scholem versprach ihnen die Revolution, und dies war das Geheimnis seines Aufstiegs.“ (233) Clara Zetkin zeichnete hingegen ein ganz anderes Bild der neuen Zentrale. Sie sprach von der „wirrköpfigen Dreistigkeit“ Scholems, der „zynischen Schnoddrigkeit“ Maslows und der „tö-

nenden Rhetorik“ Fischers (239). Die Führung versuchte die KPD zu einer Avantgardepartei im bolschewistischen Sinne zu formen. Das Projekt war jedoch von kurzer Dauer, da sich mit dem Ende der Inflationskrise die revolutionäre Stimmung und damit auch die Unterstützung für die Konzepte der Linken verflüchtigte. Infolge des Desasters bei der Reichspräsidentenwahl verlor die „Linke Opposition“ bereits im Herbst 1925 ihre Posten im Zentralkomitee und wurde im November aus der KPD ausgeschlossen. Der für die „Bolschewisierung“ der KPD verantwortliche Scholem wandelte sich in dieser Zeit „mehr und mehr zum Verteidiger der innerparteilichen Demokratie gegen den entstehenden Stalinismus (236). Für Hoffrogge illustriert die „kommunistische Biografie“ Scholems wie kaum eine andere den Unterschied zwischen den Mechanismen der Bolschewisierung und der Stalinisierung: „Erstere ... überformte die KPD mit einer zentralistischen Struktur, die zur schlagkräftigen Vertretung politischer Inhalte gedacht war. Scholems mehrfache persönliche Weigerung, diese Inhalte in einer ‚Kapitulation‘ preiszugeben stand beispielhaft für ein Primat des Politischen in der KPD-Linken. ... Die Stalinisierung hingegen machte die KPD zum Vehikel austauschbarer Inhalte, die bestimmt wurden von der Herrschaftssicherung Stalins ... Sie benötigte das Mittel der persönlich-politischen Kapitulation“ (312).

Scholems politisches Engagement endete mit den Reichstagswahlen 1928 als er aus dem ultralinken „Leninbund“ austrat und auf Grund der damaligen Annäherung Stalins an die linke Opposition in der Sowjetunion zur Wahl der

KPD aufrief. „Er hatte als sein politisches Ziel einmal formuliert, ‚die organisatorische Elastizität des Bolschewismus mit seiner unbeugsamen politischen Starrheit zu verbinden‘. Doch letztlich hatte die Starrheit gesiegt. ... Für Karl Korsch oder Arthur Rosenberg war der ultralinke Dogmatismus ein Durchgangsstadium, aus dem sie Kraft für eine Neubestimmung marxistischer Theorie zogen. Für Scholem blieb er politische Endstation.“ (339) Im April 1933 wurde Scholem, der inzwischen im Justizdienst tätig war verhaftet und des Hochverrats angeklagt. Der Prozess vor dem Volksgerichtshof endete im März 1935 mit einem Freispruch aus Mangel an Beweisen. Er wurde jedoch sofort in Schutzhaft genommen und wanderte durch eine Reihe von Lagern. 1938 wurde Scholem nach Buchenwald überstellt wo er am 17. Juli 1940 von der SS ermordet wurde.

*Karl Unger*

## **Kommunismus – Ende der Warenökonomie?**

*Hermann Jacobs, Reflexionen Nr. 54, Januar 2016, 19 S., kostenloser Bezug : hermann.jacobs@web.de*

Seit vielen Jahren vertritt Hermann Jacobs (u.a. auch in „Z“) die These, dass schon mit dem Beginn der ersten Phase des Kommunismus, also dem Sozialismus, die Überwindung der Warenökonomie einsetzen müsse und in der Geschichte des Realsozialismus eingesetzt habe, dass also Vorstellungen, die vom Sozialismus als einer eigenständigen Gesellschaftsordnung mit Warenökonomie ausgingen, irreführend seien. Er vertritt diese Auffassung unbeschadet der Fortexistenz

von Geld, Preisen und Waren in den ehemaligen sozialistischen Ländern; dahinter habe sich bereits der „Übergang von der Wert- zur Gebrauchswert-Ökonomie“ verborgen. Von diesem – freilich, wie er selbst zugesteht, heute ziemlich einsamen – Standpunkt aus kritisiert er auch die theoretischen Debatten, die u.a. in der UdSSR und der DDR um Reformen des ökonomischen Systems auf Basis der Wert- bzw. Warenökonomie geführt wurden (z.B. das NÖS der DDR). Stattdessen seien Reformen der zentral geleiteten Planwirtschaft notwendig gewesen. Daneben beschäftigt Jacobs seit langem die Frage nach Ursachen der permanenten Inflation im Kapitalismus.

Die vorliegende Broschüre gibt einen knappen Überblick über die Vorstellungen des „kommunistischen Querdenker“ Jacobs (Heinz Jung in Z 23, S. 235) und enthält eine Bibliographie seiner großen Zahl an (Eigen)Publikationen zu diesen Themen – allemal Herausforderung und Anregung zu weiterem Nachdenken.

*André Leisewitz*

## **Der Staat**

*Frank Deppe, Der Staat, PapyRossa Verlag, Köln 2015, 118 Seiten, 9,90 Euro*

Ein Überblick über die materialistische bzw. marxistische Staatsanalyse von den Ursprüngen bis zum komplexen System von Ökonomie, Politik und Gesellschaft im entwickelten Kapitalismus – das klingt nach einer mehrbändigen Monografie von beträchtlichem Umfang. Tatsächlich hat Frank Deppe das Kunststück fer-

tig gebracht, dieses umfassende Thema in einem 120 Seiten umfassenden Büchlein in der Reihe Basiswissen des Papyrossa-Verlags abzuhandeln. Das ist umso bemerkenswerter, als der Autor auf diesem engen Raum nicht nur die Verästelungen der Staatstheorie, sondern auch die reale Entwicklung und Veränderung des Staats im Kapitalismus vom 19. bis ins 21. Jahrhundert skizzenhaft nachzeichnet. Diese enorme Stofffülle erfordert die Beschränkung auf thesenhafte Zuspitzung. Um es vorab zu sagen: Es ist eine rundum äußerst gelungene und spannend zu lesende Einführung in ein schwieriges und hochaktuelles Thema geworden.

Deppes Staatsanalyse ist materialistisch. Sie unterscheidet sich von bürgerlichen Staatstheorien dadurch, dass sie den Staat im Zusammenhang mit den Eigentums- und Produktionsverhältnissen begreift, aus denen die bekannten Strukturen sozialer Ungleichheit und unterschiedliche politische Formen entstehen (103f.) „Materialistische Staatsanalyse ist immer auch Staatskritik!“ (104). Diese auf die Utopie der „Herrschaftsfreiheit“ (ebd.) bezogene Leitidee durchzieht das ganze Buch.

Deppe legt den Schwerpunkt auf Funktion und Tätigkeiten des Staats der Gegenwart. Um die Leserinnen und Leser dorthin zu führen, skizziert er zunächst in großen Linien, ohne Überfrachtung durch Details die lange Geschichte seiner Herausbildung von der Antike über das europäische Mittelalter und den Absolutismus. Der moderne Staat ist ein spätes Produkt der europäischen Geschichte (17). Die Bezeichnung Staat

für ein „Gemeinwesen“ ist historisch gesehen neu. Sie hat sich erst im Übergang zum 19. Jahrhundert durchgesetzt (16). „Wesentliche Merkmale des modernen Staates (Staatsgebiet, Staatsvolk, Staatsgewalt im Besitz der Souveränität, Monopol der Gewalt nach innen und außen) bilden sich in dieser Epoche aus“ (18). So entstand der „moderne Staat“, und er war das Ergebnis von Kriegen und von Klassenkämpfen (20). Mit der Herausbildung der industriekapitalistischen Produktionsweise, mit Handel, Warenaustausch und Geldverkehr organisierte sich die Gesellschaft nach und nach in Form des Staates. Beide sind jetzt erstmals voneinander geschieden. Der Staat wird zur „Wirkungsform“ und „Stütze“ der bürgerlichen Gesellschaft. Deppe zitiert Marx und Engels (MEW 3: 62), die dem Staat die Rolle einer „besonderen Existenz neben und außer der bürgerlichen Gesellschaft“ zuschrieben (22).

Nach dieser knappen und dichten Zusammenfassung wendet Deppe sich dem Verhältnis von Staat und gesellschaftlichen Klassen zu. Er setzt seine eigene Position in Kontrast zur neueren konservativen Staatstheorie, für die „Staatsouveränität vor der Anerkennung der Volkssouveränität“ kommt (24). Diese nahezu religiöse Staatsverehrung prägte die antidemokratischen Tendenzen in Deutschland und ist auch heute noch im politischen Raum virulent. Zahlreiche Äußerungen von konservativen Politikern wie de Maizière oder Seehofer zeigen das. Im liberalen Denken wurde und wird diese Staatsvergötzung der Konservativen kritisiert. Und in der

Tat wird im naturrechtlichen Vertragsdenken staatliche Herrschaft als „Übereinkunft rational denkender und handelnder Individuen“ (25) betrachtet. Hier ist der Staat auf den Schutz der individuellen Freiheitsrechte verpflichtet. Dieser liberale Staat, der auch das Privateigentum der Bürger und die freien Märkte zu sichern hat, war allerdings, wie Deppe unterstreicht, niemals schwach im Sinne eines „Nachtwächterstaats“ (26). Er war immer so stark, wie es die historische Situation erforderte – er führte auch Kriege, schützte Investitionen und schlug Streiks und Revolutionen nieder.

Der moderne Staat ist ein Klassenstaat – in jeder politischen Form. Das ist zugleich auch der Kern der Staatstheorie von Marx und Engels, auf die Deppe im fünften Kapitel eingeht. Sie ist auch das zentrale Element ihrer Revolutionstheorie. Im Wesentlichen ging es Marx und Engels darum, in der Auseinandersetzung mit bürgerlichen Denkrichtungen den Zusammenhang zwischen Produktions- und Klassenverhältnissen und den Funktionen und Formen des Staates präzise zu erfassen (36). Deppe greift Engels' Position auf, der Staat sei eine „Organisation, welche sich die bürgerliche Gesellschaft gibt, um die allgemeinen äußeren Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise aufrechtzuerhalten“, er sei „der ideelle Gesamtkapitalist“ (38, mit Bezug auf MEW 20: 262). Deppe führt den Gedanken fort, auf die Verhältnisse des heutigen Kapitalismus bezogen: Es gibt demnach ein „allgemeines“ oder „Durchschnittsinteresse“ der Bourgeoisie, das aber mehr ist als die

Summe der Einzelinteressen der Kapitalisten (41f.). Die Klassenmacht der Bourgeoisie übersetzt sich in die Macht und Tätigkeit des Staates. Fraktionelle Interessen organisieren sich über politische Parteien. „Auf diese Weise wird das ‚allgemeine Interesse‘ auf dem politischen ‚Markt‘ gleichsam herausgefiltert.“ Daraus ergibt sich die relative Autonomie des Staates, die, so Deppe, „von Marxisten oft unterschätzt wurde (und wird)“ (42). Es war daher eine unzulässige Vereinfachung, wenn Marxisten und insbesondere Marxisten-Leninisten des 20. Jahrhunderts den Staat „gleichsam monokausal als Instrument der herrschenden Klasse (bzw. der in ihr dominierenden Klassenfraktion)“ gefasst haben (51).

Deppe zeichnet die Veränderungen in der Staats- und Revolutionstheorie von Marx und Engels nach. Unter dem Eindruck der Pariser Commune sprach Marx 1875 von einer Übergangsperiode, deren Staat „die revolutionäre Diktatur des Proletariats“ (MEW 19: 28) sein müsse, die freilich radikaldemokratisch verfasst gedacht wurde (45). Das sollte keineswegs eine lange historische Periode sein, sondern eher eine recht kurze Übergangsphase. Die Besitzergreifung der Produktionsmittel, so Engels wenig später, sei zugleich der letzte selbstständige Akt des Staates als solcher. Im Anti-Dühring fügte er hinzu: „Der Staat wird nicht abgeschafft, er stirbt ab“ (46). Darin steckte noch die Fixierung auf die gewaltsame Eroberung der Staatsmacht, die Engels später mit dem Wachstum der Sozialdemokratie zur Massenpartei und ihren Wahlerfolgen relativierte. Die Zeit der Überrumpelungen durch

kleine Minderheiten, durch eine Avantgarde (MEW 22: 523) sei vorüber. In dem Maße, wie der Staat immer mehr direkt ins Wirtschaftsleben eingreife, wie sich die ökonomischen und sozialen Funktionen des Staates erweiterten, müsse sich auch eine revolutionäre Strategie verändern. „Das Staatseigentum an den Produktionsmitteln ist nicht die Lösung des Konflikts, aber es birgt in sich das formelle Mittel, die Handhabe der Lösung“ (MEW 20: 260) (49).

Einem knappen Exkurs zum Verhältnis von Nationalstaat und Nationalismus folgt ein längerer Abschnitt über die verschlungenen Wege der marxistischen Staatskritik im frühen 20. Jahrhundert (54ff.). Diese Wege nachzuzeichnen würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Deppes Darstellung reicht von Lenin und der kommunistischen Internationale über Gramsci, Mao Zedong, Hilferding bis zum Austromarxismus. Aufschlussreich ist seine Gegenüberstellung von Lenin und Gramsci. Lenin stellte die eher verstreuten Anmerkungen von Marx und Engels über die Notwendigkeit einer „Diktatur des Proletariats“ ins Zentrum seiner Theorie und gelangte nach Deppes Einschätzung zu einer „extremen(n) Verengung der ‚Staatsfrage‘“, die im peripheren und unentwickelten Russland wohl wirksam, für die Kampfbedingungen der Arbeiterbewegung in den entwickelten kapitalistischen Ländern aber nicht hilfreich sein konnte (56). Zwar wollte Lenin diese Diktatur als ein Rätssystem organisiert sehen. In der sowjetischen Realität und in der Parteidoktrin der III. Internationale wurde daraus jedoch

rasch die „Diktatur der Partei“. Deppe führt den Zusammenbruch der Sowjetunion u.a. auch darauf zurück, dass dieses „System der politischen Herrschaft sich niemals aus den Machtstrukturen einer Entwicklungsdiktatur gelöst hatte“ und deshalb mehr und mehr „zu einer Schranke der Entwicklung“ geworden war (67).

Daher, so Deppe, kann es nicht verwundern, dass die theoretischen Überlegungen Antonio Gramscis für die Parteien der kommunistischen Internationale keine Orientierungsfunktion hatten (60). Gramsci wollte die Staats- und Revolutionstheorie an die Verhältnisse in den entwickelten kapitalistischen Ländern anpassen, in denen kein Sturm auf das Winterpalais, keine überfallartige „Machteroberung“ durch eine entschlossene Avantgarde möglich sei. Deppe skizziert Gramscis Staatsverständnis, das im Kern darin bestand, den Staat „als ein komplexes gesellschaftliches Verhältnis“ zu begreifen, „in dem die klassische Trennung von öffentlich und privat, aber auch von Basis und Überbau aufgehoben“ sei. Demnach müsse der Eroberung der politischen Macht, des staatlichen Gewaltapparats im engeren Sinne der erfolgreiche Kampf um die Hegemonie in der Zivilgesellschaft vorausgehen (59).

Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts – im „Jahrhundert der Nationalstaaten und des Interventionsstaates“ (71ff.) veränderte sich der kapitalistische Staat beträchtlich. Die marxistische Staatstheorie entwickelte parallel dazu neue Diskussionsstränge. Deppe beschränkt sich hier nun ausdrücklich auf die „entwickelten westlichen Gesellschaften“ (73). Die Grundtendenz

ist klar: „Im 20. Jahrhundert nimmt die Bedeutung des Staates für die Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft deutlich zu“ (74). Die klassische Funktion des Staates, Gewaltinstrument der herrschenden Klasse zu sein, bleibt bestehen, aber die Staatsfunktionen erweitern sich nun in die Bereiche der gesellschaftlichen Reproduktion (75). Der „moderne Interventionsstaat“ (79) entsteht und wird die unentbehrliche Stütze für das „Funktionieren des kapitalistischen Wirtschaftssystems“ (78).

Im rheinischen Kapitalismus der alten Bundesrepublik – aber auch in anderen entwickelten kapitalistischen Ländern – führte diese Erweiterung der Staatstätigkeit zu einer sozialpartnerschaftlich geprägten „Entschärfung des Klassenkonflikts“ (83) und somit zu „Sozialstaatsillusionen“ auch bei linken Kräften und in den Gewerkschaften. Die marxistische und insbesondere marxistisch-leninistische Staatskritik galt als völlig überholt. Deppe benennt zwei Stränge der marxistischen Staatsdebatte, die sich mit dieser Entwicklung kritisch auseinandersetzen: Zum einen die so genannte „Staatsdebatte“, die von marxistischen Intellektuellen seit den 1960er Jahren in Westeuropa und den USA initiiert wurde, die sich scharf vom Marxismus-Leninismus abgrenzte und den kapitalistischen Staat direkt aus der Marxschen Analyse des „Kapitals“ selbst abzuleiten versuchte, um so den Kern der marxistischen Staatstheorie herauszuschälen (83f.). Der Staat ist demnach „in letzter Instanz Organ jener Interessen, die innerhalb des ‚Blocks an der Macht‘ mit dem Eigentum an den Produktionsmitteln

und dem Finanzsystem verbunden sind“ (84). Mit Bezug auf Poulantzas wendet sich Deppe hier gegen eine vereinfachte Sichtweise auf den Staat als direktes Organ der Monopolbourgeoisie. Er verfüge vielmehr über „relative Autonomie“ und eine „materiale Eigenständigkeit“ (85).

Der andere Diskussionsstrang, sozusagen das bewusste Gegenmodell zur so genannten „Ableitungsdebatte“ – ist die der kommunistischen Bewegung verbundene Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus, die zeitweilig auch stark in die linke Sozialdemokratie ausstrahlte. Deppe charakterisiert die Essentials dieser „Stamokap-Theorie“ so: Sie habe in Anknüpfung an Lenin „zentrale Elemente der Entwicklung des Interventions- und Wohlfahrtsstaates“ aufgegriffen, „aber auch den Charakter der Klassenkämpfe in dieser Periode“ reflektiert (84). Unter der einschlägigen Literatur findet sich auch ein kurzer Hinweis auf die zweibändige Staatsstudie des IMSF „Der Staat im staatsmonopolistischen Kapitalismus der Bundesrepublik“ (1981/82). Immerhin hat z.B. diese umfangreiches empirisches und theoretisches Material zum modernen kapitalistischen Interventionsstaat des späten 20. Jahrhunderts zusammengetragen.

In kritischer Auseinandersetzung mit Versuchen, das Wesen des Staats direkt aus einer Art „Kapitallogik“ abzuleiten, unterstrich die SMK-Theorie, insbesondere in der im IMSF entwickelten Form, den hohen Stellenwert politischer Prozesse im Verhältnis zwischen Monopolen und Staat, was schließlich auch zur Analyse einer privatmonopolistischen Entwicklungsvariante führte. Im Ansatz

war das bereits die theoretische Erfassung der neoliberalen Ausformung kapitalistischer Entwicklung, durchaus eine starke Seite der SMK-Theorie. Die Internationalisierung des Kapitals mit starken Strukturveränderungen auf der nationalen Ebene (in der BRD die Auflösung der sog. „Deutschland-AG“) und der wachsenden Dominanz des Finanzmarktkapitalismus bei vordergründiger Zurückdrängung staatlicher Aktivitäten (die dann zur „Rettung“ in der Finanzkrise ab 2008 umso dringender gebraucht wurden) hat die SMK-Theorie – neben anderen Aspekten wie ihre Bindung an das Konstrukt der „allgemeinen Krise des Kapitalismus“, ihre Assoziation mit der DDR, aber auch das Fehlen systematischer Untersuchungen zu Staat-Monopol-Beziehungen – dann nach 1990 in den Hintergrund treten lassen.

Wir nähern uns der Gegenwart, und es geht um die Kreativität marxistischer Staatskritik am Anfang des 21. Jahrhunderts – im Zeichen der Globalisierung und der „neoliberalen Konterrevolution“ (David Harvey). Deppe fasst seine diesbezüglichen Überlegungen unter die Fragestellung: „Ende der Renaissance des Leviathan?“ (86ff.). Er greift die weit verbreitete Auffassung auf, der Staat sei in dieser Situation im Grunde ein Opfer des Marktes, dessen Kräften er sich beugen müsse. Dieser These widerspricht er nachdrücklich. „Alle diese Thesen über den Niedergang des Staates und den Sieg des Marktes bzw. eines globalen ‚Turbokapitalismus‘ unterschätzen bzw. negieren jedoch die aktive Rolle des Staates in der ‚Großen Transformation‘“ (94). Denn gerade bei Privatisierung, Deregulierung und

Flexibilisierung spielt der Staat eine höchst aktive Rolle. Seine Funktion bei der Stabilisierung des globalen Finanzmarktregimes nimmt drastisch zu (97). Die ideologischen Staatsapparate wurden enorm ausgeweitet (108). Die Staatsaufgaben werden immer komplexer. Wer genau sie definiert und dominiert, wird vom jeweiligen „Kräfteverhältnis innerhalb des ‚Blocks an der Macht‘ und zwischen den Klassen bestimmt“ (96). Allerdings haben sich die Akzente verschoben: Mit dem Ende des „Golden Age“ und der Systemkonkurrenz sind die „gesellschaftlichen Reproduktionsfunktionen des Staates sowie seine Verantwortung für die Organisierung des Klassenkonflikts“ zurückgetreten – zugunsten der Funktionen zur „Sicherung von Kapitalverwertung und Wettbewerbsfähigkeit“ und der „Disziplinierung der Gesellschaft“. (107).

Deppe zieht daraus mehrere Schlussfolgerungen: Die Vorstellung einer ausschließlich eindimensionalen Abhängigkeit des Staates von den „Interessen bestimmter Kapitalfraktionen (z.B. Monopolkapital, Transnationale Konzerne) ist falsch und kann nicht im Zentrum einer zeitgemäßen materialistischen Staatstheorie stehen. Allerdings bleibt dann die Frage, wie sich das allgemeine oder Durchschnittsinteresse der Bourgeoisie (41f.) eigentlich herausbildet? Das erfordert in jeder konkreten Situation konkrete Analysen, für die natürlich in dieser knappen Zusammenfassung kein Raum ist.

Auch die Alternative „Nationalstaat oder EU“ ist falsch, unterstreicht Deppe. Ebenso falsch ist die These, „dass transnationale Politik in der Gegenwart ‚jenseits des National-



staats' stattfinden" (96). Der Nationalstaat ist weiterhin die entscheidende Ebene im Kampf gegen neoliberale Austeritätspolitik. Auf der einen Seite bedeutet das allerdings auch: Die autoritären und repressiven Teile innerhalb der Organisation des Staats werden stärker; die oligarchischen Tendenzen nehmen zu (102). Es gibt eine „Krise der Demokratie“ (107).

Im internationalen Kapitalismus und vor allem im so genannten westlichen „kooperativen Imperialismus“ wird damit auch die Frage nach den Führungsstrukturen neu auf die Tagesordnung gesetzt. Deutlich wird hier vor allem, dass die Führung durch die USA einer Ergänzung bedarf durch eine Führungsrolle des deutschen Staats (103). Der kürzliche Besuch des scheidenden US-Präsidenten Obama in Deutschland hat hierzu einiges Anschauungsmaterial beigesteuert.

Letzten Endes geht es materialistischer und marxistischer Staatskritik auch darum, linker politischer Praxis Impulse zu geben, um „in der Gesellschaft und Wirtschaft“ Machtpositionen zu erringen und Positionen in der Staatsmacht zu besetzen, „ohne die keines der großen Reformprojekt einer grundlegenden Transformation durchgesetzt werden“ kann (113).

Deppe entlässt die Leserin und den Leser mit dem Eindruck, eine außerordentlich interessante und gelungene Zusammenfassung zum Stand der materialistischen Staatstheorie gelesen zu haben. Wer will, kann diesem Buch prononcierte Anregungen für eine weitere aktuelle Staatskritik und -diskussion entnehmen.

*Jürgen Reusch*

## Marxistischer Feminismus

*Frigga Haug und Ruth May (Hrsg.), Wege des Marxismus-Feminismus. Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, Heft 314. Hamburg, 2016, 352 Seiten, 26 Euro.*

Als „unglückliche Ehe“ beschrieb die US-Ökonomin Heidi Hartmann 1981 das Verhältnis von Marxismus und Feminismus. Man sollte meinen, die beiden seien längst nicht mehr zusammen, beruft sich doch die feministische Theorie heute überwiegend auf den Poststrukturalismus. Doch nach 35 Jahren scheinen neue Bande geknüpft zu werden. Im März 2015 trafen sich in Berlin „mehr als 500 Frauen aus über 20 Ländern zum weltweit ersten Kongress vom Marxismus-Feminismus“, um „drei Tage intensiv zu diskutieren.“ Dies schreibt eine der Herausgeberinnen, Ruth May, in einem einleitenden Beitrag zum Tagungsband „Marxismus-Feminismus“. Der Titel ist übrigens eine etwas unglückliche Bindestrichkonstruktion, die an „Marxismus-Leninismus“ erinnert und sich nicht durchsetzen wird. Frigga Haug, die andere Herausgeberin, spricht in ihrem Aufsatz von den Geschlechterverhältnissen als Produktionsverhältnissen. Damit meint sie die sonst unter dem Stichwort Reproduktionsarbeit verhandelte traditionelle, in Auflösung begriffene Arbeitsteilung, innerhalb derer Männer in der kapitalistischen Produktion arbeiten und viele Frauen oft unentgeltlich Tätigkeiten zur Erhaltung von Menschen verrichten, von der Kindererziehung über Haushaltsführung bis zur Pflege. Allerdings sind für Haug selbst Freundschaft und Liebe „fürsorgliche Arbeit“.

Diese Totalisierung des Arbeitsbegriffs ist eine bedeutende Schwäche der Debatten um „Sorgearbeit“: Wenn alles Arbeit ist, verliert der Begriff an Kontur und Muße wird gleichsam undenkbar. Ein Heftschwerpunkt ist die Auseinandersetzung mit dem Konzept der „Intersektionalität“, der ‚Überschneidung‘ von Unterdrückungsverhältnissen. Die Soziologin Martha Gimenez kritisiert, in diesem Konzept werde der Klassenbegriff auf eine persönliche Identität reduziert, „im Einklang mit dem herrschenden ideologischen Bild der amerikanischen Gesellschaft, in dem der Klassenbegriff nicht mehr vorkommt.“ Für Gimenez befördert dies eine „Identitätspolitik in Einklang mit dem für die kapitalistische Gesellschaft typischen Konkurrenz-Individualismus“. Der Aufstieg von einigen Angehörigen der adressierten Kategorien gehe einher mit sinkenden Löhnen und mit Konservierung der unterdrückenden Verhältnisse. Die Soziologin Lise Vogel zeichnet nach, wie Intersektionalität aus der Trilogie „Rasse“, Klasse und Geschlecht hervorging. Das Problem sei, dass die Kategorien nicht auf einer Ebene liegen: „Manchmal scheint es um die Formation der jeweiligen subjektiven Identität zu gehen, manchmal um ihre strukturelle Verortung.“ Zugleich handele es sich um beschreibende Begriffe, die keine Erklärungen anbieten.

Herausragend ist die Studie von Christa Wichterich über indische Leihmütter und die globale Reproduktionsindustrie, weil die Autorin genuin marxistische Fragen nach Arbeit, Ausbeutung und Verwertung überzeugend am empirischen Beispiel erörtert. Ebenso überzeugend ist die Untersuchung Gabriele Dietrichs zur Rolle der indischen

Frauenbewegung in den dortigen Klassenkämpfen. Im Vergleich dazu fällt die Empirieferne der meisten anderen Texte auf. Mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit sozialen Bewegungen in Kurdistan, Spanien und Griechenland. Der Band enthält viele lesenswerte Beiträge, u.a. von Saskia Sassen, Sharzad Mojab, Hester Eisenstein und Lynne Segal, aber leider auch einige sehr befremdliche Artikel. „Männer“, meint etwa Cynthia Cockburn, „verbrauchen von der Liebes- und Fürsorgekraft fortwährend mehr, als sie ihnen zurückgeben“; wie Kapital durch entfremdete Arbeit akkumuliert werde, so beruhe männliche Autorität durch „Akkumulation entfremdeter Liebe“. Und Erica Burman vermengt ein ernstes Thema, den offenbar schwer misslungenen Umgang mit einem Vergewaltigungsvorwurf in der britischen Socialist Workers Party, mit einigermaßen bizarren Szenedebatten über ein BDSM-Outing zu einer nicht nachvollziehbaren Argumentation. Die Aufnahme solcher Elaborate steigern nicht eben die Qualität, aber das ist vielleicht ein Preis, den man bei der Herausgabe eines Tagungsbandes zahlen muss.

*Michael Zander*

### **Ökologische Krise, Kapitalismus und westlicher Rationalismus**

*Gerhard Armancki, Monsieur le Capital und Madame la Terre. Blauer Planet im Würgegriff, Münster 2015, Verlag Westfälisches Dampfsboot, 265 S., 24,90 Euro*

Der Kultur- und Sozialgeschichtswissenschaftler Armancki verfügt über breites Wissen und vielfältige Interes-

sen, die von der europäischen Gewaltgeschichte über Religionswissenschaft bis zu antiken Göttinnen reichen. Das ist zugleich Vorteil wie Nachteil, wie das vorliegende Buch zeigt. Nicht überall kann man in die Tiefe gehen, weshalb an manchen Stellen der Eindruck entsteht, als pickte sich der Autor aus den unterschiedlichen Wissensgebieten jene Aspekte und Thesen heraus, die in sein Weltbild passen. Auf der anderen Seite aber weiß er um die Begrenztheit und Idiotie von Einzelwissenschaften, erkennt daher jene ‚Beschränktheit‘, die in der Trennung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften begründet ist.

Dem Autor zufolge steht die Welt „an einer Gabelung zwischen ökosozialistischer Zukunft (und) überhandnehmendem Unheil“ (236). Er untersucht die Ursachen der Fehlentwicklung und versucht, Wege in die ökosozialistische Zukunft auszumachen. Seine theoretischen Grundlagen bestehen im Konzept der „tiefen Ökologie“, die das Mensch-Naturverhältnis in den Mittelpunkt stellt, der Marx’schen Kritik der politischen Ökonomie und einem theologischen Ansatz, der „von der göttlichen Geschöpflichkeit aller Lebewesen ausgeht“ (238).

Die 10 Kapitel behandeln drei Schwerpunkte: Der erste Hauptteil, Kapitel 1 und 2, enthält die gedrängte Darstellung der ökologischen Probleme und eine Kritik der Versuche, diese mittels Geoengineering und „grünem Kapitalismus“ zu steuern. Die Kapitel 3 bis 6 widmen sich dem, was der Autor als Kernursache der Fehlentwicklung betrachtet: dem verkehrten Verhältnis Mensch-Natur,

d.h. dem seit der neolithischen Revolution, seit der Existenz von Klassengesellschaften, dominierenden anthropozentristischen Weltbild. Der Kapitalismus ist der extremste Ausfluss dieses Weltbilds, in welchem der Mensch die Natur (einschließlich seiner eigenen) zum Ausbeutungsobjekt degradiert. Armanski argumentiert aber inkonsequent: Obwohl er im Titel „Monsieur le Capital“ zum Bösewicht erklärt und verschiedentlich behauptet, die Akkumulation des Kapitals sei „der große Paukenschlag, der das Ende der bisherigen gesellschaftlichen und noch weithin naturwüchsigen Verhältnisse verkündet“ (81), ist das Buch darauf angelegt, den Beginn des „Anthropozäns seit gut 10.000 Jahren“ zum historischen Einschnitt zu erklären (85). „Die anthropomorphe Umwandlung der Natur durch Arbeit ist nicht irgendeinem „menschlichen Wesen an sich“ geschuldet, sondern der Logik einer vom Klasseninteresse getriebenen Produktions- und Lebensweise.“ (61) Diese Beschreibung erfasst nicht nur den Kapitalismus, sondern alle Klassengesellschaften. Indem er den Kapitalismus als extremste Ausformung des anthropozentrischen Weltbilds bezeichnet, impliziert er einen historischen Determinismus, erklärt den Kapitalismus zum historisch notwendigen Ergebnis einer Entwicklung, die mit der Sesshaftwerdung des Menschen begann. Er zeichnet ein Bild der menschlichen Geschichte, in der die Menschheit lange Zeit im Einklang mit der Natur gelebt habe: „Der Steinzeitjäger empfand sich als Teil der Natur und stand den Tieren, seinen Verwandten nahe. ... Arbeit in unserem Sinn kannten die ‚Primiti-

ven' nicht. Wesentlich mehr Zeit verwandten sie auf den Umgang mit Geistern, gemeinsame Riten und Zeremonien, Feste sowie die Kunst.“ Der Autor behauptet, „dass der Cromagnon-Mensch vor 40.000 Jahren für seinen Lebensunterhalt 4 Stunden pro Tag aufzuwenden hatte, lange vor dem Übergang zur Landwirtschaft.“ (65) Dieses idyllische Bild ‚belegt‘ er mit Aussagen, denen zufolge die Buschmänner der Kalahari von 72 Tagen Jagen und Sammeln ein ganzes Jahr leben konnten. Das ist, abgesehen vom Kurzschluss von modernen Buschmännern auf Steinzeitmenschen, gelinde gesagt spekulativ (um nicht zu sagen: blühender Unsinn). Es sei hier nur auf das Buch von Parzinger (Die Kinder des Prometheus) verwiesen, der alle bisher bekannten ‚steinzeitlichen‘ Kulturen auflistet, die jeweils sehr unterschiedlich waren. Einige von ihnen scheinen sogar durch selbst verursachte ökologische Katastrophen untergegangen zu sein. Vor allem aber zeigt er, dass es die vorhandenen Quellen nicht erlauben, Rückschlüsse auf das Denken der „Steinzeitmenschen“ zu ziehen: Darüber weiß man nichts. Was z.B. die von Armanski angeführten Höhlenmalereien bedeuteten ist unbekannt: Dass sie von einer „symbiotischen Beziehung“ zwischen Mensch und Tier künden ist (zumal Menschen dabei nur selten auftauchen) reine Spekulation. Und dass Märchen, biblische Geschichten usw. „in die ältesten Schichten“ vorschriftlicher Zeit reichen und also das Naturverständnis besagten ‚archaischen‘ Zeitalters enthüllen ist reiner Mythos. Der von Armanski unterstellte Zyklus der menschlichen Evolution, der sich, im

archaischen Zeitalter mit der „Einbettung des Menschen in die natürliche Umwelt“ (199) beginnend, nunmehr auf höherer, bewußter Stufenleiter“ (199) im Ökosozialismus vollenden würde, ist eine spekulative Konstruktion. Was genau der ‚Sündenfall‘ im Konzept des Verhältnisses Mensch/Natur ist und vor allem worauf er zurückzuführen ist bleibt unklar: „Was man die ökologische Krise nennt, ist unzweifelhaft auf die ideologische und praktische Herrschaft der Menschenspezies über die Natur zurückzuführen“, behauptet er an einer Stelle. Wenige Sätze später heißt es: „Die rationalistische Kultur des Abendlandes hat eine scharfe epistemologische und reale Trennung der menschlichen Identität von der Natur vollzogen...“ (150) Das aber unterstellt, dass die Idee der Herrschaft des Menschen über die Natur eine „abendländische“ Idee sei. „Das antiökologische Narrativ ist seit der Antike tief in die westliche Kultur eingelassen.“ (152) Nur in die westliche Kultur? Wie steht es z.B. mit dem Mensch-Natur-Verhältnis in China, das bekanntlich bis in die frühe Neuzeit hinein technologisch entwickelter war als das „Abendland“? Damit befasst Armanski sich nicht, er hat nur Europa im Blick.

Der dritte Hauptteil, Kapitel 7 bis 10, behandelt existierende Ansätze zur „ökologischen Befreiung“ und jene Kräfte, die diese bewirken könnten. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass dies nur im Kontext der Überwindung des Kapitalismus möglich ist: Auch wenn der Kapitalismus in Wirklichkeit nicht der antiökologische „Paukenschlag“, sondern wohl nur der ‚Gipfel‘ (199) im destruktiven Naturumgang

ist, so ist für den Autor doch die Beseitigung des Kapitalismus Voraussetzung für eine „Befreiung der Natur“: „Realisierbar ist (diese) nur dann und insoweit, als die produktiven Potenzen der Geschichte sich des Kapitaldiktats entledigen.“ (200). Dies ist daher „letztendlich eine Klassenfrage.“ (247) Hier argumentiert der Autor differenziert: Die Abschaffung des Kapitalismus allein gewährt keinen vernünftigen Naturumgang. „Denn erst, wenn die Produktivkräfte derart gestiegen sind, daß sie eine reife und freie Gesellschaft ermöglichen, kann diese den Stoffwechsel mit der Natur und die Beziehungen ihrer Glieder untereinander rational und frei gestalten.“ (252) Das ist ein spannender Gedanke, dem allerdings nicht weiter nachgegangen wird: Schließlich bemisst sich der Stand der Produktivkräfte bis heute wesentlich am Grad der Naturbeherrschung. Was die Beziehung zwischen Mensch und Natur angeht so muss die Bewegung zur „Befreiung von Madame la Terre“ nicht bei null beginnen. Denn „Praktiken und Ideen der (Wieder)Anschmiegun an (die Natur sind) niemals ganz verschwunden, sondern mannigfach erhalten oder wieder belebt worden.“ (199). Der Autor erkennt sowohl in sehr alten Bestrebungen (der Gartenkultur, 204 ff) als auch in modernen Konzepten der „ökologischen Modernisierung“ (218) Ansatzpunkte für eine Bewegung zur „Versöhnung von Natur und Gesellschaft“ (228). Dabei ginge es zwar oft nur um „kosmetische Veränderungen der herrschenden Gesellschaft“, diese seien aber trotzdem wertvoll: „Wie gering diese auch immer zu veranschlagen sind, eröffnen sie doch die Tür zu weiteren Einsichten. Denn es ist die sozia-

le Praxis, die eigenen Lebensbedingungen zu sichern und zu verbessern, welche die Tür zu weiter reichenden Perspektiven öffnen kann.“ (227)

Es ist dieser praktische Zugang zu den Problemen der Gegenwart, der m.E. den Wert des Buchs ausmacht. Ob die Menschheit wirklich irgendwann in der vom Autor behaupteten Symbiose mit der Natur gelebt hat, ist für die gegenwärtige Praxis irrelevant. Angesichts der Bevölkerungsdichte und dem Stand des Ressourcenverbrauchs ist klar, dass eine „Versöhnung von Natur und Kultur“ (204) heute einerseits unumgänglich ist, andererseits aber völlig neue Formen annehmen muss.

Jörg Goldberg

## Ein politisches Leben in Albanien

*Erwin Lewin, Koço Tashko 1899-1984. Ein politisches Leben in Albanien (Biographische Annäherung). NORA Verlagsgemeinschaft, Berlin 2015, 324 S., 19,90 Euro*

Jahrhunderte lang wurde Albanien vom Osmanischen Reich beherrscht, die Mehrheit der Bevölkerung islamisiert. Wie einige armenische Nationalisten hatte auch so mancher albanische Politiker seine Hoffnungen auf die Jungtürken gesetzt und sich mit dem Ittihad-Komitee verbündet. Ihre Hoffnungen auf eine eigene, gleichberechtigte nationale Entwicklung aber wurden enttäuscht. In der politischen Krise vor dem ersten Balkankrieg riefen im November 1912 einige albanische Politiker einen eigenen Staat aus, der zunächst auf ein sehr kleines Gebiet in Zentralalbanien beschränkt war. In den

Balkankriegen 1912/13 versuchten die Nachbarstaaten Serbien und Griechenland, den neuen Staat unter sich aufzuteilen, was die Großmächte verhinderten. Vor allem Österreich-Ungarn wollte mit allen Mitteln einen Zugang Serbiens zu einem Adria-Hafen verhindern und Albanien als Pufferstaat zu Serbien benutzen.

Albanien erhielt schon vor dem ersten Weltkrieg seine heutige territoriale Gestalt. Nach dem Weltkrieg wollten dieselben Nachbarn Albanien erneut aufteilen, die Pariser Friedenskonferenz 1919 unterstützte sogar diese Absicht. Durch eine faktische Neugründung des Staates konnte Albanien dies verhindern. Allerdings wurde das mehrheitlich von Albanern bewohnte Kosova vom neuen Staat Jugoslawien annektiert und alsbald zum historischen Herzland der Serben erklärt.

Nachdem seit den 1990er Jahren albanische Archive teilweise auch für ausländische Historiker zugänglich wurden, hat Erwin Lewin mehrere Arbeiten zur Geschichte der Kommunistischen Partei Albaniens (KPA, ab 1948 Partei der Arbeit) publiziert und wichtige Dokumente übersetzt.<sup>1</sup> Koço Tashko, dessen weltweit erste Biographie er hier vorlegt, dürfte den meisten deutschen Lesern ebenso wenig bekannt sein wie die Genese und Entwicklung der KPA und ihr siegreicher Widerstandskampf gegen die italieni-

schen und deutschen Besatzer im zweiten Weltkrieg. 1899 als Sohn eines albanischen Hoteliers in Ägypten geboren, konnte Tashko nach dem ersten Weltkrieg in Boston an der Harvard-University Ökonomie studieren. Er verband sich mit der linken albanischen Emigration in Nordamerika und Europa. Als im jungen albanischen Nationalstaat 1924 nach einer Revolution eine demokratische Regierung unter dem Bischof Fan S. Noli, dessen Sekretär Tashko in den USA zeitweise gewesen war, an die Macht kam, übernahm Tashko den Posten eines Konsuls in den USA. Die Regierung Noli wurde bald gestürzt, an ihre Stelle trat die Diktatur von Ahmet Zogu, der die herrschenden Gutsbesitzer vertrat und sich später zum König ausrief.

Nach dem Ende seiner kurzlebigen diplomatischen Tätigkeit arbeitete Tashko in den 1920er Jahren in verschiedenen nationalen Komitees, Redaktionen und Organisationen des albanischen Exils mit, bevor er schließlich zu einer kommunistischen Gruppe fand. Es gelang ihm, ab 1930 die Leninschule der KI in Moskau zu besuchen. Nach deren Abschluss erteilte ihm Georgi Dimitroff 1932, damals noch nicht Generalsekretär der KI, sondern Leiter ihres Westeuropäischen Büros, den Auftrag, nach Albanien zu gehen und die dortigen sektiererischen und untereinander verfeindeten kommunistischen Gruppen zu einigen. In Albanien wegen seiner revolutionären Tätigkeit in Abwesenheit zum Tode verurteilt, konnte er erst nach einer Amnestie zurückkehren.

Im Februar 1937 fasste das EKKI-Sekretariat einen Beschluss zur albanischen Frage und schickte Tashko

<sup>1</sup> Siehe: Antifaschistischer Widerstand in Albanien (1942-1943/44). Neue Quellen zu Akteuren und Zielen, RLS Leipzig 2007; Das II. ZK-Plenum der KP Albaniens 1944 – Versuch einer Wende in der Politik. Dokumentation, Berlin 2014 (dort weitere Literaturangaben).

mit dem offiziellen Auftrag nach Albanien, den prinzipienlosen Fraktionskampf verfeindeter kommunistischer Gruppen (v.a. in Korça und Shkodra) zu beenden und eine einheitliche Partei zu formieren. Er sollte die Volksfrontpolitik der KI auf Albanien übertragen. Das Sekretariat verurteilte die bisherige Politik der Vorbereitung eines Aufstandes gegen König Zogu als falsch und schädlich. Tashko erhielt die Direktive, eine breite Volksfrontbewegung als Massenarbeit auf legalem Boden gegen die koloniale Unterdrückung durch den italienischen Faschismus und für eine Demokratisierung des Landes zu organisieren. Dazu sollten alle Oppositionellen in einer einheitlichen Bewegung zusammengefasst und ein neuer Anlauf unternommen werden, eine Kommunistische Partei zu formieren. Im Juli 1937 traf Tashko in Albanien ein, das inzwischen immer mehr zu einem italienischen Protektorat geworden war und 1939 von Italien militärisch besetzt wurde.

Lewin hat eine Reihe der Berichte Tashkos an das Balkan-Länderssekretariat des EKKI aufgefunden und abgedruckt. Sie sind sehr konkret und informieren ehrlich über die Schwierigkeiten und Widersprüche, auf die der Abgesandte traf. Tashko bildete eine arbeitsfähige Landesleitung, er selbst leitete die Gruppe von Korça. Eine handlungsfähige Partei zu formieren, gelang erst in einem erneuten Anlauf 1941. Tashkos Bericht vom Mai 1938, den er in Paris verfasste, beschreibt, dass es in der Koordinierung und Zusammenarbeit der kommunistischen Gruppen von Korça, Tirana und Shkodra kaum Fortschritte gab. Die Meinungsverschiedenheiten aus per-

sönlichen Rivalitäten oder Divergenzen über die von der KI geforderte Abrechnung mit Parteifeinden blieben. Und da solche Differenzen stalinistisch als Sabotage oder Trotzkismus bewertet wurden, waren die Auseinandersetzungen auch heftig und gewalttätig.

Tashkos Politik zielte darauf ab, als Hauptfeind die italienischen Besatzer zu bekämpfen. Dazu war nur ein kleiner Teil der albanischen Gesellschaft bereit. Selbst Teile der Shkodra-Gruppe waren dagegen, sie sahen die Okkupationsmacht als nützlichen Protektor, der die dringend benötigten Industrieinvestitionen leisten sollte, und hofften, mit einer Industrie auch eine Arbeiterschaft als Grundlage für eine Parteibildung zu schaffen. Albanien hatte in den 1930er Jahren nur einige Kleinbetriebe mit sehr wenigen Arbeitern, die für die Okkupanten seltene Bodenschätze ausbeuten sollten. Es gab keine Gewerkschaft, keine politische Arbeiterbewegung, keine höheren Bildungseinrichtungen. Die Bevölkerung war zu über 80 Prozent Analphabeten, die Infrastruktur mittelalterlich. Die zu bildende Partei rekrutierte sich aus der Intelligenz und dem Kleinbürgertum, im militärischen Kampf wollte sie sich auf die armen Bauern stützen.

Die Tatsache, dass Tashko im offiziellen Auftrag der KI tätig war und dabei die Volksfrontkonzeption der KI nach dem VII. Weltkongress vertrat, brachte ihm nicht nur Autorität und Sympathien ein, sie rief auch Aversionen und selbst ein Attentat auf ihn hervor. Die Shkodragruppe orientierte sich auf die KP Jugoslawiens, die sich bereits im Partisanenkrieg gegen die deutsche Besatzungsmacht befand. Diese Bruderpartei entsandte 1941 zwei Funkti-

onäre aus Kosova als Vermittler. Mit ihrer Hilfe wurde im November 1941 die KP Albanien gegründet, sie hatte 200 Mitglieder. Im Ergebnis fungierte der serbische Kommunist Miladin Popovic nicht mehr nur als Vermittler, sondern als faktischer albanischer Parteiführer, wofür ihm jedoch die politischen und theoretischen Voraussetzungen fehlten. Sein „Internationalismus“ war nicht frei von großserbischen Ansprüchen.

Die KPA war die erste politische Partei des Landes, die die nationale Unabhängigkeit durch den bewaffneten Kampf erringen und eine demokratische Volksrepublik mit einem neuen Gesellschaftssystem schaffen wollte. Und das ist ihr gegen alle Rückständigkeit und trotz aller Widersprüche zwischen dem angestrebten (jugoslawischen) Parteimodell und der albanischen Realität auch gelungen, entscheidend dank der militärischen Schlagkraft ihrer Partisanen. Tashko hatte wesentlichen Anteil daran, besonders am Gelingen der Konferenz vom September 1942 in Peza, auf der eine Plattform für den Zusammenschluss aller antifaschistischen Kräfte in der Nationalen Befreiungsfront geschaffen wurde.

Um Gruppenkämpfe nicht wieder aufleben zu lassen, war Tashko nicht der Parteileitung beigetreten, er wirkte als kritisches Korrektiv der Führung. Es gehört zur Ironie dieser Geschichte, daß ausgerechnet Tashko den späteren Diktator Enver Hodscha, der ihn nach 1960 verfolgen ließ, zum Mitglied der Parteileitung vorschlug.

Zwischen Tashko und Miladin Popovic gab es von Anfang an grundlegende Differenzen über die zwei ent-

scheidenden Fragen des Widerstandskampfes: Das war erstens die Frage eines Bündnisses mit konservativen und selbst mit antikommunistischen Widerstandskräften. Die KPA unterschätzte die militärische Kampfkraft der antikommunistischen Balli Kombetar. Zweites Konfliktfeld war die nationale Frage, unmittelbar brisant hinsichtlich Kosovos und perspektivisch noch mehr in Bezug auf die staatliche Selbständigkeit Albanien. Beide Fragen hingen unmittelbar zusammen: Die italienische und ab 1943 die deutsche Besatzungsmacht hatten den Großteil des Kosova sowie kleinere griechische und montenegrinische Territorien dem besetzten Albanien angegliedert und so ein Großalbanien geschaffen. Als die Nazis ab 1943 auf dem ganzen Balkan verstärkt um antikommunistische Widerstandskräfte für eine Kollaboration warben, rühmte sich die deutsche Besatzungsmacht, sie hätte das Kosova vom serbischen Joch befreit.

Diese Werbung hatte durchaus Erfolg. Im Kosova bekam die KPA keinen Fuß auf den Boden, und sie bemühte sich trotz aller Warnungen etwa Tashkos auch kaum darum, das überließ sie der KP Jugoslawiens. Die Werbung der Nazis aber hatte Erfolg: Sie konnten die SS-Division Skanderbeg aus albanischen Kosovaren rekrutieren und kosovarische Kollaborateure gegen jugoslawische Partisanen einsetzen. Untätigkeit und Schweigen der KPA, so schreibt Tashko in seinen Bericht an die KI vom Herbst 1942, ließen Kosova zu einer „wichtigen Basis für bewaffnete Reserven im Dienste des Faschismus“ werden. Sein Bericht ist das aussagekräftigste Dokument dieses Buches.



Nach dem Bericht Tashkos vom Herbst 1942 an das Balkansekretariat des EKKI verdrängte die Parteiführung der KP Albanien unter Popovic Tashko aus allen Führungsfunktionen in der Partei und der Befreiungsarmee. Erst auf Druck höherer jugoslawischer Emissäre wurde er im März 1943 auf Führungsebene reaktiviert und fungierte seit der ersten Landeskonferenz der KPA 1943 als politischer Vertreter des ZK bei den Partisanen in Südalbanien bzw. seit Juli 1943 bei der britischen Militärmission.

Das Leben und Wirken Tashkos nach der Befreiung im neuen albanischen Staat seit 1944 war ebenso eine Melange aus Widerspruch und Loyalität wie zuvor. Er übernahm hohe Staatsfunktionen, als Vorsitzender der Verfassungskommission und faktisch Autor der Verfassung, als Botschafter in Moskau und Sofia, als stellvertretender Außenminister. Doch gehörte er nie dem Politbüro an, sondern lebte im Widerspruch zur Führungselite um Hodsha, bewahrte eine selbständige Position und fungierte erneut als kritisches Korrektiv der Parteiführung.

„Als gebildeter, unbestechlicher, sozial engagierter und empfindsamer Intellektueller, der hohe Ansprüche an sich stellte, stieß er auf objektive Umstände, die durch Rückständigkeit, archaische Lebensformen, überholte gesellschaftliche Anschauungen und Fatalismus wie subjektives Unvermögen in seinem Umfeld, durch Intrigen, politische Engstirnigkeit, persönliches Machtstreben und Führungsstreit seiner Gegner gekennzeichnet waren.“ (Hintere Umschlagseite des Buches)

Offen und öffentlich brach Tashko erst mit der albanischen Parteiführung, als

die Gruppe um Hodsha die Beziehungen zur Sowjetunion 1960/61 abbrach und sich entschied, Chinas weltpolitische Positionen zu übernehmen. Unmittelbare Folgen seiner Verurteilung dieses Schritts waren Tashkos Verhaftung und Verbannung, schließlich Verurteilung zu zehn Jahren Gefängnis. Insgesamt brachte Tashko bald ein Vierteljahrhundert in Verbannung und Haft zu und wurde in Albanien zur Unperson gemacht.

Lewin konnte seine Biographie erst schreiben, nachdem wenigstens ein kleiner Teil der archivalischen Dokumente in Tirana zugänglich geworden war. Dennoch leidet der Autor unter einem eklatanten Mangel an Quellen, weshalb so manche Frage zur Politik Albanien nach 1944, dem Verhältnis Tashkos zu Hodsha 1944-1960, zu Tashkos Haltung zum jugoslawischen Protektorat bis 1948 und zum Bruch mit Jugoslawien nicht ausreichend beantwortet werden konnte. Umso bemerkenswerter sind daher die Dokumente, die Lewin der Biographie beigelegt hat.

Werner Röhr

### Wiederkehrend: „Millionen stehen hinter mir!“

Karsten Heinz Schönbach, *Die deutschen Konzerne und der Nationalsozialismus 1926-1943 (= Hochschulschriften, Bd. 38), trafo Verlagsgesellschaft Berlin 2015, 658 S., 59,80 Euro*

Wer kennt nicht jene Fotomontage, mit der John Heartfield im Oktober 1932 auf seine Weise den Sinne des Hitler-Grußes darstellte: In die erhobene rechte Hand des „Führers“ legt

eine überlebensgroße Gestalt – Sinnbild mächtigen Unternehmertums – ein Bündel von 1000-Mark-Scheinen. Damit sah sich ein strukturelles Merkmal politischer Interessenvertretung in der kapitalistischen Gesellschaft gekennzeichnet. Seither und keineswegs zufällig nimmt gerade diese Illustration wirkungsmächtiger Ursachen für den Aufstieg Hitlers in allen Darstellungen zur NSDAP-Geschichte und darüber hinaus auch in allen faschismustheoretischen Deutungen breiten Raum ein. Kaum einem anderen Kunstwerk, das als Karikatur gleichermaßen aufklärend wie plakativ politischen Auseinandersetzungen diene, wurde bislang mehr Aufmerksamkeit zuteil. Benutzt wird es jedoch oftmals auch für Versuche, gesellschaftliche Ursachenkomplexe entweder zu erhellen oder sie auszublenden, zu negieren und kleinzureden. Als eine Art Negativfolie dient es der These, die Nazis wären in demokratischen Wahlen zur Macht gekommen, vor allem jedoch den ideologie- und personengeschichtlichen Erklärungsbemühungen, die dem Motto frönen: „Der Hitler war’s“ – kein anderer, nichts anderes!

Zu allen dieser üblich gewordenen Interpretationen der NSDAP-Geschichte steht der vorliegende Band in striktem Gegensatz. Sein Autor rechtfertigt den eigentlichen Sinn des Spruches von den Millionen, die hinter und eigentlich ja über Hitler stehen. Der Text, den Heartfield für seine Collage wählte, gehört nicht zum Buch-Titel, er erscheint, einem Wasserzeichen gleichend, lediglich auf dem Einband. Versehen ist er hier allerdings mit zwei Ausrufezeichen – berechtigt, wie die Lektüre ergibt, überzeugend,

weil alles dem Motto „Fakten, Fakten und nochmals Fakten“ gemäß geschrieben wurde. Zu lesen ist beispielsweise, dass am 17. April 1931 der Hamburger Großreeder Wilhelm Cuno, Reichskanzler des Jahres 1923, im Düsseldorfer Industrieclub erklärte, man brauche die NSDAP, weil „in unserem Volke immer mehr der Glaube an Kraft und Segnung des Kapitalismus schwindet.“ Auch der Großindustrielle Rudolf Blohm sah zu dieser Zeit in der Nazibewegung „ein Instrument zur Unterdrückung des Klassenkampfes und zur Sicherung der kapitalistischen Weltordnung.“ Die vertrauliche Niederschrift über eine Aussprache von Mitgliedern der *Geschäftsführervereinigung der landwirtschaftlichen Industrieverbände im Reichsverband der Deutschen Industrie* enthält die Forderung, es sei dafür zu sorgen, „dass Geist von unserem Geist in der Nationalsozialistischen Partei Wurzel fasse“. Ausgesprochen hatte sie Max Schenker, seines Zeichens Hauptgeschäftsführer des *einflussreichen Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen*, bekannt als *Langnamverein*. Als Mitte des folgenden Jahres einige Nazi-Führer verstärkte „sozialistische“ Ansprüche propagierten und dem Reichstag entsprechende Anträge vorgelegten, stellten Experten der Reichsbank in einer internen Untersuchung fest: „Die Anträge sind darauf abgestellt, die Massen bei der Stange zu halten. Eine Partei, die auf der einen Seite mit kapitalistischen Wirtschaftsführern liebäugelt (Krupp, Thyssen, Kirdorf, Abbé, Mannesmann, Siemens), sich gleichzeitig mit der sozialistischen Arbeiterschaft

nicht entzweien will [...] muss notwendigerweise nach allen Richtungen hin Konzessionen machen. Ihre Anträge bilden daher ein Kuriosum, wie es in der Wirtschaftsgeschichte wohl einzigartig dasteht.“

Zuhauf finden sich im vorliegenden Band solche Selbstbekundungen, die den so oft bestrittenen kausalen Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus eindeutig erhellen. Sie gesammelt und befragt sowie analysiert und mit überzeugender Kritik an den führenden deutschen Großindustriellen und Bankiers bewertet zu haben, das darf getrost als ein wissenschaftlich und geschichtspolitisch bedeutsames Ergebnis gewürdigt werden. Denn: Viele Regale der Bibliotheken sind gefüllt mit Arbeiten von Historikern und Publizisten, denen es um nichts anderes geht als eben diesen Zusammenhang zu verschleiern oder sogar zu leugnen. Ganz nach dem Motto, das der amerikanische Historiker Henry Ashby Turner bereits 1972 so formulierte: „Entspricht die weitverbreitete Ansicht, dass der Faschismus ein Produkt des modernen Kapitalismus ist, den Tatsachen, dann ist dieses System nicht zu verteidigen.“ Der Vf. hält sich da eher an das – im Buch jedoch nicht auftauchende – Wort Max Horkheimers, dass, wer nicht vom Kapitalismus reden wolle, auch vom Faschismus schweigen solle.

Mit Recht führt S. alle nach dem Zweiten Weltkrieg in die Welt gesetzten Behauptungen auf die Verteidigungsstrategie zurück, die der Großindustrielle Ernst Poensgen – zuletzt Vorstandsvorsitzender der Vereinigten Stahlwerke – bereits im Februar 1945 in einem Manuskript mit dem Titel

„Hitler und die Ruhrindustriellen“ entwickelt hatte. Sachkundig zerpfückt und widerlegt werden „Argumente“, die seitdem immer wieder auftauchen und besagen, es habe unter den Förderern der NSDAP nur einige Einzelgänger, erst recht keine hochkarätig zu nennenden Großindustriellen gegeben. Diese hätten keineswegs hinter Hitler gestanden. Es sei auch kein Geld an die Nazis gezahlt worden. Deren Kassen wären vor allem durch Selbstfinanzierung gefüllt worden, ein Argument, das völlig realitätsfremd von Turner mit der Behauptung auf die Spitze getrieben wurde, die NSDAP sei die erste Partei gewesen, die eine heute übliche (sic!) Selbstfinanzierung der Parteien praktiziert habe. Zuwendungen habe es für die NSDAP erst nach dem 30. Januar 1933 gegeben. Und diese seien lediglich dem Versuch geschuldet, eine politische Absicherung der eigenen Geschäfte zu erreichen. In der Wirtschaftsorganisation des Dritten Reiches wäre von den Unternehmern versucht worden, „das Schlimmste zu verhindern“. Auch hätten sie den Krieg abgelehnt. Was getan worden sei, wäre nur dem Pflichtgefühl gegenüber dem Vaterland geschuldet gewesen.

In seiner gründlichen Auseinandersetzung mit solchen „Argumenten“ schöpft S. aus vorhandenen und neuen, zudem sehr intensiv erschlossenen Quellen. Zu letzteren gehören zeitgenössische Veröffentlichungen von Industrie- und Bankverbänden, zahlreiche interne Geschäftsberichte, Reden und Briefe führender Industrieller und ihrer Zu- bzw. Mitarbeiter. Allein das Verzeichnis der in Archiven benutzten Bestände füllt fünf Seiten und bezeugt sowohl immensen Fleiß als

auch ein gutes Gespür für aussagekräftiges Material. Dass die Nutzung von Betriebs- und Verbändearchiven kritischen Historikern nach wie vor erschwert und teils auch verwehrt wird, durfte auch S. erleben. Dennoch gelang es ihm, Einsicht in die Akten von 12 Industrie-Konzernen, sieben Banken und sechs Industrieverbänden zu nehmen. Selbstverständlich nutzte er ferner das in den Nürnberger Prozessen gegen die Hauptkriegsverbrecher vorgelegte Material. Oft stützt er sich auf die in der DDR herausgegebenen Dokumentenbände und Darstellungen aus der Feder marxistischer Historiker (u.a. Eberhard Czichon, Roswitha Czollek, Dietrich Eichholtz, Kurt Gosswiler, Fritz Klein, Ludwig Nestler, Kurt Pätzold, Joachim Petzold, Hans Radandt, Werner Röhr, Wolfgang Ruge, Wolfgang Schumann, Manfred Weißbecker), darüber hinaus auch auf die kritischer Wissenschaftler, die in der BRD publizierten (u.a. Ulrike Hörster-Phillips, Reinhard Kühnl, Reinhard Opitz).

Als Autoren jener Rechtfertigungsschriften, die unmittelbar dem Konzept von Poensgen folgten, benennt der Vf. August Heinrichsbauer, Louis Lochner, Tilo Freiherr von Wilmowsky und Wilhelm Zangen. Zu Beginn der 1970er Jahre war es vor allem Turner, der erneut daran anknüpfte. Dessen Thesen widersprach in der Bundesrepublik vor allem Dirk Stegmann. Ebenso befassten sich mit ihnen Bernd Weisbrod, Reinhard Neebe, Dieter Petzina. Demgegenüber sei in Publikationen von Arthur Schweitzer, Tim Mason, Gerhard Mollin, Ludolf Herbst, Gustav Luntowski u.a.m. „eine Art Negation des Kapitalismus als einer geschichtlichen Komponente“ er-

folgt, verbunden mit der Erhebung Hitlers zu einem universellen Handlungsträger, hinter dem die Großindustrie verschwinden würde. An die Stelle einer sorgfältigen Geschichtsschreibung sei ein stilisierter „Hitlerismus“ getreten mit einem „geradezu übermenschlichen, gottgleichen aber unhistorischen Diktator im Zentrum“. (25)

In diesem Sinne bietet die Einleitung des Bandes eine historiografische Übersicht zum Stand der Forschungen. Manches könnte man sich in detaillierterer Form vorstellen, doch das tut der Qualität des Bandes keinen Abbruch. Alles ist zugleich als eine Geschichte der zum Thema geleisteten Forschungsarbeiten zu lesen, in der auch die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen geschichtswissenschaftlicher Arbeit und geschichtspolitischer Deutungen – Stichwort: Kalter Krieg – nicht ausgeklammert werden. Als Ziel seiner Studie benennt S. eine Darstellung der politischen Dimensionen im Verhältnis der maßgeblichen deutschen Großindustriellen und Bankiers zur NSDAP-Führung. Diese bezeichnet er als „Kapitalelite“ (32) und sucht, deren politische Fern- und Hauptziele vor und im Ersten Weltkrieg sowie in der Weimarer Republik zu ergründen. Ferner fragt er nach der Rolle, welche die NSDAP in den politischen Konzepten deutscher Großindustrieller und Bankiers während der Weimarer Republik gespielt hat. Darüber hinaus fragt er auch, ob die Kapitalelite in der Zeit nach 1933 entscheidenden Einfluss auf den Staatsapparat ausgeübt und den politischen Kurs mitbestimmt habe.

Die umfangreiche Gliederung mag zunächst erstaunen. Sie erfasst eine Fülle dargestellter Ereignisse, Absich-

ten, Erklärungen usw. in acht großen Kapiteln: I. Die politischen Hauptziele der deutschen Großindustriellen und Bankiers zwischen 1900 und 1933; II. Die Beziehungen zwischen Großbanken, Industrie und NSDAP von 1927 bis Sommer 1932; III. Der Angriff auf die Republik; IV. Der Aufstieg der NSDAP-Führung zur Regierung; V. Die Rekonsolidierung des Kapitalismus in Deutschland; VI. Der Raubzug nach Südosteuropa; VII. Der Raubzug durch Europa; VIII. Der Raubzug nach Osten. Sie untergliedern sich in zahlreiche – in einem Kapitel sogar 14 – Teilstücke. Einige gleichen eigenständigen Studien, vor allem jene in den beiden letzten Kapiteln.

Im ersten Kapitel greift S. in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Hier untersucht er Inhalte und Entstehung wesentlicher Kriegsziele, die der auf Regierungsebene betriebenen Kriegszielpolitik „als Vorhut“ voran liefen und nicht im Gefolge hinterher. Behandelt wird das Konzept der „Ostexpansion“, dessen Größenwahn selbst das spätere Hitlerregime kaum noch habe übertreffen können. (48) Was an Belegen zitiert wird, regt nicht zuletzt an, das bereits vor 1918/19 existierende faschistische Gedankenpotential zu analysieren und damit jenen entgegenzutreten, die wider besseres Wissen sogar meinen, alle Ideen von „Lebensraum“, „Volk ohne Raum“, „Wiederaufstieg der Nation“, „Volksgemeinschaft statt Klassenkampf“ seien allein Hitler zuzuschreiben. Selbst jenen ins Rassistische gewendeten Antisemitismus gab es bereits auch im politischen Denken großer Unternehmer (dazu sehr aufschlussreich: 100-109). Profitmaximierung insbesondere aus rüstungs-

wirtschaftlichen Quellen und antisoziale Gegnerschaft zur Demokratie bezeugten die von Turner bestrittenen politischen Aktivitäten von Großindustriellen und Bankiers und mündeten in deren direkte Einflussnahme auf Regierungen und Parteien. Eine diktatorische Staatsform stand voran auf ihrer Wunschliste, empfanden sie doch zumeist Demokratie, Parlamentarismus und Parteienwesen lediglich als Störung des „wirtschaftlichen Gesamtprozesses“. (98)

Von solchen Positionen ausgehend stellt S. in den weiteren Teilen des Bandes den Weg zum 30. Januar 1933 als einen langwierigen, ungleichmäßig verlaufenden und komplizierten Prozess dar, in dem immer radikalere Lösungen angestrebt wurden. Aus der Fülle des verarbeiteten Materials, das in einer Rezension nicht einmal annähernd benannt werden kann, seien hier beispielhaft lediglich zwei Themenkomplexe herausgegriffen. So geht S. im Rahmen der Darstellung des Beziehungsgeflechts zwischen Industriellen, Bankiers und NSDAP auch auf die vielfach umstrittene, mitunter in der Bedeutung überhöhte, zumeist aber beschönigte Frage der NSDAP-Financen ein. Glänzend wird Turners These von der Selbstfinanzierung der NSDAP widerlegt, besonders in den Abschnitten „Das finanzielle Budget der NSDAP“ und „Legenden zur NSDAP-Finanzierung“ (183-207). Zugleich wird das Auf und Ab in den finanziellen Zuwendungen eingeordnet in den Komplex von Reibungen, taktischen Differenzen und Zerwürfnisse, die es insbesondere immer dann gab, wenn in der Propaganda der NSDAP so genannte anti-kapitalistische Ziele in den Vorder-

grund traten. Da dominierten Zweifel und Befürchtungen, und dies selbst angesichts eines von deren Führung speziell, für Ohren und Augen der Kapitalelite gedachten Wirtschaftsprogramms. Insgesamt urteilt S. resolut: Ohne die Zuwendungen durch Großindustrielle und Bankiers wäre die NSDAP nicht in der Lage gewesen, „den Weg ihres Aufstiegs zu finanzieren.“ (207)

Ein zweiter hier zu benennender Themenkomplex sei dem fünften Kapitel entnommen. Hier wird u.a. die Frage verfolgt, wie sich das 1933 installierte Nazi-Regime gegenüber den Wünschen der führenden deutschen Kapitalisten verhielt. S. vergleicht die Versprechungen aus der Zeit vor 1933 mit der Realität der Jahre danach und konstatiert einen krassen Widerspruch, dargelegt am Beispiel der unterschiedlichen Behandlung von Arbeitern der Opel-Firma und ihres Chefs: Die einen wurden im Juni 1936 fristlos entlassen, nachdem sie gegen eine Lohnsenkung protestiert hatten, hingegen hätte Fritz von Opel auf der Grundlage des „Volksverratsgesetzes“ von 1933 eine Zuchthausstrafe wegen Steuerhinterziehung erwarten müssen – er kam jedoch mit einer vergleichsweise niedrigen Geldstrafe davon. Das Verfahren wurde nicht in der vorgeschriebenen Schärfe durchgeführt, noch dazu „in Kenntnis und mit Willen des Reichswirtschaftsministers und des Führers“, wie es amtliche Berichtersteller formulierten. Der Vf. schlussfolgert: „Die einen – die Kapitalisten – schützte die Hand des 'Führers' und die anderen – die Arbeiter – waren der Mittel zur Verteidigung ihrer sozialen Rechte beraubt und es blieb ih-

nen im Ernstfall nichts anderes übrig, als jede Misshandlung hinzunehmen.“ Die vielgepriesene „Volksgemeinschaft“ erwies sich in der Praxis als eine Fiktion. (399 f.) Die deutsche Kapitalelite hatte also nach 1933 nicht mehr zu befürchten, dass antikapitalistisch auftretende Nazis irgendeinen Erfolg hätten erreichen können. Selbst die Gefahr einer Wiederholung diverser Sozialisierungs-Versprechungen musste nicht befürchtet werden.

Es sei zitiert, wie S. seine Sicht auf die politischen Hauptziele der führenden deutschen Großindustriellen und Bankiers zusammenfassend formuliert: „Erstens, eine Ostexpansion, die darauf abzielte, diese Wirtschaftsräume in direkten Besitz zu nehmen; zweitens, die Beseitigung des Versailler Vertrages und der Wiedereinstieg ins lukrative Rüstungsgeschäft; drittens, der sogenannte ‚Wiederaufstieg‘; viertens, der radikale Abbau des sozialen Systems der Weimarer Republik; fünftens, die Errichtung einer diktatorischen Regierungsform mit stark wirtschaftspolitischem Charakter, zugeschnitten auf die Bedürfnisse der deutschen Wirtschaft.“ (115 f.) In seinem Fazit (603-614) geht S. auf solche dem Kapitalismus immanente Faktoren nicht noch einmal ein. Er skizziert hier in Auseinandersetzung mit drei Grundrichtungen bisheriger Geschichtsschreibung zum Thema (benannt als marxistische, konservativ-westliche und kritisch-westdeutsche Historiografie) fünf Phasen, die es in den Beziehungen zwischen der deutschen Großindustrie und den Bankkonzernen zur NSDAP gegeben habe: In der Zeit von 1926 bis zum Sommer 1931 sieht er eine Phase der Annäherung, in der bis zum März 1933 eine Bündnisphase, vom Sommer 1933 bis

Ende 1935 eine Phase der frühen Rüstung, dann bis 1939 eine Phase der Auslieferung der wirtschaftspolitischen Macht an die deutschen Großindustrie- und Bankkonzerne sowie fünftens eine von Mai 1940 bis zum Herbst 1942 reichende Phase der Konfrontation zur Naziregierung. Für die von S. nicht untersuchten Jahre 1941 bis 1945 wird angedeutet, es habe weitere Transformationsprozesse gegeben, durch die neue Problemfelder und Auseinandersetzungen zwischen der NS-Administration und der Großindustrie entstanden seien.

Mit zwei gewichtigen Thesen endet der Band. Die eine besagt, dass die gesellschaftliche Oberschicht maßgeblich am Aufstieg der NSDAP beteiligt gewesen ist. Großindustrielle und Bankiers haben sich „jahrelang dafür eingesetzt, in Kooperation mit führenden Militärs, höchsten Staatsbeamten, Großgrundbesitzern und rechtskonservativen Historikern, die Voraussetzungen für jene politische Situation zu schaffen, welche die Vernichtung der Republik und in Zusammenhang damit die Auslieferung der politischen Macht an Hitler überhaupt erst möglich machte.“ Die zweite lautet: „Die führenden deutschen Konzerne hatten entscheidenden Anteil an der Vorbereitung und Durchführung des Zweiten Weltkrieges, wobei ihnen dieser Anteil nicht unter dem Zwang der Hitler-Regierung zufiel. Sie nahmen Anteil aus freiem, eigenem Willen und verfolgten dabei eigene Ziele. Die deutschen Konzerne setzten eine eigene Rüstungskonzeption um, und die Banken trugen den Großteil der Finanzierung. Die deutschen Konzerne übernahmen durch Raubgeschäfte einen großen Teil der europäischen Industrie und Rohstoffquellen. Durch das

Prinzip der 'wirtschaftlichen Besetzung' waren die deutschen Konzerne selbst an der Unterwerfung der europäischen Länder unter das deutsche Primat beteiligt und dehnten dabei ihre eigene wirtschaftspolitische Macht über nie erreichte Grenzen hinweg aus. Dazu erfolgte bis 1941 eine Abgabe nahezu aller wirtschaftspolitischen staatlichen Befugnisse und Kompetenzen von Seiten der NS-Administration an führende Konzerne der Chemieindustrie, der Schwerindustrie und des Bankensektors.“ (613 f.)

Man kann sicher sein: Die Bemühungen um eine wie auch immer geartete Relativierung der historischen Verantwortung deutscher Großindustrieller und Bankiers für Faschismus und Krieg werden ihre Fortsetzung finden. Doch die vorliegenden Untersuchungsergebnisse des 1972 in Eisenhüttenstadt (DDR) geborenen und von Wolfgang Wippermann zur Promotion geführten Autors wird niemand umgehen können.

*Manfred Weißbecker*

## Späte Erkenntnisse

*Ulrich Mählert (Hrsg.), Die DDR als Chance. Neue Perspektiven auf ein altes Thema. Metropol Verlag, Berlin 2016, 220 S., 19,00 Euro*

Der Band versucht ein zweites Mal eine Bilanz der DDR-Forschung in Deutschland zu ziehen.

Die erste Bilanz aus dem Jahre 2003 war weniger auf die DDR-Forschung als auf die „Aufarbeitung der SED-Diktatur“ ausgerichtet, die in 53 Beiträgen auf durchschnittlich etwa acht Druckseiten behandelt werden. Stark von der Totalitarismus-Doktrin ge-

prägt wurde eine durchgängige Delegitimierung der DDR versucht. Von den sieben Teilen des Buches sind drei den Forschungsfeldern „Herrschaft und Repression“, „Widerstand und Opposition“ sowie der „Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur“ gewidmet. Sie enthalten 25 Beiträge. Denen stehen nur zehn Beiträge zur Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte gegenüber. Sehr informativ ist der Beitrag von Matthias Buchholz zur Problematik der „DDR-Archive“. Nur 15 Autoren sind Ostdeutsche, unter denen sieben schon in der DDR mit Geschichte befasst waren. Die allermeisten Autoren stammen aus der Bundesrepublik, und viele von ihnen wandten sich der DDR-Geschichte erst in den neunziger Jahren zu.<sup>1</sup>

Die jetzt vorliegende zweite Bilanz hat diese Proportion der Autoren Ost/West weiter zugespitzt. Von den 20 Autoren, ist nur ein einziger (!) dabei, der seine wissenschaftliche Ausbildung in der DDR erfahren hat. Die Historiker aus dem Umfeld der Historischen Kommission der Partei „Die Linke“ wurden überhaupt nicht in die Arbeit einbezogen, was nicht nur auf ein Demokratie-Defizit hindeutet. Es ist wohl auch ein Zeichen dafür, dass sich diese Partei hinsichtlich der DDR-Geschichte selbst zunehmend rarmacht.

Der Herausgeber Ulrich Mählert, der eine undifferenzierte Bewertung der Forschungsleistungen der DDR-Historiker vornimmt, verweist darauf, dass seit 1990 etwa 7.000 Publikationen zum Thema erschienen sind. An-

gesichts dieser großen Zahl ist die Feststellung von Jürgen Kocka im Jahre 2003, dass die DDR „überforscht“ sei, nahe liegend. Vor allem in den 90er Jahren entwickelte sich eine Konjunktur in der DDR-Forschung, die angesichts der plötzlich geöffneten Archive, den zahlreichen Fördertöpfen für Vergleichsuntersuchungen zu den „beiden deutschen Diktaturen“ interessierte Historiker zu schnellem Erfolg und sofortigen Buchpublikationen kommen ließ. Mählert deutet an dieser Stelle vorsichtige Kritik an, andere Verfasser sind da konsequenter.

Kernstück der Bilanz ist die mit dem Buchtitel überschriebene Expertise von Dierk Hoffmann, Michael Schwartz und Hermann Wentker. Diese Expertise berücksichtigt nur die Resultate der in der community etablierten Forscher. Ergebnisse von ostdeutschen und ausländischen Historikern werden überwiegend nicht berücksichtigt. Es wird auch nicht an „heilige Kühe“ herangegangen. Die bürgerliche DDR-Forschung leidet seit langem darunter, dass die in der Zeit des Kalten Kriegs etablierten Geschichtsmymen nicht angetastet werden. So bewegt sie sich nolens volens in einem Prokrustesbett. Nur einmal taucht der Terminus „internationale Arbeiterbewegung“ auf. Wie aber soll DDR-Geschichte als Chance begriffen werden, wenn die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung so völlig ausgeklammert bleibt? Erwähnenswert ist, dass Ulrich Wehlers Abwertung der DDR-Geschichte als „sowjetische Satrapie“ zurückgewiesen wird. Als mager wird die Forschungssituation zum Jahr 1956 bezeichnet, ohne die dazu vorliegende Literatur zu nennen. Ein Hinweis auf

<sup>1</sup> Ausführliche Besprechung von Siegfried Prokop in „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, 9/2004, S. 871 f.



die seit 2013 erscheinenden „Schriften Wolfgang Harichs aus dem Nachlass“<sup>2</sup> erfolgt nicht. Über das Politbüro der SED wird gesagt, dass es nach außen hin stets als Kollektiv aufgetreten und daher nur wenig über Meinungsverschiedenheiten im Politbüro bekannt geworden sei. Dabei wurde völlig übersehen, dass sich Alfred Neumann gerade dazu dezidiert geäußert hat.<sup>3</sup> Gefordert wird auch, in der künftigen Forschung stärker ehemalige Kombinat- und Betriebsleiter in den Blick zu nehmen. Dass es dazu bereits maßstabsetzende Publikationen gibt, wird dem Leser vorenthalten.<sup>4</sup>

Nach wie vor tritt das von Günter Gauß wiederholt erörterte Problem des Grüßens von „Gessler-Hüten“ auf: „SED-Diktatur“, „zweite deutsche Diktatur“ und all die von der CDU vorgegebenen tendenziösen Begriffsprägungen im Zusammenhang mit der DDR-Geschichte<sup>5</sup>, wobei viel vorsichtiger, als es die wissenschaftliche Abteilung beim Bundestag tat, hinter den Begriff „Unrechtsstaat“ ein Fragezeichen gesetzt wird. Die Autoren fordern den Vergleich von DDR-

Geschichte und Geschichte der UdSSR und der Volksdemokratien. Dabei müsste ihnen auffallen, dass die DDR das entwickeltste Mehrparteiensystem hatte. Die UdSSR verstand sich als „Bündnis der Mitglieder der KPdSU mit den Parteilosen“. Wenn also die DDR mit ihren fünf Parteien schon als „SED-Diktatur“ gilt, was soll denn dann erst die Sowjetunion gewesen sein?

Es gibt auch einige Novationen, die es wert sind, hervorgehoben zu werden. Kathrin Hammerstein und Edgar Wolfrum weisen darauf hin, dass sich die DDR 1989/90 zur Demokratie wandelte. Diese Phase sei fester Bestandteil ihrer Geschichte. Sie warnen auch vor der Gefahr der Geschichtsklitterung, wenn sich die Zeitgeschichtsforschung nicht aus den Umarmungsversuchen durch die Politik befreit. Jürgen Kocka widerspricht Stefan Heym, in dem er feststellt, dass die DDR-Geschichte viel mehr als nur eine Fußnote war: „Die DDR war vielmehr auch der Versuch, dieses alternative Modell in einem zwar durch vorangegangene Katastrophen und fortlaufende Fremdherrschaft beeinträchtigten, aber ökonomisch, sozial und kulturell wie wissenschaftlich höchst modernen Land zu verwirklichen.“ (136) Martin Sabrow hält dem immer wieder ausgestreckten Zeigefinger auf die „Opfer der SED-Diktatur“ entgegen, dass die Zeitgeschichte als wissenschaftliche Disziplin keine moralische Anstalt sei. Zugleich tritt er dafür ein, die DDR-Forschung aus allen konjunkturstützenden Maßnahmen außerwissenschaftlicher Akteure zu entlassen. Peter Steinbach wendet sich gegen die „Verzweigungsthese“ von Arnulf Bähring, die den Zweck hatte, die DDR-Bevölkerung auch mental zu

<sup>2</sup> Herausgegeben von Andreas Heyer im Tectum Verlag, Marburg 2013 ff.

<sup>3</sup> Ulbrichts Favorit. Auskünfte von Alfred Neumann. Mit einem Vorwort von Hans Modrow sowie Beiträgen von Friedrich Wolff und Edgar Most, Berlin 2009.

<sup>4</sup> Vgl. Die Kombinatdirektoren. Jetzt reden wir. Was heute aus der DDR-Wirtschaft zu lernen ist, Berlin 2013. Karl Döring: EKO. Stahl für die DDR-Stahl für die Welt. Eine Autobiographie, Berlin 2015.

<sup>5</sup> Vgl. Geteilt. Vereint. Gemeinsam. Perspektiven für den Osten. Antrag des Bundesvorstandes der CDU Deutschlands an den 22. Parteitag am 1./2. Dezember 2008 in Stuttgart.

diskreditieren und so zu verletzen. Er spricht auch die Neigung zum Kahl-schlag bei der Straßenumbenennung und beim Schleifen von Denkmälern kritisch an: „Leicht konnte der Eindruck entstehen, die westdeutschen ‚Sieger‘ der Geschichte machten von ihrer Macht Gebrauch und vergriffen sich an Monumenten ostdeutscher Identität.“ (196) Dorothee Wierling fordert dazu auf, bestimmte dynamische Elemente in der DDR-Gesellschaft anzuerkennen. Sie zählt zu den kulturellen Modernisierungsschüben den generationellen Wandel, die Liberalisierung der sexueller Normen und die Veränderung der Geschlechterverhältnisse. Trotz der anfangs scharfen Kritik an der Kita-Erziehung der DDR sei heute evident, dass sie sich im gesamt-europäischen Vergleich auf der Höhe der Zeit befunden habe. Im Westen werde eine nachholende Modernisierung auf diesem Gebiet erst jetzt in Angriff genommen.

Ein reichliches Vierteljahrhundert nach dem Ende der DDR kommen diese Erkenntnisse reichlich spät. Sie zeigen aber an, dass die von ostdeutschen Historikern weitestgehend gesäuberte community nicht mehr nur auf agitatorischen Pfaden wandelt.

*Siegfried Prokop*

### **Am Beispiel Marburg**

*Die gekaufte Stadt? Der Fall Marburg: Auf dem Weg zur „Pohl-City“?, herausgegeben von Sebastian Chwala, Frank Deppe, Rainer Rilling und Jan Schalauske, VSA:Verlag, Hamburg 2016, 271 S., 16,80 Euro.*

Zurück in der kleinen Stadt. Der schäbige Bahnhof samt Vorplatz, der

versifft Weg in die Innenstadt – alles so schön sauber! Ein nagelneues Kongresszentrum mit Restaurants, Café und allem Drum und Dran, ein „besseres“ Hotel. Groß, aber nicht zu groß; gediegen, aber nicht protzig; bieder. Eine „Allee“ ist nach einer Frau (!) benannt, allerdings nach einer mir bis dato unbekannt. Was mir meine Gastgeberin später beim Tee erklärt, klingt ungefähr so: „Und Spoelmann finanzierte den Staat. Der Vorgang war groß und klar in seinen Grundzügen; ein Kind hätte ihn verstehen können – und tatsächlich erklärten ihn glückstrahlende Väter ihren Kindern, während sie sie auf den Knien schaukelten.“ (Thomas Mann, Königliche Hoheit, Frankfurt am Main 1960, 1974, S. 352) Doch die Geschichte spielt nicht zu Beginn des 20. Jahrhunderts im fiktiven Grimm-, sondern zu Beginn des 21. im realen Marburg. Und nicht vom „weltberühmten, richtigen Spoelmann“ ist die Rede, sondern von Reinfried Pohl (1928-2014), Gründer und langjähriger Chef der Deutschen Vermögensberatung AG (DVAG), eher in Marburg weltberühmt (ungerecht, wurde er doch 2013 auf 3,1 Milliarden Euro geschätzt; [https://de.wikipedia.org/wiki/Reinfried\\_Pohl](https://de.wikipedia.org/wiki/Reinfried_Pohl)).

Nun ist ein Buch erschienen, das meine temporäre Verwirrung aufhebt: „Die gekaufte Stadt? Der Fall Marburg. Auf dem Weg zur ‚Pohl-City‘?“. Dreizehn Autoren, unter ihnen Protagonisten dessen, was manche „Marburger Schule“ nennen, nehmen sich der allerjüngsten Geschichte der Universitätsstadt an und entdecken Exemplarisches. Wie bei Thomas Mann geht es im Kern um die Staatsfinanzen, konkret um

Kommunal- und öffentliche Rentenkassen. Kai Eicker-Wolf und Achim Truger (225ff.) belegen, dass im Zeichen von Austeritätspolitik und Krise die Einnahmen und Ausgaben der hessischen Kommunen seit den 1990ern nicht nennenswert gewachsen, deren Kassenkredite hingegen kontinuierlich angestiegen sind, essentielle kommunale Leistungen daher empfindlich eingeschränkt wurden. Christoph Ehlscheid klärt darüber auf, welche politischen Entscheidungen der Regierungen des Pohl-Freundes Kohl und des Maschmeyer-Freundes Schröder dazu geführt haben, dass die gesetzliche Rente immer mauer ausfällt, die Gewinne der deutschen Versicherungswirtschaft und Finanzdienstleister hingegen explodiert sind. Ehlscheid weiß auch, was dagegen zu tun ist: „Rücknahme des Agenda-Kurses“ (243).

Kinderleicht zu verstehen. So sehen Vermögens- und Anlageberater sich genötigt, ein Heer von „wirtschaftsnahen Wissenschaftlern, Medienvertretern ... und konservativ-liberalen Politikern“ (Ehlscheid, 243) auf uns anzusetzen. Daher geht es vor allem um die in Pohl-Hagiographien, im DVAG-Museum, in DVAG-Events, in der Architektur der DVAG-Bauten, in der DVAG-eigenen „Fachhochschule für Wirtschaft“, auch in Unterrichtsmaterialien für öffentliche Schulen aufgespielte, ideologische Begleitmusik zur neoliberalen Praxis, die Jürgen Nordmann, Frank Deppe, Christian Christen, Christian Schönholz, Bernd Albert, Ralf Schröder, Nico Biver, Georg Fülberth, Henning Köster-Sollwedel und Rainer Rilling sorgfältig analysieren. Sie erzählen und kontextualisieren die Saga von Professor Dr. Dr. h. c. mult. Reinfried Franz Pohl, von seinen

Mitarbeitern respektvoll „der Doktor“ genannt. Zum Doktor der Jurisprudenz hatte der Flüchtlingsjunge, Frontkämpfer und Streiter gegen den Kommunismus sich einst emporgearbeitet. Schmied seines eigenen und zugleich des Glückes seiner übers Land verstreuten 30.000 Mitarbeiter, allesamt Teil der großen, gut verschachtelten DVAG-Familie. „Mutter der Kompanie“: eine Marburger Konditorentochter, die Namensgeberin der Anneliese Pohl Allee. In der Familie zählte, wer dem Patriarchen am nächsten stand. Das Fußvolk verkaufte in Drückerkolonnen Versicherungspolizen. Den Löwenanteil der Provisionen strichen Ranghöhere ein; eine Pyramide, an der Spitze frühere CDU-Politiker (die CDU wurde in der Pohlschen „Landschaftspflege“ besonders bedacht; vgl. Biver, 165ff., Fülberth, 178ff.), ganz oben die hohe Familie (vgl. Christen, 130). Alles vom Geld der um ihre Alterssicherung besorgten Normalverdiener, um deren Vermögen sich „der Doktor“ kümmerte wie ein Arzt um die Gesundheit seiner Patienten. Bei Gesundheit und Vermögen werden allerdings Garantie und Haftung für Risiken und Nebenwirkungen gemeinhin ausgeschlossen, zumal in Zeiten des Niedrigzinses.

Im Gegensatz zum fiktiven Spoelmann finanzierte der reale Pohl mit dem eigenen Vermögen nun keineswegs die Stadt, aber er zahlte doch Gewerbesteuern, freilich mit einer Summe zwischen 4 und 5 Millionen Euro jährlich „Peanuts im Vergleich zu Nachfolgefirmen der (traditionsreichen, pharmazeutischen, EA) Behringwerke“ (Nordmann, 33) und weniger als am früheren Firmenhauptsitz Frankfurt am Main (vgl. Christensen, 172ff.). Aus

dem Ersparten spendete er großzügig an universitäre, kulturelle, soziale Institute, Projekte und Vereine, die ihm persönlich am Herzen lagen (vgl. Nordmann, 32f.). Dafür wurde er mit Dank überhäuft: Ehrendoktor, Ehrensenator, Ehrenbürger, Ehrenprofessor. „Anerkennung für Geld“ (Nordmann) oder Ehre, wem Ehre gebührt.

Wie so etwas Altvorderes, Verlässliches in einer Welt sich auflösender ökonomischer und sozialer Gewissheiten bestens funktionieren kann, demonstrieren die Autoren (besonders Deppe, 77ff.) in guter, ideologiekritische Tradition, die den Gegenstand ernst nimmt und zugleich weit über ihn hinausweist. Man lernt auf höchst unterhaltende Weise viel Neues über das Zusammenspiel von „Politik und Wirtschaft“, über Arm und vor allem über Reich (vgl. Rilling, 195ff.), die Spielräume von Kommunalpolitik im 21. Jahrhundert und nicht zuletzt über die Valenz dessen, was früher „Überbau“ hieß. Auch dies beispielhaft.

2012 kommt das System ins Stolpern. Eine skurrile Anekdote dazu erzählen die Herausgeber auf den ersten Seiten; sie wurde zum Anlass der von der Rosa Luxemburg Stiftung geförderten Untersuchung. Und ein Nachtrag zum Schluss: Am 21. März 2016 verhängt der Marburger Magistrat eine Haushaltssperre. Ein Steuersubjekt hat ca. 20 Millionen Euro Gewerbesteuer-rückzahlungen geltend gemacht, ein Viertel des städtischen Haushalts. Nicht etwa um die Pohlsche DVAG geht es, sondern um eine weltweit operierende britische Nachfolgefirma der Behringwerke.<sup>1</sup> Es scheint, der „welt-

berühmte, richtige Spoelmann“ wird in Marburg nun doch noch dringend gebraucht.

*Elisabeth Abendroth*

## **Nicht nur eine Erpressergeschichte**

*Andreas Wehr, Der kurze griechische Frühling. Das Scheitern von SYRIZA und seine Konsequenzen; PapyRossa Verlag, Köln 2016, 191 S., 13,90 Euro*

Flüssig und für politisch Interessierte verständlich geschrieben, legt Andreas Wehr sein zweites Buch zur ‚Griechenlandkrise‘ vor. Sein erstes – ‚Griechenland, die Krise und der Euro‘ von 2010/2011 – hatte sich mit Verlauf und Ursachen der ‚Eurokrise‘ befasst, die beiden ersten ‚Retzungspakete für Griechenland‘ sezziert und die soziale Katastrophe, die sie anrichteten. Der vorliegende Band knüpft daran an und nimmt insbesondere den Aufstieg der ‚radikal-linken‘ Syriza und ihre Kapitulation vor den EU-Institutionen in der dritten ‚Griechenlandkrise‘ 2015 in den Fokus. Die zentrale Schlussfolgerung des Autors auf dem Einband lautet: „Es wurde offensichtlich, dass es ein ‚demokratisches und soziales Europa‘ unter den Bedingungen des Euros und der EU nicht geben wird.“

Im Kapitel ‚Von der Finanz- zur Eurokrise‘ (9-28) erläutert er, dass die mit der Krise 2007/2009 sichtbar gewordenen wirtschaftlichen Ungleichgewichte innerhalb der Eurozone nicht allein mit der unterschiedlichen Entwicklung von Lohnstückkosten und ‚deutschem Lohndum-

<sup>1</sup> <http://www.fh.de/news-service/fh-nachrichten/Controller/News/nAction/how/>

ping' erklärt werden können. Mit Berufung auf Rudolf Hilferding, W.I. Lenin, Hans-Werner Sinn und Lucas Zeise macht er den Kapitalextort aus den kerneuropäischen Ländern in die EU-Peripherie für diese verantwortlich, die zunächst z.B. in Spanien, Irland, Griechenland usw. zu spekulativen Booms mit hohen Wachstumsraten (Immobilien- und Finanzwirtschaft etc.) führten, nach ihrem Platzen die Banken- und Finanzkrise beförderten und durch eine verfehlte Bankenrettung in einer Staatsschuldenkrise mündeten. Aus meiner Sicht wären einige Erläuterungen zur Wirtschaftskrise – dem anhaltenden 'langen Abschwung' der westlichen kapitalistischen Ökonomien seit 1973 – als Hintergrund dieser Entwicklungen sinnvoll gewesen.

Wehr hält nichts von der singulären These von ‚dem Fall Griechenland‘ (28-46). Er ruft in Erinnerung, wie zunächst ab 2009 angesichts der Zahlungsbilanzkrisen in Lettland, Ungarn und Rumänien von EU und IWF die gleiche Strangulierungspolitik durchgesetzt wurde wie später gegenüber Hellas. Sie waren bereits das Testfeld für die dann kommende ‚Troika‘-Konstruktion und das Vorgehen gegenüber Irland, Portugal und Zypern danach. Die osteuropäischen ‚Versuchskaninchen‘ für den Austeritätskurs der EU werden auch in der westeuropäischen Linken bis heute kaum wahrgenommen.<sup>1</sup> Wehrs

‚systemische‘ Analyse finde ich aufklärerisch gegenüber einer überwiegend sozial-moralischen Empörung zum ‚Fall Griechenland‘, die in der Linken weit verbreitet ist.

Fundiert und gut belegt schildert Wehr kurz und knapp (46-63) die Maßnahmen und Auswirkungen der ersten beiden Troika-Memoranden und wie das politische System Griechenlands dadurch völlig in die Krise geriet (Scheitern der großen Parteien PASOK und Nea Dimokratia). Es folgt ein informativer Überblick zur griechischen Linken und den Faktoren, die zum Aufstieg Syriza führten (63-80). Die folgenden vier Kapitel widmen sich dem ‚Kampf um eine Ende der Austerität in Griechenland‘ – vom ersten Wahlsieg Syrizas am 25. Januar 2015 über die fünf Monate dauernden Verhandlungen mit den EU-Institutionen, das ‚Nein‘ beim Referendum vom 5. Juli 2015 bis zur Kapitulation durch die Annahme des Dritten Memorandums am 12. Juli 2015.

Wehrs These vom ‚Putsch in der Syriza‘ (148-163) ist gut belegt. Immerhin 109 von 210 Mitgliedern des Zentralkomitees von Syriza lehnten die Vereinbarung über das dritte Memorandum vor der Parlamentsabstimmung ab. Dort kam es danach nur durch, weil die Opposition (PASOK, ND, To Potami) mehrheitlich dafür stimmte – die Stimmen der Regierungskoalition aus Syriza und der rechten ANEL reichten nicht. De facto bildete sich so eine Mehrheit in der Logik einer ‚nationalen Einheitsregierung‘ heraus, wie zuvor unter PASOK und ND. Ein Parteitag von Syriza vor der von Tsipras lancierten Neuwahl am 20. September 2015 kam nicht zustande – obwohl

<sup>1</sup> Ausführlicher dazu siehe Klaus Dräger/Andreas Wehr: Die EU und die Krise: ‚Die ewige Wiederkehr des Gleichen‘, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 1/2010; <http://www.dielinke-europa.eu/article/7065.die-eu-und-die-krise-supplement-der-zeitschrift-sozialismus-1-2010.html>

Ende Juli 2015 die Einberufung eines außerordentlichen Parteitags vom Zentralkomitee von Syriza beschlossen wurde. Die Syriza-Dissidenten – 39 Abgeordnete von ihnen stimmten gegen das Memorandum – verließen die Partei. Erst mal Fakten schaffen, später beraten und abstimmen war allerdings schon seit längerem die ‚Methode Tsipras‘. Von der einstigen ‚Aktivistenpartei‘ Syriza mit einer starken Verankerung in sozialen Netzwerken und Bewegungen ist nach einem Massensexodus von Mitgliedern nur noch ein Schatten ihrer selbst übrig geblieben. Geblieben sind überwiegend die Akademiker von Synapsismos sowie Beschäftigte des Parteiapparats und von Regierungsstellen – die Neue Syriza.

Wehr analysiert m.E. zu Recht, dass Griechenland durch das dritte Memorandum abermals zu einer Halbkolonie der EU herabgestuft wurde. Alle Schritte zur Umsetzung des Memorandums müssen nunmehr mit dem ‚Quartett‘ aus EU-Kommission, IWF, EZB und ESM vorab abgestimmt werden, bevor sie überhaupt im Kabinett und dem griechischen Parlament beraten werden dürfen (159). Diesmal wird die institutionelle Aufsicht allerdings noch weiter verschärft. Die Zentrale Steuerbehörde Griechenlands (General Secretariat of Public Revenue) wurde zu einer von der Regierung unabhängigen Behörde gemacht, deren Dekrete sind Entscheidungen des Kabinetts gleichgestellt. Diese Behörde wird im Hintergrund von Brüsseler Beamten gesteuert. Ferner wurde ein aus fünf Mitgliedern bestehender ‚Rat für Haushaltsdisziplin‘ (Council for Fiscal Discipline) eingerichtet. Auch dieser ist von der Regierung unabhängig und wird vom ‚Quartett‘ streng überwacht.

Er kann Ausgabenkürzungen in jedem Bereich verhängen, sofern er der Auffassung ist, dass das geplante Ziel eines Haushaltsüberschusses von 3,5 Prozent bis 2018 gefährdet sein könnte.

Das Schlusskapitel – ‚Das Scheitern von Syriza – ein Lehrstück‘ (163-185) – verweist darauf, dass die Regierung Tsipras zu keiner Zeit einen ‚Plan B‘ in Erwägung zog – sei es auch nur, um den EU-Institutionen damit zu drohen, um einen ‚ehrenhaften Kompromiss‘ herausholen zu können. Wehr stellt dabei die Vorschläge von Costas Lapavistas zu einem Plan B für Griechenland als Alternative dar. Eine kritische Bewertung der Diskussion innerhalb der europäischen Linken nach der Wende von Syriza schließt den Band ab.

Jene Linke, die weiter auf ein Abrücken der Regierungskoalition von Syriza und Anel von der Austeritätspolitik hoffen, können bislang auf keinerlei solche Signale verweisen. Tsipras setzt das Memorandum bisher Schritt für Schritt um, inklusive einer erneuten Kürzung der Renten. Generalstreiks der Gewerkschaften und massive Proteste von Bauern, Freiberuflern und kleinen Selbständigen zeigen, dass der soziale Widerstand in Griechenland noch nicht gebrochen ist. Über eine Erweiterung der Koalition um PASOK und die liberale To Potami wird laut nachgedacht.

Auch andere Entwicklungen dürften die Europäische Linkspartei nicht freuen: „Das Außenministerium hat eine Erklärung herausgegeben, dass es mit der EU-Politik der Kennzeichnung von Produkten aus den von Israel besetzten Gebieten nicht einverstanden ist. Tsipras besuchte Jerusa-

lem und erkannte es als die Hauptstadt Israels an; das haben nicht einmal die USA gemacht. (...) Schäuble verlangte Rentenkürzungen und die Verpfändung von Immobilien an die Banken, er forderte allerdings nicht Unterwürfigkeit gegenüber Netanyahu.<sup>2</sup> Den Flüchtlingsdeal der EU mit der Türkei lehnt Dietmar Bartsch für die Bundestagsfraktion der LINKEN scharf ab – Tsipras will ihn mit Hilfe von Experten und Mitarbeitern der EU strikt umsetzen. Das UNO Flüchtlingshilfswerk UNHCR kritisierte, dass die Registrierungscentren für Flüchtlinge in Griechenland durch die Vereinbarung mit der Türkei zu geschlossenen „Hafteinrichtungen“ geworden sind, weshalb es seine Aktivitäten an den Hotspots einschränkte. Es ist also nicht nur das Thema Austeritätspolitik, bei dem die Europäische Linke mit ihrem einstigen Hoffnungsträger der ‚radikalen Linken‘ in Griechenland Probleme bekommt.

Klaus Dräger

## Kapitalismus als Fluchtursache?

*Slavoj Žižek, Der neue Klassenkampf. Die wahren Gründe für Flucht und Terror. Ullstein, Berlin 2015, 96 Seiten, 8 Euro.*

Der prominente slowenische Philosoph Slavoj Žižek verspricht im Titel seines neuen Buchs, die „wahren Gründe für Flucht und Terror“ aufzudecken. Und der Klappentext verrät auch schon das Ergebnis: „Nicht die Flüchtlinge be-

drohen unsere Gesellschaft – vielmehr bedroht das globale Kapital die gesamte Weltordnung.“ Stutzig macht zunächst die Rede von „unserer Gesellschaft“. Die bloß europäische, um nicht zu sagen eurozentrische Perspektive durchzieht das gesamte Buch: „Die Pariser Terroranschläge wie auch der Flüchtlingsstrom“, schreibt der Autor, „erinnern uns für einen Augenblick an die gewalttätige Welt außerhalb unserer Kuppel.“ Žižek streift in seinem Essay durch die Konfliktregionen der Welt, allerdings ohne erkennbaren roten Faden. Auf dem Weg fallen inhaltsleere Sätze wie dieser: „Die USA und China sind, metaphysisch betrachtet, beide gleich: der gleiche hoffnungslose Wahnsinn einer entfesselten Technologie und einer entwurzelten Lebensweise des Durchschnittsbürgers.“ Kritisiert werden die rechtsradikalen Parteien Europas, aber auch angebliche linksliberale Vorurteile. Dazu zählt der Autor die „Vorstellung der Schutz der eigenen Lebensweise sei an sich protofaschistisch oder rassistisch.“ Das Problem ist hier das Wort „eigene“, als ob „wir“ eine exklusive Lebensweise hätten. Wie Millionen Menschen in Europa, so behandelt Žižek stellenweise auch die Immigranten als Kollektivsubjekt, dem er pauschal Absichten zuschreibt: „Die Flüchtlinge wollen ein Stück vom Kuchen abhaben – sie erwarten im Grunde genommen, die Vorzüge der westlichen Wohlfahrtsstaaten nutzen zu können, ohne ihren eigenen Lebensstil zu ändern, dessen Grundzüge jedoch teilweise nicht mit den ideologischen Grundlagen westlicher Sozialstaaten vereinbar sind.“ Es sei eine „Tatsache, dass die meisten Flüchtlinge aus Kulturen kommen, die mit den westlichen Beg-

<sup>2</sup> Stathis Kouvelakis: Syriza's Rise and Fall; in: New Left Review 97, Jan./Feb. 2016, S.68/69.

riffen von Menschenrechten unvereinbar sind.“ Unterstellt wird eine homogene Gruppe, ohne politische oder Klassenunterschiede, ohne Verschiedenheit der Herkunft oder der Generationen, ohne jene Gegensätze zwischen links und rechts, Stadt und Land, Konservatismus und Fortschritt, die im „arabischen Frühling“ deutlich zutage traten. Immerhin wird anerkannt, dass „viele“ Immigranten versuchen, „den schrecklichen Bedingungen in ihrem Heimatland zu entfliehen.“

Es steht auch Richtiges im Buch, etwa, dass Fluchtursachen auch in der Destabilisierung Nordafrikas und des Nahen und Mittleren Ostens durch die westliche Kriegspolitik zu finden sind oder im westlichen Ressourcenverbrauch, der Rohstoffkriege in Zentralafrika befeuert. Was das mit dem „globalen Kapital“ zu tun hat, bleibt offen. Geopolitisch argumentiert Žižek

naiv und höchst unplausibel, wenn er mutmaßt, dass die „versteckte Absicht hinter der deutschen Großherzigkeit“ hinsichtlich der sogenannten Flüchtlingsfrage „im Versuch besteht, den bitteren Nachgeschmack runterzuspülen, den der Umgang mit den Griechen Anfang 2015 hinterlassen hat.“ Der Essay endet mit dem, was man ein „Rotschwänzchen“ nennt: „Wir müssen den Klassenkampf wieder auf die Tagesordnung bringen. Und das ist allein dadurch zu bewerkstelligen, dass man auf der globalen Solidarität der Ausgebeuteten und Unterdrückten besteht.“ Ohne Konkretisierung bleiben solche Aufrufe phrasenhaft und folgenlos. Und vielleicht ist das ganze Thema auch zu ernst, um auf die Schnelle darüber Pamphlete zu verfassen und auf den Buchmarkt zu werfen.

*Michael Zander*

---

## Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch, David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnement-

---

preis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de); internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)  
 Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Bitte beachten Sie die Beilage des VSA-Verlags, Hamburg.

Redaktionsschluss: 30.04.2016.



## Autorinnen und Autoren

**Dr. Elisabeth Abendroth** – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftlerin

**Dr. Hans-Henning Adler** – Oldenburg, Rechtsanwalt, Stadtratsmitglied

**Dr. Alexander Amberger** – Berlin, Historiker, wiss. Mitarb. bei Helle Panke e.V.

**Mag. Dr. Walter Baier** – Wien, Ökonom, Koordinator des Netzwerks „transform! Europa, 1994-2005 Vors. der KPÖ

**Prof. Dr. Dieter Boris** – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

**Friedrich Carl** – Köln, Diplom-Informatiker

**Dr. Alexander Charlamenko** – Moskau, Politologe, Lateinamerikawissenschaftler, Direktor der Abteilung für wissenschaftliche Information des Instituts für Lateinamerika der Russischen Akademie der Wissenschaften

**Sebastian Chwala** – Marburg, Diplom-Politikwissenschaftler, Doktorand, Kreisvorsitzender DIE LINKE. Marburg-Biedenkopf

**Klaus Dräger** – Köln, Publizist, Z-Beirat

**Dominik Feldmann** – Siegen, Student der Politikwissenschaften

**Prof. Dr. Georg Fülberth** – Marburg/L., Politikwissenschaftler

**Prof. Dr. Karl-Heinz Gräfe** – Freital, Historiker

**Gudrun Havemann** – Mülheim/Ruhr, Philosophin, Lehrerin

**Dr. Jörg Goldberg** – Frankfurt/M. Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

**Daniel Göcht, M.A.** – Köln, Literaturwissenschaftler und Philosoph, tätig in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit

**Juri Kilroy** – Jena, Student der Politikwissenschaften

**Dr. Kai Köhler** – Berlin, Literaturwissenschaftler

**Dr. André Leisewitz** – Weilrod/Ts., Dipl. Biologe, Z-Redakteur

**John Lütten** – Jena, Student der Soziologie

**Prof. Dr. Mohssen Massarrat** – Osnabrück, Politikwissenschaftler, Hochschul-lehrer

**Dr. Gert Meyer** – Marburg, Politikwissenschaftler

**Lennart Michaelis** – Leipzig, Student der Politikwissenschaften

**Steffen Niese** – Berlin, Politikwissenschaftler, Doktorand, Mitarbeiter MdB Wolfgang Gehrcke

**Dr. Paul Oehlke** – Köln, Sozialwissenschaftler

**Patrick Ölkrug** – Marburg, Student der Politikwissenschaft

**Maximilian Pichl** – Frankfurt/M., Jurist, Mitarbeiter bei PRO ASYL e.V., Doktorand

**Prof. Dr. sc. Siegfried Prokop** – Bernau, Historiker

**Dr. Jürgen Reusch** – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

**Prof. Dr. Werner Röhr** – Berlin, Historiker

**Lea Schneidemesser** – Jena, Studentin der Soziologie

**Dr. Karl Unger** – Wien, Sozialwissenschaftler

**Sebastian Wehrhahn** – Berlin, Philosoph, Mitarbeiter MdB Martina Renner

**Prof. Dr. Manfred Weißbecker** – Jena, Historiker

**Dr. Gerd Wiegel** – Berlin, Politikwissenschaftler, Fachreferent Rechtsextremismus/Antifaschismus der Linksfraktion, Z-Redakteur

**Dr. Michael Zander** – Berlin, Psychologe, Vertretungsprof. HS Magdeburg-Stendal

Sie lügen  
wie gedruckt.  
Wir drucken,  
wie sie lügen.

Jetzt am  
Kiosk

[www.jungewelt.de](http://www.jungewelt.de)

[facebook.com/jungewelt](https://www.facebook.com/jungewelt) [twitter.com/jungewelt](https://twitter.com/jungewelt)



# VSA: Europa – rechte Irrwege, linke Perspektiven



Walter Baier/Bernhard Müller/Eva Himmelstoss (Hrsg.)  
**Das Rätsel Europa**  
 transform! Jahrbuch 2016  
 304 Seiten | € 22.80  
 ISBN 978-3-89965-710-4  
 Das zweite Jahrbuch des linken europäischen Thinktanks.



Frank Bsirske/Klaus Busch/Olivier Höbel/Rainer Knerler/Dieter Scholz (Hrsg.)  
**Gewerkschaften in der Eurokrise**  
 Nationaler Anpassungsdruck und europäische Strategien  
 240 Seiten | € 19.80  
 ISBN 978-3-89965-681-7



Tom Stroh Schneider  
**What's left?**  
 Europas Linke, der Rechtsruck und ein sozialistischer Kompromiss  
 Eine Flugschrift in Kooperation mit neues deutschland  
 96 Seiten | € 9.80  
 ISBN 978-3-89965-669-5

Der Sozialismus kommt



kritisch links

Analysen  
 Positionen  
 Berichte

monatlich gedruckt  
 Jahresabo € 70,-  
 (€ 50,- ermäßigt)

täglich im Netz  
[www.sozialismus.de](http://www.sozialismus.de)



Alexander Häusler/Fabian Virchow (Hrsg.)  
**Neue soziale Bewegung von rechts?**  
 Zukunftsängste | Abstieg der Mitte | Ressentiments  
 Eine Flugschrift  
 132 Seiten | € 11.00  
 ISBN 978-3-89965-711-1



Joachim Bischoff/Elisabeth Gauthier (1950-2016)/Bernhard Müller  
**Europas Rechte**  
 Das Konzept des »modernisierten« Rechtspopulismus  
 Eine Flugschrift  
 132 Seiten | € 11.00  
 ISBN 978-3-89965-663-3



Raul Zelik  
**Im Multiversum des Kapitals**  
 Wer herrscht wie, wer protestiert, wer nicht und warum nicht?  
 Eine Flugschrift in Kooperation mit der WOZ – Die Wochenzeitung  
 96 Seiten | € 9.00  
 ISBN 978-3-89965-694-7



Freerk Huiskens  
**Abgehauen**  
 eingelagert aufgefischt durchsortiert abgewehrt eingebaut – Neue deutsche Flüchtlingspolitik – Eine Flugschrift  
 144 Seiten | € 9.80  
 ISBN 978-3-89965-692-3

Mehr Infos unter  
[www.vsa-verlag.de](http://www.vsa-verlag.de)

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

**„Der Ruin der Mittelklasse ist eine viel beklagte Folge unserer vielgepriesenen Gewerbefreiheit, er ist ein notwendiges Resultat der Vorteile, die der große Kapitalist über seinen weniger besitzenden Konkurrenten hat, er ist das energischste Lebenszeichen der Tendenz des Kapitals, sich in wenigen Händen zu konzentrieren. (...) So entsteht dann der schroffe Gegensatz von wenigen Reichen auf der einen und vielen Armen auf der anderen Seite. (...) Und solange die jetzige Basis der Gesellschaft beibehalten wird, solange wird es unmöglich sein, diesem Fortschritt der Bereicherung weniger Einzelnen und der Verarmung der großen Masse Einhalt zu tun; der Gegensatz wird sich schärfer und schärfer ausbilden, bis endlich die Not die Gesellschaft zu einer Reorganisation nach vernünftigeren Prinzipien zwingt.“**

**Friedrich Engels, [Zwei Reden in Elberfeld (I)] [1845], in: MEW 2, S. 537.**

Internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)  
e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)

ISSN 0940-0648